

blanvalet

The background of the entire image is a stylized, high-contrast illustration of a Queen of Spades playing card. The card is oriented vertically, with the top corner in the upper left. The Queen's face is shown in profile, facing left, wearing a crown and a patterned dress. She holds a large spade in her right hand. The card's border is a thick, dark line. The text 'JEFFERY DEEVER' is printed in large, bold, white capital letters across the middle of the card. Below it, the word 'GEZINKT' is printed in slightly smaller, bold, white capital letters. The card's suit symbol, a spade, is visible in the top left corner, and the letter 'D' is in the bottom right corner.

JEFFERY DEEVER

GEZINKT

Jeffery Deaver

Gezinkt

Roman

Deutsch von Fred Kinzel

blanvalet

Inhaltsverzeichnis

Buch

Autor

Liste der lieferbaren Titel

Widmung

Vorwort

Kapitel und Vers

Der Pendler

Der westfälische Ring

Überwachung

Das schwarze Schaf

Die Vernehmung

Angst

Der Freispruch

Das Mädchen im Stollen

Die Locard'sche Regel

Kalte Rache

Der Nachahmungstäter

Der Voyeur

Die Pokerlektion

Siebenunddreißig Grad

Immer einen Besuch wert

Nachwort zu »Angst«

Copyright

Buch

Die vorliegenden sechzehn packenden und abgründigen Kurzgeschichten beweisen einmal mehr, mit welcher Meisterschaft Jeffery Deaver das Thriller-Genre beherrscht. Egal ob es um einen wohl tätigen Millionär geht, der im Schlaf erschossen wird und dessen Frau dem Mörder angeblich nur ganz knapp entgehen konnte... Oder um ein junges Mädchen, das in einem Stollen unter der Erde gefangen ist und zu dem sich zwei Männer trotz aller Gefahren – und aus sehr unterschiedlichen Gründen – vorkämpfen... Oder ob von einem Krimiautor die Rede ist, dessen gewalttätige Geschichten ganz plötzlich bittere Realität werden... In Jeffery Deavers doppelbödiger Welt voll atemberaubender Spannung und überraschender Wendungen gibt es letztlich nur zwei Gewissheiten: Nichts ist, wie es scheint, und einer spielt immer mit gezinkten Karten!

Autor

Jeffery Deaver gilt als einer der weltweit besten Autoren intelligenter psychologischer Thriller. Seit seinem ersten großen Erfolg als Schriftsteller hat er sich aus seinem Beruf als Rechtsanwalt zurückgezogen und lebt nun abwechselnd in Virginia und Kalifornien. Seine Bücher wurden in 15 Sprachen übersetzt und haben ihm bereits zahlreiche renommierte Auszeichnungen eingebracht.

Liste der lieferbaren Titel

Die Lincoln-Rhyme-Romane: Die Assistentin. Roman (41644)
– Letzter Tanz. Roman (41650) – Der Insektensammler. Roman (35905) – Der faule Henker. Roman (36484) – Das Gesicht des Drachen. Roman (36091) – Das Teufelsspiel. Roman (36829) – Der gehetzte Uhrmacher. Roman (geb. Ausgabe, 0202)

Die Kathryn-Dance-Romane: Die Menschenleserin. Roman (geb. Ausgabe, 0283)

Die John-Pellam-Romane: Feuerzeit. Roman (35823) – Todesstille. Roman (35946) – Ein einfacher Mord. Roman (35947)

Außerdem lieferbar: Ein tödlicher Plan. Roman (36063) – Blutiger Mond. Roman (36560) – Nachtgebet. Roman (36037)

Für John Gilstrap

Vorwort

Von Zeit zu Zeit tue ich etwas, das noch beängstigender ist, als kranke und verdrehte Geschichten und Romane zu schreiben: Ich schnappe mir ein Mikrofon und stelle mich in einen Raum voller Menschen.

Nein, ich spreche nicht von *American Idol*; es geht darum, dass ich Schreiben unterrichte.

Eine der am häufigsten gestellten Fragen, wenn ich Professor spiele, ist folgende: Soll ich damit anfangen, Kurzgeschichten zu schreiben, und mich dann zu Romanen hocharbeiten? Meine Antwort lautet: Nein. Es ist nicht so, als würde man mit Dreiradfahren beginnen und allmählich zu einem Fahrrad aufsteigen. Verzeihen Sie meinen unbeholfenen Metaphernmix, aber Romane und Kurzgeschichten sind nicht einmal wie Äpfel und Birnen; sie sind wie Äpfel und Kartoffeln.

Romane wollen den Leser auf allen Ebenen emotional gefangen nehmen, und um dieses Ziel zu erreichen, muss der Autor seine Figuren ausführlich und in die Tiefe gehend entwickeln, er muss realistische Szenarien erschaffen, umfangreiche Recherchen betreiben und ein strukturiertes Erzähltempo einschlagen, das zwischen nachdenklichen und aufregenden Passagen wechselt.

Eine Kurzgeschichte ist anders. Wie ich in der Einleitung zu meiner ersten Sammlung von Geschichten schrieb, *liegt der Witz bei einer Kurzgeschichte nicht in einer Achterbahnfahrt voller überraschender Wendungen, mit Figuren, über die der Leser mit der Zeit einiges erfahren hat und die er liebt oder hasst; es geht auch nicht um spezielle Schauplätze mit sorgfältig beschriebener Atmosphäre. Kurzgeschichten sind wie die Kugeln eines Heckenschützen. Schnell und vernichtend. In solch einer Geschichte kann man aus dem Guten Böses und aus dem Bösen noch Böseres machen, und was am meisten Spaß macht: aus wirklich Gutem wirklich Böses.*

Für mich ist es das überraschte »O mein Gott«, worauf es bei Kurzgeschichten ankommt. Vor ein paar Jahren schrieb ich ein Buch über einen psychotischen Zauberkünstler [»Der faule Henker«], und ich erkannte, dass das Buch in gewisser Weise von mir handelte (als Autor, wie ich rasch anfügen darf, nicht als Psychopath oder Zauberer). Bei der Recherche zu dem Buch lernte ich viel über Fingerfertigkeit, Irreführung, Ablenkung und Illusion, und mir wurde klar, dass ich mich seit Jahren genau solcher Tricks bedient hatte, um meine Leser einzulullen und sie dann – peng – aufzuschrecken, wenn sie es am wenigsten erwarten.

Während sie meine linke Hand beobachten, holt die rechte zum Schlag aus.

Seit jene erste Sammlung 2003 veröffentlicht wurde, habe ich mir weiter schuldbewusst das Vergnügen gemacht, hin und wieder ein, zwei Tage freizunehmen, um weitere Geschichten zu schreiben, die allesamt dieser oben beschriebenen Philosophie anhängen: Alle Moral und alles Gefühl über Bord zu werfen, um auf die Wendung hinzuarbeiten, die einem das Blut gerinnen lässt.

Wie in meiner ersten Sammlung finden Sie auch in dieser Geschichten der unterschiedlichsten Art, die alle meine Lieblingsthemen zum Inhalt haben: Rache, Wollust, Psychosen, Verrat und Gier, zusammen mit einer (wenn man so sagen darf) gesunden Dosis an zerrütteten Familienverhältnissen. Eine Geschichte spielt in Italien, eine andere im viktorianischen England. Eine hat einen aalglatten Anwalt in einer kleinen Stadt zum Helden, und eine andere entdeckt leichtgläubige Touristen in einer großen. Sie sehen Voyeure, ruchlose Mörder, meine Version des *Da Vinci Code* und sogar eine Geschichte über einen – wer hätte es gedacht – Krimiautor.

Und für alle, die gern einen Einblick in handwerkliche Kniffe gewinnen möchten, habe ich ein kurzes Nachwort zu einer der Geschichten (»Angst«) in den Band mit aufgenommen, das illustriert, wie ich die Idee der Angst in meine Ge-

schichten einbaue. Ich habe es ans Ende gesetzt, um keine Überraschungen zu verraten.

Zu guter Letzt ein Wort des Dankes an alle, die mich ermutigt haben, diese Geschichten zu schreiben, vor allem an Janet Hutchins und ihr unschätzbares *Ellery Queens Mystery Magazine*, an Marty Greenburg, Otto Penzler, Deborah Schneider, David Rosenthal, Marysue Rucci und, wie immer, Madelyn Warcholik.

Also, lehnen Sie sich zurück, und genießen Sie das Buch – und schauen Sie, ob Sie schlauer sind als ich. Lassen Sie meine rechte Hand nicht aus dem Auge.

Oder war es die linke?

Kapitel und Vers

»Reverend... Darf ich Sie ›Reverend‹ nennen?«

Der rundliche Mann mittleren Alters mit dem Priesterkragen lächelte. »Das geht schon in Ordnung.«

»Ich bin Detective Mike Silverman vom Büro des Bezirksheriffs.«

Reverend Stanley Lansing nickte und betrachtete prüfend den Ausweis und die Dienstmarke, die ihm der fahrigke, dünne Detective mit dem schwarzgrau gesprenkelten Haar entgegenstreckte.

»Ist etwas passiert?«

»Nichts, was Sie betrifft, Sir. Nicht direkt, meine ich. Ich habe mir nur gedacht, Sie könnten uns vielleicht bei einem kleinen Problem helfen.«

»Ein Problem, soso. Na, dann kommen Sie doch bitte herein, Officer.«

Die Männer gingen in das Büro, das sich an die First Presbyterian Church of Bedford anschloss, ein malerisches weißes Gotteshaus, an dem Silverman auf dem Weg zur Ar-

beit und zurück schon Tausende Male vorbeigekommen war, ohne je einen Gedanken daran zu verschwenden.

Bis zu dem Mord von heute Morgen.

In Reverend Lansings Büro war es muffig, und ein Staubschleier bedeckte die meisten Möbel. Er wirkte verlegen. »Ich muss mich entschuldigen. Meine Frau und ich waren letzte Woche in Urlaub. Sie ist immer noch droben am See. Ich bin zurückgekommen, um meine Predigt zu schreiben – und sie natürlich meinen Schäfchen am Sonntag zu halten.« Er lachte sarkastisch. »*Falls* sich überhaupt jemand in der Kirche einfindet. Merkwürdig, wie die Religiosität um Weihnachten herum immer ansteigt und zur Urlaubszeit einen Tiefpunkt erreicht.« Der Geistliche sah sich stirnrunzelnd in seinem Büro um. »Ich fürchte, ich kann Ihnen gar nichts anbieten. Die Sekretärin hat ebenfalls frei. Obwohl Sie, unter uns gesagt, nichts versäumen, wenn Sie ihren Kaffee nicht kosten.«

»Danke, ich brauche nichts«, sagte Silverman.

»Und was kann ich nun für Sie tun, Officer?«

»Ich halte Sie nicht lange auf. Ich benötige religiösen Sachverstand bei einem Fall, den wir gerade bearbeiten. Ich wäre ja zum Rabbi meines Vaters gegangen, aber meine Frage hat mit dem Neuen Testament zu tun, und das ist mehr Ihr Gebiet als unseres, nicht wahr?«

»Nun ja«, sagte der freundliche, grauhaarige Reverend, wischte sich die Brille am Revers seiner Jacke ab und setzte sie wieder auf. »Ich bin nur ein Kleinstadtpastor und wohl kaum ein Experte. Aber wahrscheinlich dürfte ich mich mit Matthäus, Markus, Lukas und Johannes besser auskennen als der Durchschnittsrabbi. Sagen Sie mir, wie ich helfen kann.«

»Sie haben bestimmt schon vom Zeugenschutzprogramm gehört, oder?«

»So wie in *Goodfellas*? *Die Sopranos*?«

»Mehr oder weniger, ja. Das Bundesprogramm wird von den US-Marshals geleitet, aber wir haben im Bundesstaat unser eigenes Zeugenschutzsystem.«

»Tatsächlich? Das wusste ich nicht. Aber es ist sicherlich vernünftig.«

»Ich bin hier im Bezirk für das Programm zuständig, und eine der Personen, die wir beschützen, soll demnächst bei einem Prozess in Hamilton als Zeuge erscheinen. Unsere Aufgabe ist es, ihn sicher durch das Verfahren zu bringen, und nachdem wir – hoffentlich – eine Verurteilung erwirkt haben, besorgen wir ihm eine neue Identität und schaffen ihn aus dem Staat.«

»Ein Mafiaprozess?«

»Etwas in der Art.«

Silverman durfte nicht genauer auf die Einzelheiten des Falles eingehen – dass der Zeuge Randall Pease, ein Schläger des Drogendealers Tommy Doyle, gesehen hatte, wie sein Boss einem Rivalen eine Kugel in den Kopf schoss. Obwohl Doyle dafür bekannt war, dass er rücksichtslos jeden umbrachte, der eine Bedrohung für ihn darstellte, hatte sich der wegen Körperverletzung, Drogen- und Waffenvergehen angeklagte Pease bereiterklärt, im Gegenzug für Strafmilderung gegen ihn auszusagen. Der Staatsanwalt hatte Pease aus Sicherheitsgründen in Silvermans Zuständigkeitsbereich verlegt, hundert Meilen von Hamilton entfernt. Es gab Gerüchte, dass Doyle alles tun und jeden Preis bezahlen würde, um seinen ehemaligen Handlanger zu töten, da Peases Aussage ihm die Todesstrafe oder eine lebenslängliche Haft einbringen konnte. Silverman hatte den Zeugen in einem sicheren Haus nicht weit vom Büro des Sheriffs untergebracht und ließ ihn rund um die Uhr bewachen. Der Detective schilderte dem Reverend in groben Zügen, was passiert war, ohne Namen zu nennen, und sagte dann: »Aber es gab einen Rückschlag. Wir hatten einen V-Mann, einen vertraulichen Informanten...«

»Das ist ein Verräter, richtig?«

Silverman lachte.

»Das habe ich aus *Law and Order*. Ich schau es mir an, so oft ich dazu komme. *CSI* ebenfalls. Ich liebe Krimis.«

»Jedenfalls hatte der Informant handfeste Informationen darüber, dass ein Profikiller angeheuert wurde, um unseren Zeugen vor dem Prozess nächste Woche zu töten.«

»Du meine Güte.« Der Reverend runzelte die Stirn und rieb sich den Hals unter dem steifen, weißen Priesterkragen, der zu scheuern schien.

»Aber die Verbrecher enttarnten unseren Verbindungsmann und ließen ihn umbringen, ehe er uns Einzelheiten über die Identität des Killers und darüber, wie er meinen Zeugen zu töten beabsichtigte, verraten konnte.«

»Ach, das tut mir sehr leid«, sagte der Reverend teilnahmsvoll. »Ich werde für den Mann beten.«

Silverman brummte einen blutleeren Dank, aber in Wirklichkeit dachte er, dass der miese kleine Schnüffler verdienstermaßen zur Hölle fuhr – nicht nur, weil er ein hoffnungsloser Versager und Süchtiger war, sondern auch dafür, dass er gestorben war, ehe er dem Detective Einzelheiten über den möglichen Anschlag auf Pease nennen konnte. Detective Mike Silverman teilte dem Priester nicht mit, dass er in letzter Zeit selbst Ärger in seinem Job hatte und nach »Sibirien« – zur Zeugenbewachung – verbannt worden war, weil er seit geraumer Zeit keinen größeren Fall mehr zum Abschluss gebracht hatte. Dieser Auftrag musste reibungslos über die Bühne gehen, und er konnte es sich auf keinen Fall leisten, dass Pease getötet würde.

»Hier kommen Sie ins Spiel, wie ich hoffe«, fuhr der Detective fort. »Als der Informant erstochen wurde, starb er nicht sofort. Es gelang ihm noch, eine Nachricht zu schreiben – über eine Bibelpassage. Wir halten es für einen Hinweis darauf, wie der Auftragsmörder unseren Zeugen zu töten beabsichtigt. Aber es ist wie ein Rätsel, wir können es nicht lösen.«

Das Interesse des Reverend schien geweckt. »Etwas aus dem Neuen Testament, sagten Sie?«

»Ja«, antwortete Silverman. Er öffnete sein Notizbuch. »Die Nachricht lautete: ›Er ist auf dem Weg. Passt auf.‹ Dann schrieb er einen Vers und ein Kapitel aus der Bibel hin. Wir glauben, dass er noch mehr schreiben wollte, aber es nicht mehr konnte. Er war Katholik, wir nehmen also an, dass er sich ganz gut in der Bibel auskannte – und um eine Besonderheit dieser Stelle wusste, die uns verraten sollte, auf welche Weise der Killer sich an unseren Zeugen heranmachen würde.«

Der Reverend drehte sich um und hielt nach einer Bibel auf seinem Regal Ausschau. Schließlich entdeckte er eine und schlug sie auf. »Welcher Vers?«

»Lukas zwölf, fünfzehn.«

Der Geistliche fand die Stelle und las. »»Und er sprach zu ihnen: Seht zu und hütet euch vor aller Habgier; denn niemand lebt davon, dass er Güter im Überfluss hat.««

»Mein Partner hat eine Bibel von zu Hause mitgebracht. Er ist Christ, aber er ist nicht wirklich religiös, keiner, der mit der Bibel unterm Arm herumläuft... äh, 'tschuldigung, ich wollte Sie nicht beleidigen.«

»Das haben Sie nicht. Wir sind Presbyterianer, bei uns klemmt sie auch nicht unter dem Arm.«

Silverman lächelte. »Mein Partner hatte keine Ahnung, was das bedeuten könnte. Mir fiel Ihre Kirche ein, sie ist die nächstgelegene vom Revier, und ich dachte, ich schau mal vorbei und frage, ob Sie uns helfen können. Sehen Sie irgendwas in dieser Stelle, aus dem sich schließen ließe, wie der Angeklagte unseren Zeugen vielleicht töten lassen will?«

Der Reverend las noch ein wenig in den hauchdünnen Seiten. »Es ist ein Abschnitt aus den Evangelien, in denen verschiedene Jünger die Geschichte Jesu erzählen. Im zwölften Kapitel des Lukasevangeliums warnt Jesus die Menschen vor den Pharisäern und drängt sie, nicht sündig zu leben.«

»Wer genau waren die Pharisäer?«

»Sie waren eine religiöse Sekte. Im Wesentlichen glaubten sie, dass Gott existiert, um ihnen zu dienen, nicht andersherum. Sie hielten sich für besser als alle anderen und erhoben sich über die Menschen. So hieß es zu ihrer Zeit jedenfalls – man weiß natürlich nie, ob es stimmt. Damals wurde schon genauso viel politisch verdreht wie heute.« Reverend Lansing wollte die Schreibtischlampe einschalten, aber sie funktionierte nicht. Er fummelte an den Vorhängen herum, öffnete sie schließlich und ließ mehr Licht in das düstere Büro. Er las die Passage noch einige Male, kniff vor Konzentration die Augen zusammen, nickte. Silverman schaute sich in dem trüben Raum um. Bücher hauptsächlich. Es sah mehr nach dem Arbeitszimmer eines Professors als nach einem Kirchenbüro aus. Keine Bilder oder persönlichen Gegenstände. Man sollte meinen, dass selbst ein Geistlicher Bilder von Angehörigen auf dem Schreibtisch oder an den Wänden hatte.

Schließlich blickte der Mann auf. »Bis jetzt springt mir eigentlich nichts ins Auge.« Er wirkte frustriert.

Silverman ging es genauso. Seit der V-Mann am Morgen erstochen aufgefunden worden war, hatte sich der Detective mit den Worten des Evangeliums nach Lukas abgemüht und versucht, ihre Bedeutung zu entschlüsseln.

Seht zu...

»Aber ich muss sagen, die Vorstellung fasziniert mich«, fuhr der Reverend fort. »Es ist genau wie in *Der Da Vinci Code*. Haben Sie es gelesen?«

»Nein.«

»Sehr unterhaltsam. Es geht die ganze Zeit um Geheimcodes und verborgene Botschaften. Wenn Sie einverstanden sind, Detective, würde ich gern noch ein wenig nachforschen und mich weiter mit der Sache befassen. Ich liebe Rätsel.«

»Das würde ich sehr begrüßen, Reverend.«

»Ich werde tun, was ich kann. Sie lassen diesen Mann gut bewachen, nehme ich an?«

»Oh ja, darauf können Sie wetten. Aber es wird riskant, ihn zum Gericht zu bringen. Wir müssen herausfinden, wie sich der Killer an ihn heranmachen will.«

»Und je früher, desto besser, nehme ich an.«

»Richtig.«

»Ich mache mich sofort daran.«

Dankbar für die Hilfsbereitschaft des Mannes, aber auch entmutigt, weil er keine schnellen Antworten parat gehabt hatte, ging Silverman zurück durch die stille, verlassenene Kirche. Er stieg in seinen Wagen und fuhr zu dem sicheren Haus, um bei Randall Pease nach dem Rechten zu sehen. Der Zeuge war ekelhaft wie immer und beschwerte sich pausenlos, aber der Beamte, der auf ihn aufpasste, berichtete, er habe keinerlei Anzeichen von Gefahr im Umkreis des sicheren Hauses bemerkt. Der Detective fuhr ins Revier zurück.

Im Büro tätigte Silverman ein paar Anrufe, um zu hören, ob einer seiner anderen Informanten etwas von einem angeheuernten Killer gehört hatte; es war nicht der Fall. Sein Blick kehrte immer wieder zu der Bibelpassage zurück, die vor seinem Schreibtisch an der Wand befestigt war.

»Seht zu und hütet euch vor aller Habgier; denn niemand lebt davon, dass er Güter im Überfluss hat.«

Eine Stimme schreckte ihn auf. »Wie sieht's mit Mittagessen aus?«

Er blickte auf und sah seinen Partner Steve Noveski im Eingang stehen. Der junge Detective mit dem angenehmen, runden Babygesicht schaute demonstrativ auf die Uhr.

Silverman, der noch immer in seine Bibelpassage versunken war, starrte ihn nur an.

»Mittagessen, Kumpel«, wiederholte Noveski. »Ich bin am Verhungern.«

»Nö, ich muss erst aus der Sache hier schlau werden.« Er klopfte auf die Bibel. »Ich bin irgendwie davon besessen.«

»Wie, du denkst nach?«, sagte der andere Detective und packte so viel Sarkasmus in seine Stimme, wie nur darin Platz hatte.

Während des Abendessens zu Hause mit seiner Familie war Silverman die ganze Zeit geistesabwesend. Sein verwitweter Vater aß mit ihnen, und der alte Herr war nicht erfreut darüber, dass sein Sohn so zerstreut war.

»Und was liest du da so Wichtiges? Das Neue Testament?« Er zeigte mit einem Kopfnicken zu der Bibel, über der er seinen Sohn vor dem Essen hatte brüten sehen. Dann schüttelte er den Kopf und wandte sich an seine Schwiegertochter. »Der Junge war seit Jahren nicht im Tempel und würde die Thora, die ihm seine Mutter und ich geschenkt haben, nicht finden, wenn sein Leben davon abhinge. Und jetzt schau sich einer das an, er liest über Jesus Christus. Was für ein Sohn.«

»Ich brauche es für einen Fall, Vater«, sagte Silverman. »Ich muss noch arbeiten. Wir sehen uns später. Tut mir leid.«

»Sehen uns später, tut mir leid«, murmelte der Alte. »Hast du nicht mehr Respekt...«

Silverman schloss die Tür zu seinem Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch und hörte seinen Anrufbeantworter ab. Der forensische Wissenschaftler, der die Nachricht des ermordeten Informanten mit der Bibelpassage untersucht hatte, berichtete, auf dem Zettel seien keine erkennbaren Hinweise zu finden, und weder Papier noch Tinte könnten zurückverfolgt werden. Ein Handschriftenvergleich ließ vermuten, dass das Opfer die Nachricht geschrieben habe, aber er sei sich nicht hundertprozentig sicher.

Und während die Zeit verrann, hatte Reverend Lansing noch nichts von sich hören lassen. Silverman seufzte, streckte sich und betrachtete erneut die Bibelworte.

»Seht zu und hütet euch vor aller Habgier; denn niemand lebt davon, dass er Güter im Überfluss hat.«

Er wurde zornig. Ein Mensch war gestorben und hatte ihnen diese Worte hinterlassen, um sie zu warnen. Was versuchte er zu sagen?

Silverman nahm vage wahr, dass sich sein Vater verabschiedete, und noch vager, dass ihm seine Frau später gute Nacht sagte. Die Tür des Arbeitszimmers schloss sich abrupt hinter ihr. Sie war wütend. Aber das kümmerte Michael Silverman nicht. Im Augenblick zählte nichts anderes, als die Bedeutung dieser Botschaft zu entdecken.

Etwas, das der Reverend am Nachmittag gesagt hatte, kam ihm in den Sinn. *Der Da Vinci Code*. Ein Code... Silverman dachte an den Informanten. Der Mann war kein Akademiker gewesen, aber schlau auf seine Weise. Vielleicht hatte er mehr im Sinn gehabt als die wörtliche Bedeutung der Passage; konnte es sein, dass die genaueren Angaben seiner Warnung irgendwie chiffriert in den Buchstaben selbst steckten?

Es war schon bald vier Uhr morgens, aber Silverman ignorierte seine Erschöpfung und ging online. Er fand eine Website über Wortspiele und Rätsel. In einem Spiel bildete man so viele Wörter wie möglich aus den ersten Buchstaben eines Sprichworts oder Zitats. Okay, das konnte es sein, dachte Silverman aufgeregt. Er notierte die ersten Buchstaben aller Wörter aus Lukas 12:15 und begann sie neu zu ordnen.

Er erhielt Dutzende von Wörtern: *Radar*, *Dübel*, *Rübe*, aber er entdeckte keine klare Bedeutung in den einzelnen Begriffen und in keiner Kombination von ihnen.

Welche anderen Codes konnte er noch versuchen?

Er probierte es mit einem naheliegenden und ordnete den Buchstaben Nummern zu: A für 1, B für 2 und so weiter. Aber am Ende hatte er nur eine Unmenge von zufälligen Zahlen. Hoffnungslos, dachte er. Als versuchte man ein Computerpaswort zu erraten.

Dann fielen ihm Anagramme ein, wo man die Buchstaben eines Wortes oder Satzes neu ordnet, um neue Wörter zu bilden. Nach kurzer Suche im Web fand er eine Seite mit einem

Anagramm-Generator, einem Programm, das einen ein Wort eintippen ließ und ein paar Sekunden später alle Anagramme ausspuckte, die sich daraus bilden ließen.

Stundenlang tippte er jedes Wort und Kombinationen von Worten aus der Bibelpassage ein und studierte die Ergebnisse. Um sechs Uhr morgens wollte Silverman zu Tode erschöpft schon aufgeben und ins Bett sinken. Aber als er die ausgedruckten Seiten mit den Anagrammen ordnete, fiel sein Blick zufällig auf die Anagramme, die das Wort Habgier ergab: *Gib, bar, Bahre...*

Bahre? Moment mal, dachte er.

Er nahm sich das Wort Überfluss vor: *Fusel, übel...*

Fusel, übel, Bahre... ?

Ha, dachte er triumphierend. Ich hab's!

Detective Mike Silverman feierte seinen Erfolg, indem er am Schreibtisch einschlief.

Eine Stunde später wachte er auf und ärgerte sich über die laute Maschine, die in der Nähe ratterte – bis er begriff, dass das Geräusch sein eigenes Schnarchen war.

Der Detective machte den ausgetrockneten Mund zu, zuckte zusammen, weil ihn der Rücken schmerzte, und setzte sich auf. Dann massierte er sich den steifen Hals und taumelte nach oben ins Schlafzimmer, wo ihn das Sonnenlicht blendete, das durch die Balkontür fiel.

»Bist du schon auf?«, fragte seine Frau benommen aus dem Bett, als sie ihn in Hemd und Hose im Schlafzimmer stehen sah. »Es ist noch früh.«

»Schlaf weiter«, sagte er.

Nachdem er rasch geduscht hatte, zog er sich an und raste ins Büro. Um acht Uhr stand er mit seinem Partner Steve Noveski im Büro ihres Captains.

»Ich hab's«, sagte er.

»Was?«, fragte sein Vorgesetzter, ein Mann mit Hängebacken und schütterem Haar.

Noveski sah seinen Partner ebenfalls fragend an. Er war gerade eingetroffen und hatte Silvermans Theorie noch nicht gehört.

»Die Nachricht, die wir von dem toten Informanten bekommen haben – wie Doyle Pease zu töten gedenkt.«

Der Captain hatte von der Bibelpassage gehört, sich aber noch nicht groß damit befasst. »Und wie?«, fragte er skeptisch.

»Medizinischer Notfall«, verkündete Silverman.

»Hä?«

»Ich glaube, er wird über einen Arzt versuchen, an Pease heranzukommen.«

»Erzählen Sie.«

Silverman erklärte ihm die Sache mit den Anagrammen.

»Wie Kreuzworträtsel?«

»In gewisser Weise.«

Noveski sagte nichts, aber auch er schien der Idee skeptisch gegenüberzustehen.

Der Captain legte sein langes Gesicht in Falten. »Jetzt mal langsam. Sie wollen also sagen, da liegt unser Informant, man hat ihm die Halsschlagader durchgeschnitten, und er verfasst *Wortspiele*?«

»Das Gehirn arbeitet oft komisch, es sieht und reimt sich die merkwürdigsten Sachen zusammen.«

»Komisch«, murmelte der Vorgesetzte. »Klingt alles ein bisschen, wie sagt man, konstruiert, wenn Sie wissen, was ich meine.«

»Er musste uns die Nachricht zukommen lassen, aber Doyle durfte nicht ahnen, dass er uns alarmiert hat. Er musste so subtil vorgehen, dass DoYLES Jungs nicht merkten, was er wusste, aber nicht so subtil, dass wir es nicht erraten konnten.«

»Ich weiß nicht.«

Silverman schüttelte den Kopf. »Ich glaube, es kommt hin.« Er erklärte, Doyle habe schon oft enorm hohe Honorare an brillante, skrupellose Killer bezahlt, die in der Maske einer anderen Person auftraten, um an ihre ahnungslosen Opfer heranzukommen. Silverman spekulierte, dass sich der Killer einen Arztkittel und einen falschen Ausweis besorgen würde, dazu ein Stethoskop oder was Ärzte heutzutage so mit sich herumtrugen. Dann würden ein paar von Doyles Handlangern einen halbherzigen Anschlag auf das Leben von Pease unternehmen; sie konnten ihm in dem sicheren Haus nicht so nahe kommen, um ihn tatsächlich zu töten, aber einen medizinischen Notfall verursachen – das war immerhin möglich. »Vielleicht eine Art Vergiftung.« Er erklärte die Anagramme mit *Fusel* und *übel*. »Oder vielleicht sorgen sie auch für einen Brand oder ausströmendes Gas, oder was immer. Der als Mediziner verkleidete Auftragskiller würde dann ins Haus gelassen und Pease dort töten. Oder das Opfer wird rasch ins Krankenhaus geschafft, und der Mann erledigt ihn in der Notaufnahme.«

Der Captain zuckte die Achseln. »Sie können es ja überprüfen – vorausgesetzt, Sie vernachlässigen Ihre eigentliche Arbeit nicht darüber. Wir können es uns nicht leisten, die Sache zu vermasseln. Wenn wir Pease verlieren, kostet es uns den Arsch.«

Die Pronomen in diesen Sätzen mochten erste Person Plural gewesen sein, aber was Silverman hörte, war ein eindeutiges »Sie« und »Ihren«.

»Einverstanden.«

Auf dem Rückweg in sein Büro fragte Silverman seinen Partner: »Wen haben wir für das sichere Haus als medizinische Bereitschaft?«

»Ich weiß nicht, ein Team vom Forest Hills Hospital vermutlich.«

»Was, wir wissen es nicht?«, brauste Silverman auf.

»Ich weiß es nicht, nein.«

»Dann find es heraus! Danach rufst du im sicheren Haus an und sagst dem Babysitter, falls Pease irgendwie krank wird, eine Medizin braucht oder auch nur ein gottverdammtes Pflaster, sollen Sie mir sofort Bescheid geben. Sie dürfen absolut kein medizinisches Personal zu ihm lassen, bevor es eindeutig identifiziert ist und ich persönlich mein Okay gegeben habe.«

»In Ordnung.«

»Dann rufst du den Direktor in Forest Hills an und bittest ihn, es mich unverzüglich wissen zu lassen, falls irgendwelche Ärzte, Sanitäter oder Schwestern nicht zur Arbeit erscheinen oder sich krank melden, oder wenn sich irgendein Arzt herumtreibt, den er nicht kennt.«

Der junge Mann verschwand in seinem Büro, um zu tun, was ihm Silverman befohlen hatte, und der Detective kehrte an seinen eigenen Schreibtisch zurück. Er rief einen Kollegen im Sheriffbüro von Hamilton an, erzählte ihm, was er vermutete, und fügte hinzu, sie müssten auf alle Leute aus dem medizinischen Bereich aufpassen, die Pease nahe kämen.

Dann lehnte sich der Detective zurück, rieb sich die Augen und massierte seinen Nacken. Er war mehr und mehr davon überzeugt, Recht zu haben mit seiner Vermutung, dass die geheime Botschaft auf einen Killer in der Maske eines Mitarbeiters des Gesundheitswesens deutete. Er griff erneut zum Telefon. Mehrere Stunden lang drängte er Krankenhäuser und Ambulanzen im County dazu, sich zu vergewissern, wo alle ihre Leute und Fahrzeuge steckten.

Als es auf die Mittagszeit zuing, läutete sein Telefon.

»Ja?«

»Silverman.« Die Stimme des Captains riss ihn aus seiner durch Schlafmangel bedingten Benommenheit; er war sofort hellwach. »Es hat gerade einen Anschlag auf Pease gegeben.«

Silvermans Herz hämmerte. Er beugte sich vor. »Geht es ihm gut?«

»Ja. Jemand hat aus einem SUV heraus dreißig, vierzig Schüsse auf die Vorderfront des sicheren Hauses abgefeuert.

Stahlmantelgeschosse, die durch das Panzerglas drangen. Pease und sein Bewacher bekamen ein paar Splitter ab, aber nichts Ernstes. Normalerweise würden wir sie ins Krankenhaus schicken, aber ich musste daran denken, was Sie darüber gesagt haben, dass der Killer ein Arzt oder so was sein könnte, deshalb hielt ich es für besser, Pease direkt hierher zu bringen, in die Arrestzelle. Ich lasse die beiden von unseren Medizinmännern durchchecken.«

»Gut.«

»Wir behalten sie ein, zwei Tage hier, dann schicken wir sie hinauf in das Camp von Ronanka Falls.«

»Und lassen Sie jemanden zur Notaufnahme von Forest Hills hinüberfahren und die Ärzte überprüfen. Doyles Auftragskiller rechnet vielleicht damit, dass wir ihn dorthin schicken, und wartet.«

»Habe ich bereits veranlasst«, sagte der Captain.

»Wann wird Pease hier sein?«

»Er müsste jeden Moment kommen.«

»Ich lasse die Arrestzelle frei räumen.« Er legte auf und rieb sich wieder die Augen. Wie zum Teufel hatte Doyle herausgefunden, wo das sichere Haus war? Es war das bestgehütete Geheimnis der ganzen Dienststelle. Doch da bei dem Angriff niemand ernsthaft verletzt worden war, klopfte er sich im Geiste ein weiteres Mal selbst auf die Schulter. Seine Theorie wurde bestätigt. Der Schütze hatte Pease gar nicht zu töten versucht, sondern wollte ihn nur aufscheuchen und dazu bringen, dass er das Krankenhaus aufsuchte – wo er direkt Doyles Killer in die Arme laufen würde.

Er rief den Leiter des Untersuchungsgefängnisses an und veranlasste, dass die derzeitigen Insassen der Arrestzelle vorübergehend in das städtische Polizeirevier verlegt wurden, dann bat er den Mann, die Wachen zu unterrichten und ihnen einzuschärfen, nur einen Arzt, den sie kannten, zu Pease und seinem Leibwächter zu lassen.

»Schon erledigt. Wegen dem, was der Captain gesagt hat.«

Silverman wollte eben auflegen, als sein Blick auf die Uhr fiel. Es war Mittag, Schichtbeginn der zweiten Wache. »Haben Sie dem Personal der Nachmittagsschicht die Lage erklärt?«

»Oh, hab ich vergessen. Ich mach es sofort.«

Silverman legte verärgert auf. Musste er denn an alles selbst denken?

Er war auf dem Weg zur Tür und wollte zum Aufnahmebereich des Zellenblocks, um Pease und seinen Bewacher zu treffen, als sein Telefon erneut läutete. Der Sergeant vom Empfang sagte, er habe einen Besucher. »Ein gewisser Reverend Lansing. Er sagt, er müsse Sie unbedingt sehen. Ich soll Ihnen ausrichten, er hat die Nachricht entschlüsselt. Sie wüssten schon, was er meint.«

»Ich bin sofort bei Ihnen.«

Silverman verzog das Gesicht. Sobald der Detective heute Morgen hinter die Bedeutung der Bibelpassage gekommen war, hatte er vorgehabt, den Geistlichen anzurufen und ihm zu sagen, dass seine Hilfe nicht mehr benötigt würde. Aber er hatte es völlig vergessen. Verdammt... Na ja, er würde dem Mann eben irgendeine Freude machen – vielleicht Geld für die Kirche spenden oder ihn zum Lunch einladen, um ihm zu danken. Ja, Lunch wäre gut. Sie könnten sich über Fernsehkrimis unterhalten.

Der Detective begrüßte Lansing am Empfangstisch und zuckte leicht zusammen, als er sah, wie erschöpft der Mann aussah. »Haben Sie letzte Nacht überhaupt geschlafen?«

Der Geistliche lachte. »Nein. Genauso wenig wie Sie anscheinend.«

»Kommen Sie mit mir, Reverend. Erzählen Sie mir, was Ihnen eingefallen ist.« Er führte ihn den Flur entlang in Richtung Aufnahme. Er würde sich einfach anhören, was der Mann zu sagen hatte. Das konnte nicht schaden.

»Ich glaube, ich habe die Antwort.«

»Erzählen Sie.«

»Nun ja, ich dachte mir, dass wir uns nicht auf Vers fünfzehn allein beschränken sollten. Dieser ist nur eine Art Einleitung zu dem Gleichnis, das folgt. Ich glaube, das ist die Antwort.«

Silverman nickte und rief sich in Erinnerung, was er in Noveskis Bibel gelesen hatte. »Das Gleichnis von dem Bauern?«

»Genau. Jesus erzählt von einem reichen Bauern, der eine gute Ernte hat. Er weiß nicht, was er mit dem überschüssigen Getreide tun soll. Er überlegt sich, dass er größere Scheunen bauen und für den Rest seines Lebens genießen wird, was er sich geschaffen hat. Was aber passiert, ist, dass Gott ihn straft, weil er gierig ist. Er ist materiell reich, aber geistig verarmt.«

»Okay«, sagte Silverman, der noch keine Botschaft erkennen konnte.

Der Reverend spürte die Verwirrung des Polizisten. »Der entscheidende Punkt in der Geschichte ist Gier. Und ich glaube, das könnte der Schlüssel zu dem sein, was dieser arme Mann Ihnen mitteilen wollte.«

Sie erreichten die Aufnahmerampe und schlossen sich einem bewaffneten Wärter an, der auf die Ankunft des gepanzerten Wagens mit Pease wartete. Wie Silverman erfuhr, waren die aktuellen Gefangenen noch nicht alle in dem Transportbus, der sie ins Stadtgefängnis bringen sollte.

»Sie sollen sich beeilen«, befahl er und wandte sich wieder dem Geistlichen zu, der mit seinen Erklärungen fortfuhr.

»Ich habe mich also gefragt, wie Gier heutzutage aussieht. Und kam zu der Antwort, dass sie uns in Gestalt von Enron und Tyco, von Vorstandschefs und Internet-Mogulen begegnet... Und von Cahill Industries.«

Silverman nickte langsam.

Robert Cahill war der Kopf eines riesigen Agrarwirtschaftskomplexes gewesen. Nachdem er diese Firma verkauft hatte, hatte er sich dem Immobiliengewerbe zugewandt und Dutzende von Gebäuden im Bezirk errichtet. Soeben war der

Mann wegen Steuerhinterziehung und Insiderhandels angeklagt worden.

»Erfolgreicher Farmer«, überlegte Silverman. »Erzielt enorme Gewinne und gerät in Schwierigkeiten. Klar. Genau wie in dem Gleichnis.«

»Es kommt noch besser«, sagte der Priester aufgeregt. »Vor ein paar Wochen stand in der Zeitung ein Leitartikel über Cahill – ich habe danach gesucht, ihn aber nicht gefunden. Ich glaube, der Verfasser hat ein paar Bibelstellen über Gier zitiert. Ich kann mich nicht mehr erinnern, welche, aber ich wette, Lukas 12:15 war dabei.«

Von der Rampe der Aufnahme aus beobachtete Silverman, wie der Wagen mit Randy Pease eintraf. Der Detective und der Wärter hielten sorgfältig nach Anzeichen für Gefahr Ausschau, während das gepanzerte Fahrzeug rückwärts rangierte. Alles schien in Ordnung zu sein. Der Detective klopfte an die Hecktür, und der Zeuge und sein Leibwächter eilten auf die Laderampe. Der Wagen fuhr fort.

Pease fing sofort an, sich zu beschweren. Er hatte bei dem Angriff auf das sichere Haus eine kleine Schnittwunde auf der Stirn und eine Prellung an der Wange davongetragen, aber er stöhnte, als wäre er eine zweistöckige Treppe hinuntergefallen. »Ich brauche einen Arzt. Sehen Sie sich diesen Schnitt an. Er ist bereits entzündet, ich spüre es. Und meine Schulter bringt mich um. Was muss man eigentlich noch tun, damit man hier anständig behandelt wird?«

Polizisten entwickeln viel Geschick darin, schwierige Verdächtige und Zeugen zu ignorieren, und Silverman bekam kaum etwas von dem Gejammer des Mannes mit.

»Cahill«, wandte er sich wieder an den Priester. »Und was, glauben Sie, bedeutet das für uns?«

»Cahill besitzt überall in der Stadt Hochhäuser. Ich habe mich gefragt, ob die Route, auf der Sie Ihren Zeugen zum Gericht fahren wollen, an welchen vorbeiführt.«

»Schon möglich.«

»Dann könnte also ein Scharfschütze auf einem von ihnen sitzen.« Der Reverend lächelte. »Darauf bin ich eigentlich nicht allein gekommen. Ich hab es einmal im Fernsehen gesehen.«

Silverman lief es kalt über den Rücken.

Ein Scharfschütze?

Er hob den Blick. Hundert Meter entfernt stand ein Hochhaus, von dessen Dach ein Scharfschütze freie Schussbahn auf die Laderampe hatte, wo Silverman, der Priester, Pease und die beiden Wächter im Augenblick standen. Es konnte durchaus ein Cahill-Gebäude sein.

»Nach drinnen!«, rief er. »Sofort.«

Alle eilten in den Korridor, der zur Arrestzelle führte, und Peases Babysitter schlug die Tür hinter ihnen zu. Mit klopfendem Herzen, weil sie möglicherweise nur knapp davongekommen waren, griff Silverman zu einem Telefon auf dem Schreibtisch und rief den Captain an. Er erzählte ihm die Theorie des Reverends. »Ich verstehe«, sagte der Captain. »Sie ballern auf das sichere Haus, um Pease aufzuscheuchen, und setzen einen Scharfschützen auf das Hochhaus, weil sie sich ausrechnen, dass wir ihn hierher bringen. Ich schicke ein Einsatzkommando rüber, damit es das Gebäude durchkämmt. Ach ja, und bringen Sie diesen Priester vorbei, wenn Sie Pease sicher verwahrt haben. Egal ob er Recht hat oder nicht, ich will ihm danken.«

»Wird gemacht.« Silverman war leicht gekränkt, weil seinem Vorgesetzten diese Idee besser zu gefallen schien als die Anagramme, aber er akzeptierte jede Theorie, solange sie Pease am Leben erhielt.

Während sie in dem schlecht beleuchteten Korridor warteten, bis die Zelle geleert war, begann sich der dürre Pease mit seinem strähnigen Haar wieder zu beschweren. »Soll das heißen, da draußen war ein Scharfschütze und ihr Penner habt nichts von ihm gewusst, verflucht noch mal? Oh ... entschuldigen Sie meine Ausdrucksweise, Hochwürden. Hört zu, ihr

Arschlöcher, ich bin kein Verdächtiger, ich bin der *Star* in diesem Stück, ohne mich...«

»Halten Sie endlich den Mund«, fuhr ihn Silverman an.

»Sie können nicht mit mir reden, als ob...«

Silvermans Handy läutete, und er entfernte sich ein Stück, um das Gespräch anzunehmen. »Ja?«

»Gott sei Dank gehst du ran«, sagte Steve Noveski atemlos.

»Wo ist Pease?«

»Direkt vor mir«, antwortete Silverman seinem Partner.

»Es geht ihm gut. Ein Team sucht in dem Hochhaus die Straße entlang nach Scharfschützen. Was ist los?«

»Wo ist dieser Reverend?«, fragte Noveski. »Er hat sich am Empfang nicht wieder ausgetragen.«

»Er ist hier bei mir.«

»Hör zu, Mike, ich habe mir überlegt – was, wenn gar nicht der Informant diese Nachricht aus der Bibel hinterlassen hat?«

»Wer dann?«

»Der Killer, den Doyle angeheuert hat.«

»Der Killer? Warum sollte der einen Hinweis hinterlassen?«

»Es ist kein Hinweis. Denk mal nach. Er hat diesen Bibelkram selbst aufgeschrieben und bei der Leiche hinterlassen, *als ob* es von dem V-Mann stammte. Der Killer ist davon ausgegangen, dass wir uns an einen Priester wenden werden, der uns helfen soll, daraus schlau zu werden – aber nicht an irgendeinen Priester, sondern an den von der Kirche, die dem Polizeirevier am nächsten liegt.«

Silvermans Gedanken gelangten im Eiltempo zu einem logischen Schluss. DoYLES Auftragsmörder tötet den Priester und seine Frau in ihrem Ferienhaus am See und verkleidet sich als Reverend. Der Detective erinnerte sich nun daran, dass es in dem Kirchenbüro nichts gegeben hatte, was den Priester identifizieren konnte. Tatsächlich schien der Mann Schwierigkeiten zu haben, eine Bibel zu finden, und er hatte offenbar nicht gewusst, dass seine Schreibtischlampe ausge-

brannt war. Und die ganze Kirche war menschenleer und voller Staub gewesen.

Er spann den logischen Fortgang der Ereignisse weiter: Doyles Männer beschießen das sichere Haus, die Polizei bringt Pease zum Revier, und gleichzeitig taucht der Reverend mit einer Geschichte über Gier, einen Immobilienhai und einen Scharfschützen auf – nur um nahe an Silverman heranzukommen... und an Pease!

Er verstand plötzlich: Es *gab* keine geheime Botschaft. *Er ist auf dem Weg. Passt auf – Lukas 12:15.* Es war bedeutungslos. Der Killer hätte *jede* Bibelpassage auf den Zettel schreiben können. Es ging nur darum, dass die Polizei mit dem falschen Reverend Kontakt aufnahm und ihm Zugang zum Arrest verschaffte, wenn Pease zur gleichen Zeit dort war.

Und ich habe ihn direkt zu seinem Opfer geführt!

Silverman ließ das Handy fallen und zog seine Waffe aus dem Holster. Dann rannte er den Flur entlang und stürzte sich auf den Reverend. Der Mann schrie vor Schmerz auf und schnappte nach Luft, als er zu Boden ging. Der Detective stieß ihm den Lauf seiner Waffe an den Hals. »Keine Bewegung.«

»Was tun Sie da?«

»Was ist los?«, fragte Peases Bewacher.

»Er ist der Killer! Er ist einer von Doyles Leuten!«

»Nein, bin ich nicht. Das ist verrückt!«

Silverman legte dem falschen Priester unsanft Handschellen an und steckte seine Pistole in den Holster. Er filzte ihn und fand keine Waffe, dachte sich aber, dass er vermutlich beabsichtigt hatte, einem der Polizisten die Waffe abzunehmen, um Pease und alle anderen zu töten.

Dann zerrte der Detective den Geistlichen auf die Beine und übergab ihn dem Aufnahmebeamten. »Bringen Sie ihn in einen Vernehmungsraum. Ich bin in zehn Minuten dort. Sorgen Sie dafür, dass er gefesselt bleibt.«

»Jawohl.«

»Das können Sie nicht tun!«, schrie der Reverend, als er fortgezerrt wurde. »Sie machen einen großen Fehler.«

»Schaffen Sie ihn raus«, bellte Silverman.

Pease sah den Detective verächtlich an. »Er hätte mich töten können, du Arschloch.«

Ein zweiter Wärter kam von der Aufnahme in den Korridor gelaufen. »Gibt es ein Problem, Detective?«

»Alles unter Kontrolle. Aber sehen Sie nach, ob die Arrestzelle endlich frei ist. Ich will den Mann hier so schnell wie möglich da drin haben.« Er zeigte mit einem Kopfnicken auf Pease.

»Wird gemacht«, sagte der Wärter und eilte zur Sprechanlage neben der Sicherheitstür, die in den Zellenblock führte.

Silverman schaute in den Korridor zurück, wo der Geistliche und sein Bewacher gerade durch die Tür verschwanden. Die Hände des Detective zitterten. Mann, das war knapp gewesen. Aber wenigstens war der Zeuge jetzt sicher.

Genau wie mein Job.

Natürlich würde er eine Menge Fragen beantworten müssen, aber ...

»Nein!«, schrie eine Stimme hinter ihm.

Ein scharfer Klang, als würde eine Axt in einen Baumstamm fahren, hallte durch den Gang, dann ein zweiter, begleitet vom beißenden Geruch verbrannten Schießpulvers.

Der Detective fuhr herum und schnappte nach Luft. Entsetzt starrte er auf den Aufnahmebeamten, der gerade zu ihnen gestoßen war. Der junge Mann hielt eine Automatikpistole mit Schalldämpfer in der Hand und stand über den Leichen der beiden Männer, die er soeben getötet hatte: Randall Pease und der Beamte, der bei ihm gewesen war.

Silverman griff nach seiner eigenen Waffe.

Aber Doyles Killer, der die perfekt nachgemachte Uniform eines Arrestwärters trug, richtete seine Pistole auf den Detective und schüttelte den Kopf. Verzweifelt erkannte Silverman, dass er zum Teil Recht gehabt hatte. Doyles Leute

hatten das Haus tatsächlich beschossen, um Pease aufzuscheuchen – aber nicht, damit er ins Krankenhaus geschickt wurde. Sie wussten, dass ihn die Polizei zur sicheren Verwahrung ins Gefängnis bringen würde.

Der Killer blickte den Korridor entlang. Keiner der anderen Wärter hatte die Schüsse gehört oder sonst etwas bemerkt. Der Mann zog mit der linken Hand ein Funkgerät aus der Tasche, drückte einen Knopf und sagte: »Alles erledigt. Ihr könnt mich abholen.«

»Gut«, ertönte die blecherne Antwort. »Genau im Zeitplan. Wir treffen uns vor dem Revier.«

»Verstanden.« Der Mann steckte das Funkgerät weg.

Silverman öffnete den Mund, um den Killer anzuflehen, sein Leben zu schonen.

Doch er verstummte und stieß ein schwaches, verzweifelter Lachen aus, als sein Blick auf das Namensschild des Killers fiel. Denn in diesem Moment begriff er endlich die Wahrheit: Die Nachricht des toten Informanten war gar nicht so geheimnisvoll gewesen. Der V-Mann hatte ihnen schlicht mitgeteilt, dass sie auf einen Killer aufpassen sollten, der sich als ein Wärter tarnte, dessen Namen Silverman nun mit offenem Mund auf dem Plastikschild des Mannes las: »Lukas.«

Und was das Kapitel und den Vers anging – nun, das war ebenfalls ziemlich einfach. Die Nachricht bedeutete, dass der Killer kurz nach Beginn der zweiten Schicht zuschlagen würde, sodass ihm noch eine Viertelstunde Zeit blieb, um herauszufinden, wo der Gefangene festgehalten wurde.

Genau im Zeitplan...

Die Uhr an der Wand zeigte exakt 12:15.

Der Pendler

Der Montag fing schlecht an.

Charles Monroe hatte wie üblich den Zug genommen, der um 8.11 Uhr von Greenwich abfuhr. Er balancierte seine Akten tasche und den Kaffee – der heute lauwarm war und verbrannt schmeckte – auf den Knien, während er sein Handy herauszog, um einige seiner morgendlichen Telefonate vorneweg zu erledigen. Im selben Moment plärrte das Gerät lautstark los. Das Geräusch erschreckte ihn, und er goss sich ein großes Komma aus Kaffee über seine braune Anzughose.

»Verdammt«, flüsterte er, klappte das Handy auf und knurrte: »Hallo?«

»Schatz.«

Seine Frau. Er hatte ihr eingeschärft, ihn nur in Notfällen auf seinem Handy anzurufen.

»Was gibt es?«, fragte er und rieb wütend an dem Fleck, als könnte ihn sein Zorn allein zum Verschwinden bringen.

»Gott sei Dank habe ich dich erwischt, Charlie.«

Hatte er eine zweite Hose im Büro, Himmel noch mal? – Nein. Aber er wusste, woher er eine bekam. Er vergaß die Hose, als ihm bewusst wurde, dass seine Frau zu weinen begonnen hatte.

»Na, nun beruhige dich mal, Cathy. Was ist los?« Sie ärgerte ihn auf vielerlei Weise – mit ihrer endlosen Freiwilligenarbeit für wohltätige Einrichtungen und Schulen, weil sie Billigklamotten für sich selbst kaufte und ihm ständig zusetzte, er solle zum Abendessen nach Hause kommen – aber Weinen gehörte nicht zu ihren üblichen Lastern.

»Sie haben noch eine gefunden«, sagte Cathy und schniefte.

Was sie allerdings oft tat, war, so unvermittelt loszulegen, als müsste er genau wissen, wovon sie sprach.

»Wer hat noch eine von was gefunden?«

»Noch eine Leiche.«

Ach, das. In den letzten Monaten waren zwei Bewohner ihres Wohnortes ermordet worden. Der South Shore Killer, wie ihn eine der Boulevardzeitungen getauft hatte, erstach seine

Opfer und weidete sie dann mit einem Jagdmesser aus. Sie wurden aus völlig nichtigem Anlass getötet. Eines offenbar im Anschluss an eine kleine Auseinandersetzung im Straßenverkehr. Das andere, weil sein Hund nicht zu bellen aufhörte, wie die Polizei vermutete.

»Und?«

»Schatz«, sagte Cathy und hielt den Atem an, »es war in Loudon.«

»Das ist meilenweit entfernt von uns.«

Obwohl er es auf diese Weise abtat, spürte Monroe ein leichtes Frösteln. Er fuhr jeden Morgen auf dem Weg zum Bahnhof in Greenwich durch Loudon. Vielleicht war er direkt an der Leiche vorbeigefahren.

»Aber damit sind es jetzt drei!«

Ich kann selbst zählen, dachte er, sagte aber: »Cathy, Schatz, die Chance, dass er sich an dich heranmacht, ist eins zu einer Million. Vergiss es einfach. Ich verstehe nicht, weshalb du dir Sorgen machst.«

»Du verstehst nicht, weshalb ich mir Sorgen mache?«, fragte sie.

Natürlich wusste er es nicht. Als Monroe nicht antwortete, fuhr sie fort: »*Deinetwegen*. Was glaubst du denn?«

»Meinetwegen?«

»Die Opfer waren alle Männer in den Dreißigern und wohnten in der Nähe von Greenwich.«

»Ich kann schon auf mich aufpassen«, sagte er geistesabwesend und blickte aus dem Fenster auf Schulkinder, die aufgereiht an einem Bahnsteig warteten. Sie sahen mürrisch aus. Warum freuten sie sich nicht auf ihren Ausflug in die Stadt?

»Du kommst immer so spät heim, Schatz. Ich mache mir Sorgen, wenn du vom Bahnhof zum Wagen gehst. Ich...«

»Cathy, ich habe wirklich viel zu tun. Sieh es mal so: Er scheint sich einmal im Monat ein Opfer zu schnappen, oder?«

»Was...?«

Monroe ließ sich nicht unterbrechen. »Und jetzt hat er gerade jemanden getötet. Also können wir eine Weile beruhigt sein.«

»Ist das... Machst du Witze, Charlie?«

Er hob die Stimme. »Cathy, ich muss wirklich Schluss machen. Ich habe keine Zeit für so was.«

Eine Geschäftsfrau im Sitz vor ihm drehte sich um und sah ihn wütend an.

Was hatte sie für ein Problem?

Dann hörte er eine Stimme. »Entschuldigen Sie, Sir.« Der Mann, der neben ihm saß – ein Wirtschaftsprüfer oder Anwalt, vermutete Monroe –, lächelte ihn trübselig an.

»Ja?«, fragte Monroe.

»Es tut mir leid«, sagte der Mann, »aber Sie sprechen sehr laut. Manche von uns würden gern lesen.«

Monroe blickte mehrere andere Pendler an. Ihre gereizten Mienen verrieten ihm, dass sie genauso dachten.

Er war nicht in der Stimmung, sich belehren zu lassen. Alle Welt telefonierte im Zug mit dem Handy. Wenn eins läutete, gingen immer ein Dutzend Hände zum eigenen Gerät.

»Tja«, knurrte Monroe, »ich war zuerst hier. Sie haben mich telefonieren sehen und sich trotzdem gesetzt. Wenn Sie jetzt erlauben...«

Der Mann blinzelte überrascht. »Oh, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Ich habe mir nur gedacht, Sie könnten vielleicht ein wenig leiser sprechen.«

Monroe seufzte frustriert und wandte sich wieder seinem Gespräch zu. »Cathy, mach dir keine Sorgen, okay? Und jetzt hör zu, ich brauche für morgen das Hemd mit dem Monogramm.«

Der Mann sah ihn pikiert an, dann seufzte er, sammelte Zeitung und Aktentasche ein und zog auf den Sitz hinter Monroe um. Nicht schade um ihn.

»Morgen?«, fragte Cathy.

Monroe brauchte das Hemd eigentlich gar nicht, aber er ärgerte sich über Cathy, weil sie angerufen hatte, und er ärgerte sich über den Mann neben ihm, weil er so unhöflich war. Deshalb sagte er lauter als nötig: »Ich sagte doch gerade, ich muss es morgen haben.«

»Heute ist nur ziemlich viel zu tun. Wenn du gestern Abend etwas gesagt hättest...«

Stille.

»Also gut«, fuhr sie fort, »ich mache es. Aber Charlie, versprich, dass du vorsichtig bist, wenn du heute Abend nach Hause fährst.«

»Ja, in Ordnung. Ich muss Schluss machen.«

»Bye...«

Er trennte die Verbindung.

Großartig, wenn der Tag so anfängt, dachte er. Und tippte eine andere Nummer ein.

»Carmen Foret, bitte«, sagte er zu der jungen Frau, die sich meldete.

Weitere Pendler stiegen zu. Monroe warf seine Aktentasche auf den Sitz neben sich, um mögliche Interessenten für den Platz abzuschrecken.

Einen Augenblick später meldete sich die Stimme der Frau.

»Ja, bitte?«

»Hallo, Baby, ich bin's.«

Kurzes Schweigen.

»Du wolltest mich gestern Abend anrufen«, sagte die Frau kühl.

Er kannte Carmen seit acht Monaten. Sie war, dem Vernehmen nach, eine talentierte Immobilienmaklerin und wahrscheinlich in vielerlei Hinsicht eine wunderbare, großzügige Frau. Was er aber von ihr *wusste* – und was alles war, was er wissen wollte –, war, dass sie einen weichen, geschmeidigen Körper besaß und langes, zimtfarbendes Haar, das sich wie warmer Samt auf dem Kissen ausbreitete.

»Tut mir leid, Häschen, die Besprechung ging sehr viel länger, als ich dachte.«

»Deine Sekretärin dachte nicht, dass es so spät werden würde.«

Himmel, sie hatte in seinem Büro angerufen. Das tat sie fast nie. Wieso gestern Abend?

»Wir gingen noch auf ein paar Drinks, nachdem wir den Vertragstext durchgesehen hatten. Dann sind wir im Four Seasons hängen geblieben. Du weißt, wie das ist.«

»Ich weiß«, sagte sie säuerlich.

»Was machst du heute Mittag?«, fragte er.

»Ich mache ein Thunfischsalatsandwich, Charlie. Was machst *du*?«

»Wir könnten uns bei dir treffen.«

»Nein, Charlie, nicht heute. Ich bin sauer auf dich.«

»Sauer auf mich? Weil ich einen Anruf versäumt habe?«

»Nein, weil du ungefähr dreihundert Anrufe versäumt hast, seit wir zusammen sind.«

Zusammen sind? Wie kam sie denn auf *die* Idee? Sie war seine Geliebte. Sie schliefen miteinander. Sie waren nicht zusammen, sie gingen nicht miteinander aus, sie machten sich nicht den Hof.

»Du weißt, wie viel Geld ich bei diesem Geschäft verdienen kann. Ich durfte es nicht verpfuschen, Schatz.«

Falsch, verdammt.

Carmen wusste, dass er Cathy »Schatz« nannte. Sie mochte es nicht, wenn er diesen Kosenamen bei ihr verwendete.

»Ich bin heute Mittag jedenfalls beschäftigt«, sagte sie frostig. »Kann sein, dass ich in nächster Zeit sehr oft mittags beschäftigt bin. Vielleicht für den Rest meines Lebens.«

»Komm schon, Baby.«

Ihr Lachen sagte: Netter Versuch. Aber sein Ausrutscher mit dem »Schatz« wurde ihm noch nicht verziehen.

»Kann ich rasch rüberkommen und etwas abholen?«

»Etwas abholen?«, fragte Carmen.

»Eine Hose.«

»Du meinst, du hast mich gerade angerufen, weil du Wäsche abholen wolltest?«

»Nein, nein, Baby, ich wollte dich sehen. Wirklich. Ich habe nur gerade Kaffee auf meine Hose verschüttet. Während wir gesprochen haben.«

»Ich muss Schluss machen, Charlie.«

»Baby...«

Klick.

Verdammt.

Montage, dachte Monroe. Ich hasse Montage.

Er rief die Auskunft an und bat um die Nummer eines Juwelierladens nicht weit von Carmens Büro. Er bestellte ein Paar Diamantohrringe für fünfhundert Dollar und arrangierte, dass sie ihr so schnell wie möglich geliefert wurden. Die Nachricht, die er diktierte, lautete: »Für meine Erste-Klasse-Geliebte: eine kleine Beilage zu deinem Thunfischsalat. Charlie.«

Dann blickte er aus dem Fenster. Der Zug war nun beinahe in der City. Statt der großen Villen und der kleinen Möchtegern-Villen flogen nun Reihenhäuser und niedrige Bungalows vorbei, die in hoffnungsvollen Pastelltönen gestrichen waren. Blaues und rotes Plastikspielzeug und Spielzeugteile lagen in den schütterten Gärten. Eine schwergewichtige Frau hielt beim Wäscheaufhängen inne und sah stirnrunzelnd dem vorbeibrausenden Zug nach, als verfolgte sie die Bilder einer Flugschaukatastrophe auf CNN.

Er machte noch einen Anruf.

»Geben Sie mir Hank Shapiro.«

Einen Augenblick später war eine barsche Stimme in der Leitung. »Ja?«

»Hallo, Hank. Hier ist Charlie. Monroe.«

»Charlie. Sagen Sie, wie kommt unser Projekt voran?«

Monroe hatte die Frage nicht zu diesem frühen Zeitpunkt des Gesprächs erwartet. »Großartig«, antwortete er nach kurzem Zögern. »Es läuft großartig.«

»Aber?«

»Aber was?«

»Es klingt, als versuchten Sie mir etwas mitzuteilen«, sagte Shapiro.

»Nein... Es ist nur so, dass alles ein bisschen langsamer geht, als ich dachte. Ich wollte...«

»Langsamer?«, fragte Shapiro.

»Sie speisen einen Teil der Informationen in ein neues Computersystem. Dort sind sie ein bisschen schwerer zu finden als bisher.« Er versuchte zu scherzen. »Erinnern Sie sich noch an diese alten Disketten? Man nannte sie...«

»Ich höre ›ein bisschen langsamer‹. Ich höre ›ein bisschen schwerer‹«, bellte Shapiro. »Das ist alles nicht mein Problem. Ich brauche diese Informationen, und ich brauche sie bald.«

Die gesammelten Ärgernisse des Vormittags wurden Monroe zu viel, und er flüsterte wütend: »Hören Sie, Hank, ich bin seit Jahren bei Johnson, Levine. Niemand außer Foxworth selbst verfügt über solches Insiderwissen. Also setzen Sie mir nicht zu, okay? Ich besorge Ihnen, was ich versprochen habe.«

Shapiro seufzte. Nach einem Augenblick fragte er: »Sind Sie sicher, dass er keine Ahnung hat?«

»Wer, Foxworth? Der tappt völlig im Dunkeln.«

In Monroes Kopf tauchte blitzschnell ein irritierendes Bild von seinem Boss auf. Todd Foxworth war ein massiger, schrulliger Mann. Er hatte aus einer kleinen Graphic-Design-Firma in SoHo eine riesige Werbeagentur aufgebaut. Monroe war dort Leiter der Kundenbetreuung und stellvertretender Geschäftsführer. Er war so weit in der Firma aufgestiegen, wie er es als Betriebswirt konnte, aber Foxworth hatte sich seinen wiederholten Vorschlägen widersetzt, einen besonderen Titel für ihn zu kreieren. Spannungen vergifteten die At-

mosphäre zwischen den beiden Männern, und im Lauf des letzten Jahres war Monroe zu der Überzeugung gelangt, dass ihn Foxworth verfolgte – er beschwerte sich ständig wegen seines Spesenkontos, seiner nachlässigen Aktenführung, seiner unerklärten Fehlzeiten. Als er dann schließlich nach seiner jährlichen Beurteilung nur eine siebenprozentige Gehaltserhöhung bekam, hatte Monroe beschlossen, zurückzuschlagen. Er war zu Hunter, Shapiro, Stein & Arthur gegangen und hatte ihnen Insiderinformationen über Kunden zum Kauf angeboten. Erst störte ihn die Vorstellung, aber dann dachte er sich, dass es nur ein anderer Weg war, sich die zwanzig Prozent Gehaltserhöhung zu sichern, die ihm seiner Ansicht nach zustanden.

»Ich kann nicht mehr viel länger warten, Charlie«, sagte Shapiro. »Wenn ich nicht bald etwas sehe, muss ich das Angebot vielleicht zurückziehen.«

Verrückte Ehefrauen, rüde Pendler... und jetzt das noch. Himmel, was für ein Morgen!

»Diese Info wird erstklassig, reines Gold, Hank.«

»Hoffentlich. Denn ich bleche auf jeden Fall wie für Gold.«

»Bis zum Wochenende habe ich gutes Material beisammen. Was halten Sie davon, wenn Sie zu meinem Landhaus hinaufkommen und es sich ansehen? Dort haben wir es nett und ungestört.«

»Sie haben ein Landhaus?«

»Ich posaune es nicht herum. Tatsache ist, dass Cathy nichts davon weiß. Eine Freundin und ich fahren manchmal hinauf.«

»Eine Freundin?«

»Ja. Und sie hat ein, zwei Freundinnen, die sie einladen könnte, falls Sie mitkommen wollen.«

»Zwei?«

Oder drei, dachte Monroe, aber er sagte nichts.

Ein langes Schweigen. Dann kicherte Shapiro. »Ich denke, sie sollte nur eine Freundin mitbringen, Charlie. Ich bin kein junger Mann mehr. Wo ist das Haus?«

Monroe beschrieb ihm den Weg. Dann sagte er: »Wie wäre es heute Abend mit Dinner? Ich lade Sie ins Chez Antibes ein.«

Erneutes Kichern. »Damit könnte ich leben.«

»Gut. Gegen acht.«

Monroe war versucht, Shapiro zu bitten, Jill mitzubringen, eine junge Kundenbetreuerin, die in Shapis Agentur arbeitete – und zufällig auch die Frau, mit der er den gestrigen Abend im Holiday Inn verbracht hatte, als Carmen ihn zu erreichen versuchte. Aber er fand, er sollte sein Glück nicht überstrapazieren. Er und Shapiro legten auf.

Monroe schloss die Augen und begann wegzudösen. Er hoffte, noch ein paar Minuten Schlaf abzubekommen, aber der Zug ruckte seitwärts und rüttelte ihn wach. Er sah aus dem Fenster. Man blickte auf keine Einfamilienhäuser mehr. Nur rußige Wohnblocks aus Ziegeln. Monroe verschränkte die Arme und legte den restlichen Weg bis zur Grand Central Station in aufgewühltem Schweigen zurück.

Der Tag besserte sich umgehend.

Carmen gefielen die Ohrringe sehr, und sie war nahe dran, ihm zu vergeben (zu einer vollständigen Wiedergutmachung würden allerdings ein teures Dinner und eine Nacht im Sherry Netherland gehören, wie er wusste).

Im Büro war Foxworth überraschend fröhlich gelaunt. Monroe hatte sich Sorgen gemacht, der Alte könnte ihn wegen seines in letzter Zeit stark aufgeblähten Spesenkontos zur Rede stellen. Aber Foxworth genehmigte es nicht nur, er lobte Monroe außerdem für die gute Arbeit, die er bei der Werbekampagne für Brady Pharmaceutical geleistet hatte. Er bot ihm sogar für das kommende Wochenende einen Golfnach-

mittag in Foxworths exklusivem Country Club auf Long Island an. Monroe verabscheute Golf, und besonders verabscheute er North Shore Country Clubs. Aber ihm gefiel die Vorstellung, Hank Shapiro auf Foxworths Kosten zum Golfen einzuladen. Zwar verwarf er diesen Einfall als zu riskant, aber der Gedanke daran amüsierte ihn über weite Strecken des Nachmittags.

Um neunzehn Uhr, kurz bevor er aufbrechen musste, um Shapiro zu treffen, fiel ihm plötzlich Cathy ein. Er rief zu Hause an. Niemand ging ans Telefon. Dann wählte er die Nummer der Schule, in der sie zuletzt freiwillig gearbeitet hatte, und erfuhr, dass sie heute nicht dort gewesen war. Er rief wieder zu Hause an. Sie ging immer noch nicht ran.

Für einen kurzen Moment war er beunruhigt. Nicht, dass er sich Sorgen wegen des South Shore Killers gemacht hätte; ihm war nur instinktiv unwohl, wenn seine Frau nicht zu Hause war – er fürchtete, sie könnte die Sache mit Carmen oder wem auch immer herausgefunden haben. Außerdem wollte er nicht, dass sie von seinem Deal mit Shapiro erfuhr. Je besser sie über seine Einkünfte Bescheid wusste, desto mehr würde sie haben wollen. Er rief noch einmal an und sprach auf ihren Anrufbeantworter.

Doch inzwischen war es Zeit, zum Abendessen aufzubrechen, und da Foxworth bereits gegangen war, bestellte er sich eine Limousine und setzte sie auf die Rechnung für allgemeinen Geschäftsbedarf. Er ließ sich durch Downtown chauffieren und genoss ein gutes Abendessen mit Hank Shapiro. Um dreiundzwanzig Uhr setzte er Shapiro an der Penn Station ab und fuhr mit der Limousine zur Grand Central. Er erwischte den Zug eine halbe Stunde vor Mitternacht, schaffte es bis zu seinem Wagen, ohne von einem Verrückten mit einem Messer abgestochen zu werden, und fuhr nach Hause, zu Ruhe und Frieden. Cathy hatte zwei Martinis getrunken und schlief fest. Monroe schaute noch ein wenig fern, schlief auf der Couch

ein und wachte am nächsten Morgen spät auf; er erwischte den Zug um 8.11 Uhr, dreißig Sekunden vor der Abfahrt.

Um halb zehn marschierte Monroe ins Büro und dachte: Den Montag hätten wir hinter uns, heute ist ein neuer Tag. Bringen wir wieder Schwung ins Leben. Er beschloss, den Vormittag dazu zu nutzen, in das neue Computersystem zu gelangen und Listen angehender Klienten für Shapiro auszudrucken. Dann würde er mit Carmen ein romantisches Mittagessen einnehmen. Außerdem würde er Jill anrufen und sie zu ein paar Drinks am Abend überreden.

Monroe betrat gerade sein Büro, als ihn Foxworth, der noch fröhlicher als gestern zu sein schien, zu sich winkte und fragte, ob sie sich kurz unterhalten könnten. Monroe kam ein ironischer Gedanke: Dass Foxworth es sich anders überlegt hatte und ihm doch noch eine anständige Gehaltserhöhung gewähren wollte. Würde er die vertraulichen Informationen trotzdem verkaufen? Es war ein Dilemma. Doch dann entschied er, zum Teufel, ja, er würde es tun. Und zwar als Entschädigung für die beleidigenden fünf Prozent Erhöhung vom *Vorjahr*.

Monroe nahm in Foxworths vollgestopftem Büro Platz.

Man machte sich in der Agentur darüber lustig, dass Foxworth keine zusammenhängenden Unterhaltungen zustande brachte. Er polterte los, er schweifte ab, er erfand sogar Worte. Die Kunden fanden es entzückend. Monroe hatte nicht die Geduld für die weitschweifige Persönlichkeit des Mannes. Aber heute war er großzügiger Stimmung und lächelte höflich, als der zerknitterte Alte drauflosplapperte.

»Ein paar Dinge, Charlie. Leider hat sich da etwas ergeben, und diese Einladung zum Golf am Wochenende ... Ich weiß, Sie hätten wahrscheinlich gern ein paar Bälle geschlagen, haben sich schon darauf gefreut, aber ich fürchte, ich kann das Angebot nicht aufrechterhalten. Tut mir sehr leid.«

»Schon in Ordnung. Ich...«

»Ein guter Club, dieser Hunter's. Haben Sie mal dort gespielt? Nein? Sie haben keinen Pool, keine Tennisplätze. Man

geht hin, um Golf zu spielen. Punkt, Ende der Geschichte. Wenn man dort nicht Golf spielt, verschwendet man nur seine Zeit. Es gibt natürlich dieses Dogleg am siebzehnten... scheußlich, scheußlich. Bin noch nie auch nur einem Par nahe gekommen. Wie lange spielen Sie schon?«

»Seit dem College. Ich weiß es wirklich zu schätzen...«

»Jetzt zu der anderen Sache, Charlie. Patty Kline und Sam Egglestone von der Rechtsabteilung, Sie kennen die beiden ja, waren gestern Abend im Chez Antibes. Zum Abendessen. Sie haben noch länger gearbeitet und gingen dann essen.«

Monroe erstarrte.

»Nun war ich selbst zwar nie dort, aber wie ich höre, ist das Lokal lustig eingerichtet. Sie haben diese Raumteiler, so ähnlich wie die Papierschirme in japanischen Restaurants, nur eben keine japanischen, weil es ja ein französisches Restaurant ist. Langer Rede kurzer Sinn, die beiden konnten jedes Wort verstehen, das Sie und Hank Shapiro gewechselt haben. So. Da haben Sie es. Der Sicherheitsdienst räumt in diesem Augenblick Ihren Schreibtisch aus, ein paar Wachen sind auf dem Weg, um Sie aus dem Gebäude zu eskortieren, und Sie sollten sich lieber einen guten Anwalt nehmen, denn Diebstahl von Geschäftsgeheimnissen ist eine verdammt ernste Angelegenheit – sagen Patty und Sam; ich kenn mich mit so was nicht aus, ich bin nur ein kleiner Wortschmied. So. Ich werde Ihnen wohl nicht viel Glück wünschen, Charlie. Sondern einfach sagen: Machen Sie, dass Sie aus meiner Agentur verschwinden. Ach ja, und ich werde alles tun, was in meinen Kräften steht, dass Sie in dieser Branche kein Bein mehr auf die Erde kriegen.«

Fünf Minuten später stand er auf der Straße, seine Aktentasche in der einen Hand, das Handy in der anderen, und sah zu, wie Kartons mit seiner persönlichen Habe in einen Lieferwagen mit Bestimmungsort Connecticut verladen wurden.

Er verstand nicht, wie es dazu hatte kommen können. Niemand aus der Agentur ging jemals ins Chez Antibes. Es ge-

hörte einem Unternehmen, das mit einem von Foxworths großen Kunden konkurrierte, und war deshalb verbotenes Terrain. Patty und Sam wären nicht hingegangen, wenn es ihnen Foxworth nicht befohlen hätte – um Monroe zu belauschen. Irgendwer musste ihn verpfeifen haben. Seine Sekretärin? Falls Eileen es war, entschied Monroe, würde er es ihr gewaltig heimzahlen.

Er ging mehrere Blocks zu Fuß und überlegte, was er tun sollte, und als ihm nichts einfiel, nahm er ein Taxi zur Grand Central Station.

Dann saß er in einem Zug, der nach Norden ratterte, fort von der grauen Stadt, und trank in kleinen Schlucken Gin aus der winzigen Flasche, die er im Speisewagen gekauft hatte. Benommen starrte er auf die schmutzigen Wohnblocks, dann auf die blassen Bungalows, die Mini-Landhäuser und schließlich die richtigen Landhäuser, während der Zug in Richtung Nordosten raste. Irgendetwas würde er aus der Situation schon machen. Darin war er gut. Er war der Beste. Ein Wühler, ein geborener Verkäufer... Er war erste Klasse.

Er brach den Verschluss einer zweiten Flasche auf, und dann fiel es ihm ein: Cathy würde wieder arbeiten gehen. Sie würde es nicht wollen, aber er würde sie überreden. Je mehr er darüber nachdachte, desto besser gefiel ihm die Idee. Verdammst noch mal, sie hing seit Jahren zu Hause herum. Jetzt war *er* mal an der Reihe. Sollte sie zur Abwechslung mit dem Druck eines Vollzeitjobs zurechtkommen. Wieso musste er sich immer mit dem ganzen Mist herumschlagen?

Monroe parkte in der Einfahrt, holte ein paar Mal tief Luft und ging dann ins Haus.

Seine Frau saß mit einer Tasse Tee in einem Schaukelstuhl im Wohnzimmer.

»Du kommst früh nach Hause.«

»Ich muss dir etwas sagen«, begann er und lehnte sich an den Kaminrand. Er legte eine Pause ein, um sie nervös zu machen, um ihr Mitgefühl zu wecken. »Es hat eine große Ent-

lassungswelle in der Agentur gegeben. Foxworth wollte, dass ich bleibe, aber sie haben das Geld einfach nicht. Die meisten anderen leitenden Angestellten gehen ebenfalls. Du brauchst keine Angst zu haben, Schatz. Wir stehen das zusammen durch. Es ist eigentlich sogar eine Chance für uns beide. Du hättest die Möglichkeit, wieder zu unterrichten. Nur eine Zeit lang. Ich habe mir gedacht...«

»Setz dich, Charles.«

Charles? Seine Mutter nannte ihn Charles.

»Ich sagte, es wäre eine...«

»Setz dich. Und sei still.«

Er setzte sich.

Sie trank mit ruhiger Hand ihren Tee, ihre Augen wanderten über sein Gesicht wie Suchscheinwerfer. »Ich hatte heute Morgen eine Unterhaltung mit Carmen.«

Seine Nackenhaare tanzten. Er setzte ein schlaues Lächeln auf und fragte: »Carmen?«

»Deine Freundin.«

»Ich...«

»Was?«, fuhr sie ihn an.

»Nichts.«

»Sie machte einen netten Eindruck. Es war ein Jammer, dass ich sie so aufregen musste.«

Monroe knetete die Lehne seines Kunstledersessels.

»Ich hatte es gar nicht vor«, fuhr Cathy fort. »Sie aufzuregen, meine ich. Es ist nur so, dass sie irgendwie zu glauben schien, wir beide seien gerade dabei, uns scheiden zu lassen.« Sie lachte kurz auf. »Weil ich mich in den Pooljungen verliebt hätte. Wie um alles in der Welt kommt sie wohl auf so etwas?«

»Ich kann dir erklären...«

»Wir haben keinen Pool, Charles. Ist dir nicht in den Sinn gekommen, dass das eine ziemlich dumme Lüge ist?«

Monroe legte die Hände zusammen und begann an einem Fingernagel zu zupfen. Beinahe hätte er Carmen erzählt, dass

Cathy eine Affäre mit einem Nachbarn oder einem Handwerker hätte. Aber Pooljunge war das Erste, was ihm einfiel. Doch, ja, im Nachhinein fand er es auch ziemlich dumm.

»Nur falls du dich wunderst«, fuhr Cathy fort. »Es war so, dass jemand vom Juwelierladen anrief. Sie wollten wissen, ob sie die Quittung hierher oder an Carmens Adresse schicken sollten. Sie meinte übrigens, die Ohrringe seien wirklich geschmacklos, aber sie würde sie trotzdem behalten. Ich sagte, das solle sie ruhig tun.«

Wieso um alles in der Welt hatte der Angestellte das getan? Als er die Bestellung aufgab, hatte er ausdrücklich die Anweisung gegeben, die Quittung an sein Büro zu schicken.

»Es ist nicht, wie du denkst«, sagte er.

»Da hast du Recht, Charlie. Es ist wahrscheinlich noch viel schlimmer.«

Monroe ging zur Bar und goss sich noch einen Gin ein. Sein Kopf tat weh, und er fühlte sich benebelt von dem vielen Alkohol. Er trank einen Schluck und setzte das Glas ab. Er erinnerte sich daran, wie sie diesen Satz Kristallgläser gekauft hatten. Eine Sonderaktion bei Saks. Er hätte die Verkäuferin gern nach ihrer Telefonnummer gefragt, aber Cathy hatte in der Nähe gestanden.

Seine Frau holte tief Luft. »Ich habe drei Stunden mit einem Anwalt telefoniert. Er denkt offenbar, dass es nicht sehr viel länger dauern wird, dich zu einem sehr armen Mann zu machen. Nun, Charlie, wir haben nicht mehr viel zu besprechen. Du solltest also einen Koffer packen, um woanders zu bleiben.«

»Cathy, das ist gerade eine wirklich schlimme Zeit für mich...«

»Nein, Charles, es *wird* schlimm werden. Aber noch ist es nicht schlimm. Leb wohl.«

Eine halbe Stunde später hatte er gepackt. Als er sich mit einem großen Koffer die Treppe hinunterschleppte, betrachtete ihn Cathy aufmerksam. Es war der Blick, mit dem sie die

Blattläuse musterte, die sie mit Insektenspray einsprühte, worauf sie sich zu kleinen, toten Kugeln einrollten.

»Ich...«

»Leb wohl, Charles.«

Monroe war halb durch die Eingangshalle, als es an der Tür läutete.

Er stellte den Koffer ab und öffnete. Zwei große Deputys des Sheriffs standen vor ihm. In der Einfahrt parkten zwei Streifenwagen, und zwei weitere Deputys warteten auf dem Rasen. Sie hatten die Hände sehr nahe an ihren Pistolen.

Oh, nein. Foxworth wollte ihn vor Gericht bringen! Großer Gott. Was für ein Albtraum.

»Mr. Monroe?«, fragte der größere der Deputys und beäugte seinen Koffer. »Charles Monroe?«

»Ja. Was gibt es?«

»Könnten wir Sie wohl kurz sprechen?«

»Sicher. Ich... was ist denn los?«

»Dürfen wir hereinkommen?«

»Ich, ähm, natürlich.«

»Wohin gehen Sie, Sir?«

Monroe wurde plötzlich bewusst, dass er keine Ahnung hatte.

»Ich... ich weiß es nicht.«

»Sie gehen weg, aber Sie wissen nicht, wohin?«

»Ein kleines häusliches Problem... Sie wissen, wie das ist.«

Sie starrten ihn mit versteinertem Gesicht an.

»Ich denke, ich fahre in die City«, erklärte Monroe. »Manhattan.«

Warum nicht? Es war so gut wie jeder Ort.

»Ich verstehe«, sagte der kleinere Deputy und sah seinen hünenhaften Kollegen an. »Er verlässt den Staat«, sagte er bedeutungsvoll.

Was meinte er damit?

»Ist das Ihre Mastercard-Nummer, Mr. Monroe?«, fragte der zweite Deputy nun.

Er besah sich den Zettel, den ihm der Beamte hinhielt.
»Ähm, ja. Worum geht es denn eigentlich?«

»Haben Sie gestern bei Great Northern Outdoor Supplies eine Versandbestellung aufgegeben?«

Great Northern? Monroe hatte noch nie davon gehört. Er sagte es den Beamten.

»Verstehe«, sagte der große Polizist und glaubte ihm nicht.

»Aber Sie besitzen ein Haus am Harguson Lake nahe Hartford, nicht wahr?«

Wieder spürte er die kribbelnde Kälte in seinem Rückgrat. Cathy sah ihn an – mit einem Blick, der ausdrückte, dass sie nichts mehr überraschen konnte.

»Ich...«

»Nichts leichter nachzuprüfen als das, Sir. Sie können ebenso gut die Wahrheit sagen.«

»Ja, es gehört mir.«

»Wann hast du es gekauft, Charles?«, fragte Cathy mit müder Stimme.

*Es sollte eine Überraschung sein... Unser Hochzeitstag...
Ich wollte es dir gerade sagen...*

»Vor drei Jahren«, antwortete er.

Der kleinere der Deputys ließ nicht locker. »Und Sie haben sich von Great Northern nicht per Express eine Bestellung an dieses Haus schicken lassen?«

»Eine Bestellung? Nein. Was für eine Bestellung?«

»Ein Jagdmesser.«

»Ein Messer? Nein, natürlich nicht.«

»Mr. Monroe, das Messer, das Sie bestellt haben...«

»Ich habe kein Messer bestellt.«

»... das Messer, das jemand bestellt hat, der sich als Charles Monroe ausgab, Ihre Kreditkarte benutzte und es in Ihr Landhaus schicken ließ, ähnelt den Messern, die bei den Morden in dieser Gegend benutzt wurden.«

Der South Shore Killer ...

»Charlie!«, entfuhr es Cathy.

»Ich weiß nichts von irgendwelchen Messern!«, schrie er.
»Absolut nichts!«

»Die Staatspolizei hat einen anonymen Hinweis auf blutige Kleidungsstücke am Ufer des Lake Harguson erhalten. Wie sich herausstellte, handelt es sich um Ihr Grundstück. Dort lag ein T-Shirt von dem Opfer von vor zwei Tagen. Wir fanden außerdem ein weiteres Messer bei dem T-Shirt. Das Blut daran stimmt mit dem Blut des Opfers überein, das vor zwei Tagen an der Route 15 getötet wurde.«

Großer Gott, was ging hier vor sich?

»Nein! Das ist ein Irrtum! Ich habe niemanden getötet!«

»Oh, Charlie, wie konntest du nur?«

»Mr. Monroe, Sie haben das Recht zu schweigen...« Der große Deputy las ihm seine übrigen Rechte vor, während der andere ihm Handschellen überstreifte.

Sie nahmen ihm die Geldbörse aus der Tasche. Das Handy ebenfalls.

»Nein, nein, lassen Sie mir das Handy! Ich darf einen Anruf machen, das weiß ich.«

»Stimmt, aber Sie müssen unser Telefon benutzen, Sir, nicht Ihr eigenes.«

Sie packten ihn schmerzhaft an den Oberarmen und führten ihn nach draußen. Er wehrte sich und war einer Panik nahe. Kurz vor dem Streifenwagen hob Monroe zufällig den Blick. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stand ein Mann mit sandfarbenem Haar. Freundlich lächelnd lehnte er an einem Baum und beobachtete die aufregende Szene.

Er kam Monroe sehr bekannt vor...

»Moment mal«, schrie Monroe, »warten Sie...«

Aber die Deputys warteten nicht. Sie verfrachteten ihn mit festem Griff auf die Rückbank ihres Wagens und fuhren aus der Einfahrt.

Als sie dann an dem Mann vorbeikamen und Monroe ihn aus einem anderen Blickwinkel sah, da erkannte er ihn. Es

war der Pendler – der unfreundliche, der gestern Morgen neben ihm gesessen und ihn aufgefordert hatte, leise zu sein.

Moment mal... oh, nein. Nein!

Monroe begann zu verstehen. Der Mann hatte alle seine Gespräche mitgehört – mit Shapiro, mit Carmen, mit dem Schmuckgeschäft. Er hatte sich alle Namen und Monroes Kreditkartennummer notiert; den Namen und die Adresse seiner Geliebten und die Einzelheiten seiner Besprechung mit Hank Shapiro... und die Lage seines Hauses auf dem Land! Er hatte Foxworth angerufen, er hatte Cathy angerufen, er hatte das Jagdmesser bestellt ...

Und er hatte auch die Polizei angerufen.

Denn er war der South Shore Killer ...

Der Mann, der wegen der geringsten Kränkung mordete – wegen einer Delle in der Stoßstange, wegen eines bellenden Hundes ...

Monroe drehte sich gewaltsam auf dem Sitz herum und sah, wie der Mann dem Streifenwagen nachblickte.

»Wir müssen zurückfahren!«, schrie Monroe. »Wir müssen! Er ist da hinten! Der Mörder ist da hinten!«

»Jaja, schon gut, wir würden es sehr begrüßen, wenn Sie jetzt einfach den Mund halten könnten. Wir sind in null Komma nichts auf dem Revier.«

»Nein!«, heulte er. »Nein, nein, nein!«

Als er ein letztes Mal zurückblickte, sah er, wie der Mann die Hand zum Kopf hob. Was tat er da? Winken? Monroe kniff die Augen zusammen. Nein, er... er tat, als würde er ein Telefon ans Ohr halten.

»Halt! Er ist da! Er ist dort hinten!«

»Sir, das reicht nun aber«, sagte der große Deputy.

Einen Block hinter ihnen ließ der Pendler schließlich die Hand sinken, wandte sich von der Straße ab und begann in forschem Tempo und federnden Schrittes den Gehsteig entlangzulaufen.

Der westfälische Ring

Der Einbruch in Charing Cross war der erfolgreichste seiner Laufbahn gewesen.

Er war auch, wie er nun erfuhr, möglicherweise derjenige, der seiner Berufung für alle Zeiten ein Ende setzen würde.

Und ihm obendrein einen Ausflug in eine stinkende Zelle im Gefängnis Newgate einbringen konnte.

Der drahtige Peter Goodcastle saß in seinem vollgestopften Laden an der Great Portland Street, zupfte an dem Haarbüschel über dem Ohr und unter dem kahlen Schädel und nickte grimmig bei den Worten seines Besuchers, die kaum vernehmbar waren, da ein Bautrupp Ihrer Majestät mit einem rußigen Dampfhammer die mit Ziegeln gepflasterte Straße aufriss, um eine Hauptwasserleitung zu reparieren.

»Der Mann, den Sie ausgeraubt haben«, fuhr sein nervöser Gesprächspartner fort, »war der Wohltäter des Earl of Devon. Und er verfügt über seine eigenen Beziehungen überall im Parlament und in Whitehall. Die Königin spricht voller Respekt von ihm.«

Dies alles und noch sehr viel mehr wusste der vierundvierzigjährige Goodcastle natürlich über Lord Robert Mayhew, so wie er über alle seine Einbruchsoffer genau Bescheid wusste. Er brachte immer so viel wie möglich über sie in Erfahrung; gute Aufklärungsarbeit war nur eine der Fertigkeiten, die ihn vor den Nachforschungen Scotland Yards bewahrt hatten, seit er vor zwölf Jahren aus dem Krieg zurückgekehrt war und begonnen hatte, seinem Gewerbe als Dieb nachzugehen. Er hatte alle verfügbaren Informationen über Mayhew zusammengetragen und erfahren, dass dieser in der Tat in den obersten Kreisen der Londoner Gesellschaft, einschließlich Königin Victoria selbst, hohes Ansehen genoss. Wegen des großen Reichtums des Mannes und der Besessenheit, mit der er raren Schmuck und andere Wertsachen anhäufte, hatte Goodcastle dennoch befunden, dass der Lohn das Risiko wert sei.

Mit dieser Einschätzung hatte er sich jedoch offenkundig geirrt.

»Es ist der Ring, dessentwegen er so außer sich ist. Nicht wegen der anderen Stücke und schon gar nicht wegen der Sovereigns. Nein, der Ring. Er setzt alle Hebel in Bewegung, um ihn zu finden. Offenbar wurde er ihm von seinem Vater vererbt, der ihn wiederum von *seinem* Vater erhielt. Er ist von großem persönlichen Wert für ihn.«

Es war selbstverständlich immer klüger, Dinge zu entwenden, an denen ihre Besitzer gefühlsmäßig nicht hingen, und Goodcastle war zu dem Schluss gekommen, der Ring würde in diese Kategorie fallen, da er ihn in einer billigen, unverschlossenen Schatulle auf Mayhews Wäschekommode gefunden hatte, bedeckt von wertlosem Modeschmuck und Manschettenknöpfen.

Doch nun folgerte der Dieb, dass die nachlässige Behandlung nur eine geschickte List gewesen war, um das kostbare Stück besser zu schützen – wenngleich natürlich nur vor weniger geübten Dieben als Goodcastle einer war; er hatte vor zehn Jahren das Antiquitätengeschäft der Familie geerbt und war notwendigerweise ein Experte darin geworden, Dinge wie Musiktruhen, Silber, Möbel... und eben alten Schmuck einzuschätzen. Er war in seiner Maske vor freudigem Schreck erstarrt, als er den Schatz in Mayhews Ankleide entdeckt hatte.

Von dem berühmten Goldschmied Wilhelm Schröder aus Westfalen zu Beginn des Jahrhunderts gefertigt, wies der Ring goldene Bänder im Wechsel mit silbernen auf. In das Gold waren Diamanten eingesetzt, in das Silber tiefblaue Saphire. Goodcastle war so überrascht und erfreut über den Fund gewesen, dass er außer ihm nur eine diamantene Krawattennadel, eine bescheidene Brosche und fünfzig Goldguineen mitgenommen hatte, und die vielen anderen Kunstwerke, Schmuckstücke und Gold- und Silbermünzen in Mayhews Boudoir nicht anrührte (eine weitere Regel der Dieberei: Je bescheidener der Raub, desto größer die Wahrscheinlichkeit,

dass Wochen und Monate vergehen, ehe das Opfer den Verlust bemerkt, falls es ihn nicht gänzlich übersieht).

Genau darauf hatte er bei dem Einbruch in Charing Cross gehofft. Die Sache hatte sich letzten Donnerstag ereignet, und Goodcastle hatte keine Berichte über den Diebstahl im *Daily Telegraph*, in der *Times* oder anderen Zeitungen gesehen.

Traurigerweise verhielt es sich jedoch nicht so, wie sein Informant – der trefflich in Scotland Yard selbst platziert war – nun erläuterte.

»Obendrein«, flüsterte der Mann, drehte die Krempe seines Homburger Hutes und schaute auf den kühlen, grauen Aprilhimmel über London hinaus, »habe ich gehört, die Inspektoren hätten Grund zu der Annahme, dass der Dieb Verbindungen zur Möbel- oder Antiquitätenbranche besitzt.«

»Wie um alles in der Welt«, flüsterte Goodcastle aufgeschreckt, »können sie das herausgefunden haben? Durch einen Informanten?«

»Nein, die Polizei hat in Sir Mayhews Wohnung gewisse Hinweise gefunden, die sie zu dieser Schlussfolgerung führten.«

»Hinweise? Was für Hinweise?« Wie immer hatte Goodcastle peinlich genau darauf geachtet, nichts zurückzulassen. Er hatte alle seine Werkzeuge und Kleidungsstücke mitgenommen. Und er trug nie auch nur ein Dokument oder etwas anderes bei sich, das zu ihm oder *Goodcastle Antiquitäten* führen konnte.

Doch die Erklärung seines Verbündeten ließ das Blut des Einbrechers nun noch weiter gefrieren. »Die Inspektoren fanden winzige Reste verschiedener Substanzen auf der Leiter, im Schlafzimmer und im Ankleideraum. Soviel ich mitbekommen habe, war eine davon ein wenig geschnittenes und getrocknetes Rosshaar, wie es zum Füllen von gepolsterten Diwanen, Sofas und Liegen verwendet wird, obwohl Mayhew nichts dergleichen besitzt. Außerdem entdeckten sie etwas Wachs, das einzig als Möbelpolitur Verwendung findet, von

einer Sorte, die häufig in großen Mengen von Handwerkern gekauft wird, die Möbel reparieren, neu gestalten oder verkaufen... Ach ja, und sie haben ein wenig roten Ziegelstaub entdeckt. Er befand sich auf den Sprossen der Leiter. In den umliegenden Straßen konnten die Wachtmeister keinen ähnlichen Staub finden. Sie glauben, dass er von den Stiefeln des Diebes stammt.« Der Mann warf einen Blick nach draußen, wo der rötliche Staub der zermalmtten Ziegel den Bürgersteig bedeckte.

Goodcastle seufzte verärgert über seine eigene Torheit. Er hatte die Leiter genau so zurückgestellt, wie er sie in Mayhews Wagenschuppen gefunden hatte, aber nicht daran gedacht, sie von Materialien zu säubern, die er an seinen Schuhen transportiert hatte.

Man schrieb das Jahr 1892, und während die Welt auf den Beginn eines neuen Jahrtausends zustürmte, waren überall erstaunliche technische Fortschritte zu sehen. Elektrisches Licht, von Benzin angetriebene Fahrzeuge, die Pferdekutschen ersetzten, bewegte Bilder... Es war nur natürlich, dass sich auch Scotland Yard bei der Verfolgung von Verbrechern der neuesten wissenschaftlichen Techniken bediente.

Hätte er vor dem Einbruch gewusst, dass man sich beim Yard diese Herangehensweise zu eigen machte, hätte er entsprechende Vorsichtsmaßnahmen treffen können, wie etwa sich die Hände zu waschen und die Stiefel abzuschrubben.

»Wissen Sie noch mehr?«, fragte er seinen Informanten.

»Nein, Sir. Ich bin immer noch in der Abteilung für Schuldnervergehen beim Yard. Was ich über diesen Fall weiß, stammt nur aus zufällig mitgehörten Gesprächen. Ich fürchte, ich kann nicht eingehender nachforschen, ohne Verdacht zu erregen.«

»Ich verstehe, natürlich. Danke für diese Informationen.«
»Sie waren immer sehr großzügig zu mir, Sir. Was werden Sie nun unternehmen?«

»Das weiß ich ehrlich gesagt nicht, mein Freund. Vielleicht werde ich das Land verlassen müssen und mich auf dem Kontinent niederlassen – Frankreich wahrscheinlich.« Er musterte seinen Informanten und runzelte die Stirn. »Ich denke, Sie sollten aufbrechen. Nach allem, was Sie erzählt haben, könnte die Staatsgewalt durchaus schon auf dem Weg hierher sein.«

»Aber London ist eine gewaltig große Stadt. Halten Sie es nicht für unwahrscheinlich, dass man den Weg zu Ihrer Tür finden wird?«

»Davon wäre ich überzeugt, wenn die Beamten nicht eine derartige Sorgfalt bei der Durchsuchung von Mayhews Wohnung an den Tag gelegt hätten. Doch so wie sie neuerdings allem Anschein nach denken, würde ich mir als Inspektor beim Yard einfach eine Liste aller gegenwärtig laufenden öffentlichen Arbeiten besorgen oder die Lage aller Ziegelgebäude ermitteln, die gerade abgerissen werden, und mit einer Liste der Möbel- und Antiquitätenhändler in der Nachbarschaft vergleichen. Und das würde sie in der Tat sehr nahe an meine Tür führen.«

»Ja, das wäre einleuchtend... schreckliche Sache, das.« Der Mann erhob sich und setzte seinen Hut auf. »Und was wird aus Ihnen werden, wenn die Beamten eintreffen, Mr. Goodcastle?«

Sie werden mich natürlich verhaften und einsperren, dachte der Ladeninhaber, doch er sagte: »Ich will das Beste hoffen. Nun sollten Sie aber gehen, und ich halte es für klüger, wenn wir uns nicht wiedersehen. Es gibt keinen Grund, warum man Sie ebenfalls vor Gericht stellen sollte.«

Der nervöse Mann sprang auf. Er schüttelte Goodcastle die Hand. »Falls Sie tatsächlich das Land verlassen, wünsche ich Ihnen alles Gute.«

Der Einbrecher gab dem Informanten eine Handvoll Sovereigns, ein Bonus, der weit über das hinausging, was er ihm bereits gezahlt hatte.

»Gott segne Sie, Sir.«

»Ich würde Seinen Beistand in dieser Angelegenheit höchstwahrscheinlich gebrauchen können.«

Der Mann ging rasch. Goodcastle blickte ihm nach; halb erwartete er, seinen Laden von einem Dutzend Wachtmeistern und Inspektoren umringt zu sehen, aber alles, was er bemerkte, waren die Bauarbeiter in ihren schmutzigen Overalls, welche die von dem kraftvollen Meißel des Dampfhammers zertrümmerten Ziegel wegkarren, und ein paar Passanten, die schwarzen Schirme zum Schutz vor den gelegentlichen Frühlingsschauern aufgespannt.

Da im Augenblick keine Kunden im Laden waren und sein Chefhandwerker Markham im rückwärtigen Teil arbeitete, schlüpfte Goodcastle in sein Büro und öffnete den hinter einem Wandteppich versteckten und zusätzlich mit einer wie ein Stück Wand wirkenden Abdeckung getarnten Safe.

Er entnahm ihm eine Stofftasche, die mehrere Beutestücke aus Einbrüchen der letzten Zeit enthielt, darunter die Krawattennadel, die Brosche, die Guineen und der wundervolle westfälische Ring aus der Wohnung Mayhews.

Die anderen Gegenstände verblassten im Vergleich zu dem deutschen Ring. Das Licht der Gaslampe fiel auf die Edelsteine, und eine Salve aus blauen und weißen Strahlen schoss durch den Raum. Der Franzose, mit dem Goodcastle handelsmäßig geworden war, würde ihm dreitausend Pfund dafür bezahlen, was natürlich bedeutete, dass er ein Vielfaches davon wert war. Und doch sinnierte Peter Goodcastle, dass diese Schöpfung, so wundervoll sie war, auf ihn persönlich keine besondere Anziehungskraft ausübte. Tatsächlich bedeuteten ihm die erbeuteten Gegenstände nach einem erfolgreich ausgeführten Einbruch in ein Gemach, ein Museum oder ein Geschäft wenig, außer dass sie ihm Einkommen sicherten und damit die Mittel, seiner verbrecherischen Berufung weiter zu folgen, obwohl er hinsichtlich seiner Entlohnung alles andere als gierig war. Denn ob er dreitausend Sovereigns für den Ring erhielt oder einen Preis von vielleicht dreißigtausend, die

seinem wahren Wert entsprochen hätten, oder lediglich eine Handvoll Kronen – darauf kam es nicht an. Nein, der Reiz für Goodcastle bestand in dem Diebstahl selbst und in der Perfektion seiner Ausführung.

Man wird sich vielleicht fragen, wie er eigentlich zu dieser merkwürdigen Berufswahl gekommen war. Goodcastle war privilegiert aufgewachsen und hatte eine vorzügliche Erziehung genossen. Auch hatte er sich zu keinem Zeitpunkt seines Lebens mit besonders rauen Gesellen eingelassen. Seine Eltern, beide längst verschieden, hatten ihn liebevoll behandelt, und sein Bruder war ausgerechnet Gemeindepfarrer in Yorkshire. Er nahm an, dass ein großer Teil der Motivation, die ihn zum Stehlen trieb, auf seine schrecklichen Erfahrungen während des Zweiten Afghanistankriegs zurückzuführen war. Goodcastle war Kanonier bei der berühmten Royal Horse Artillery gewesen. Zusammen mit anderen Abteilungen waren sie dazu abkommandiert worden, eine feindliche Streitmacht der Ghazi aufzuhalten, die fest entschlossen war, Kandahar anzugreifen. Am sengend heißen, staubigen 27. Juli 1880 traf die Truppe aus zweitausendfünfhundert Briten und Indern bei Maiwand auf den Feind. Was sie bis zum Beginn des Gefechts jedoch nicht wussten, war, dass die Afghanen ihnen zahlenmäßig zehn zu eins überlegen waren. Die Schlacht verlief vom ersten Augenblick an schlecht, denn zusätzlich zu der überwältigenden Menge fanatischer Kämpfer besaß der Feind nicht nur Gewehre, sondern auch Krupp-Geschütze. Die Ghazi zielten mit tödlicher Genauigkeit, und ihre Geschosse und Musketenkugeln wüteten fürchterlich in den Reihen der Briten.

Goodcastles Mannschaft, die Geschütz Nummer drei besetzte, erlitt schreckliche Verluste, doch gelang es ihnen, an jenem Tag mehr als einhundert Kugeln abzufeuern; der Lauf der Waffe war heiß genug, um Fleisch zu braten – wie die schweren Verbrennungen an Armen und Händen der Männer bewiesen. Schließlich jedoch gewann die überwältigende

Mannschaftsstärke des Feindes die Oberhand. Mit einem Zangenmanöver rückten sie heran. Die Afghanen erbeuteten die britische Kanone, die ihre Besatzung nicht mehr rechtzeitig zerstören konnte, und die Fahne der Einheit – es war das erste Mal in der Geschichte der britischen Armee, dass sich ein solches Grauen ereignete.

Während Goodcastle und die anderen in wilder Flucht davonrannten, drehten die Ghazi die britischen Kanonen herum und verschlimmerten das Gemetzel; die Afghanen verwendeten dazu die Fahnenstangen der Regimentsflaggen als Ladestöcke für die Geschütze!

Eine schreckliche Erfahrung, ja – zwanzig Prozent der Horse Artillery gingen verloren, wie auch sechzig Prozent des 66th Foot Regiment – aber in gewisser Weise erwartete die schlimmste Heimsuchung die überlebenden Soldaten erst nach ihrer Rückkehr nach England. Goodcastle und seine Kameraden sahen sich als Parias behandelt, als Feiglinge gebrandmarkt. Die Verachtung war ihnen ein Rätsel und wirkte verheerend auf ihre Seelen. Doch Goodcastle erfuhr bald den Grund dafür. Premierminister Disraeli war, unterstützt von einer Anzahl Lords und der reichen Oberschicht, die hauptsächlich Triebfeder für die militärische Intervention in Afghanistan gewesen, die keinem anderen Zweck diente, als gegenüber Russland mit dem Säbel zu rasseln und dann Einfälle in das Gebiet zu machen. Die Niederlage bei Maiwand ließ viele Leute nach der Klugheit eines solchen Engagements fragen und brachte die Regierung postwendend in Verlegenheit. Sündenböcke wurden gebraucht, und wer eignete sich besser dazu als die Frontsoldaten, die bei einer der schlimmsten Niederlagen in der britischen Geschichte dabei gewesen waren?

Ein Adliger vor allem erzürnte Goodcastle durch gewisse Bemerkungen gegenüber der Presse, in denen er auf hartherzige Weise die Schande beklagte, die die Soldaten über die Nation gebracht hätten, ohne ein Wort des Mitgefühls für jene

zu äußern, die ihr Leben, einen Arm oder ein Bein verloren hatten. Der Ladeninhaber war so aufgebracht, dass er Rache schwor. Aber an Tod und Gewalt hatte er bereits genug in Maiwand erlebt, und er hätte niemals, unter keinen Umständen, einen unbewaffneten Gegner verletzt, deshalb beschloss er, den Mann auf subtilere Weise zu bestrafen. Er ermittelte seinen Wohnsitz, und einen Monat nach seinen gedankenlosen Bemerkungen musste der Gentleman zur Kenntnis nehmen, dass ein Versteck mit Münzen – nicht besonders schlau in einer Vase in seinem Büro untergebracht – erheblich geschrumpft war.

Nicht lange danach hielt ein Fabrikbesitzer sein Versprechen nicht ein, ein halbes Dutzend der Veteranen des Afghanistanfeldzugs einzustellen. Auch der Industrielle bezahlte teuer – mit einem Gemälde, das Goodcastle aus seinem Sommerhaus in Kent stahl und verkaufte; den Erlös teilte er unter denjenigen auf, denen die Anstellung verweigert worden war. (Goodcastle kamen dabei die Erfahrungen im Antiquitätengeschäft seines Vaters zustatten: Trotz der Bedenken der Veteranen wegen der zweifelhaften Qualität der Leinwand, die von einem Franzosen, einem gewissen Claude Monet stammte, gelang es ihm, einem amerikanischen Händler teures Geld für die verschwommene Landschaft zu entlocken.)

Die Vergeltung, die diese Diebstähle darstellten, freute ihn sicherlich – doch schließlich musste sich Goodcastle eingestehen, dass es nicht Rache war oder der Wunsch, Gerechtigkeit zu üben, was ihn am meisten daran anzog, sondern das Hochgefühl über das Erlebnis selbst... Ein gut ausgeführter Einbruch konnte einfach eine gewisse Schönheit besitzen, nicht weniger als ein handgeschnittener Schrank, ein Bild von Fragonard oder eine Goldbrosche von William Tessler. Er bezwang seine Schuldgefühle und begann seiner neuen Berufung mit all dem Eifer und Geschick zu folgen, wie sie jeder erfolgreiche Mann, egal in welchem Beruf, an den Tag legt.

Nachdem er das Geschäft der Familie in der Great Portland Street geerbt hatte, stellte er fest, dass er und seine Angestellten einzigartigen Zugang zu den vornehmsten Häusern im hauptstädtischen London hatten, da sie Möbel abholten und auslieferten – perfekte Jagdgründe für einen raffinierten Einbrecher. Er war natürlich klug genug, nicht seine eigenen Kunden auszurauben, aber er hörte zu und beobachtete, schnappte dies und jenes über Nachbarn und Bekannte dieser Kunden auf – über Wertgegenstände, die sie kürzlich erworben hatten, größere Geldsummen, die sie erwarteten, wo sie ihre kostbarsten Gegenstände versteckt halten könnten, wann sie für gewöhnlich auf Reisen außerhalb Londons waren, Anzahl und Wesen von Pferdeburchen, Dienern und Wachhunden.

Eine brillante Idee, und bei vielen Gelegenheiten perfekt ausgeführt. Wie letzten Donnerstag in der Wohnung von Sir Robert Mayhew.

Doch es ist häufig nicht der Plan selbst, der schiefgeht, vielmehr sind es gänzlich unvorhergesehene Vorkommnisse, die ein Unternehmen entgleisen lassen. In diesem Fall die unerwartete Cleverness von Scotland Yard.

Goodcastle legte nun den westfälischen Ring und die anderen Gegenstände in den Safe zurück und zählte das Geld darin. Fünfhundert Pfund. In seinem Haus in London hatte er weitere dreitausend Sovereigns, dazu andere Wertsachen, die er in letzter Zeit gestohlen und für die er noch keine Käufer gefunden hatte. In seinem Landhaus befanden sich noch einmal fünftausend Pfund. Damit konnte er sich ohne Weiteres in den südlichen Provinzen Frankreichs einrichten, wo er schon mit Lydia geweilt hatte, der Schönen mit dem rabenschwarzen Haar aus Manchester, mit der er häufig reiste. Sie könnte auf Dauer zu ihm ziehen, wenn sie ihre eigenen Angelegenheiten hier geregelt hatte.

Aber für alle Zeit in Frankreich leben? Bei dem Gedanken sank ihm der Mut. Peter Goodcastle war Engländer durch und

durch. Trotz aller rußigen Luft aus den düsteren Industriewerken, trotz seiner snobistischen Elite, seines viktorianischen Imperialismus und der schäbigen Behandlung, die ihm nach Maiwand zuteil geworden war, liebte er England.

Allerdings würde er zehn Jahre in Newgate gar nicht schätzen.

Er schloss die Safetür, setzte die Abdeckung darauf und ließ den Wandteppich darüber fallen. Heftig mit sich ringend, was er unternehmen könnte, spazierte er zurück in den Laden und suchte Trost in den vielen Gegenständen, die dort zum Verkauf angeboten wurden.

Eine Stunde später, als er noch zu keiner Entscheidung über sein weiteres Vorgehen gelangt war, fragte er sich, ob er hinsichtlich der Tüchtigkeit der Polizei vielleicht falsch gelegen hatte. Vielleicht hatten sie durch Glück ein paar richtige erste Schlüsse gezogen, aber dann waren sie mit ihrer Ermittlung ins Stocken geraten, und er würde ungeschoren davorkommen. Doch just in diesem Moment betrat ein Kunde den Laden und begann zu stöbern. Der Ladeninhaber lächelte zur Begrüßung, dann beugte er sich konzentriert über ein Kassensbuch, fuhr dabei jedoch fort, den Kunden zu beobachten, einen hoch gewachsenen, schlanken Mann im schwarzen Mantel, unter dem er einen Anzug von ähnlichem Farbton und ein weißes Hemd trug. Er prüfte sorgfältig die Uhren, Musiktruhen und Spazierstöcke, sein Blick war der eines Mannes, der beabsichtigt, etwas zu kaufen und einen guten Gegenwert für sein Geld zu erhalten.

Als Dieb hatte Peter Goodcastle gelernt, auf Kleinigkeiten zu achten; als Geschäftsmann wusste er Kunden einzuschätzen. Und nun fiel ihm ein wunderlicher Umstand auf: Der Mann prüfte nur die *hölzernen* Gegenstände, während das Inventar auch aus viel Porzellan, Elfenbein, Perlmutter, Zinn, Messing und Silber bestand. Nach Goodcastles Erfahrung betrachtete ein Kunde, der, sagen wir, eine Musiktruhe kaufen wollte, alle angebotenen Truhen, um ihren Wert und ihre Qua-

lität abzuschätzen, auch wenn er vorhatte, eine hölzerne zu erwerben.

Dann bemerkte Goodcastle noch etwas. Der Mann fuhr mit dem Finger unauffällig über eine Fuge in einer Musiktruhe. Sein Interesse galt also nicht dem Holz selbst, sondern dem Wachs darauf, von dem er eine Probe mit dem Fingernagel aufnahm.

Der »Kunde« war gar keiner, wie der Ladeninhaber entsetzt erkannte; er war einer der Inspektoren vom Yard, von denen ihm sein Informant vorhin erzählt hatte.

Nun, noch ist nicht alles verloren, überlegte Goodcastle. Das Wachs, das er benutzte, war zwar aufgrund seines Preises – und weil es nur in Handelseinheiten erhältlich war – etwas selten, aber einzigartig war es gewiss auch nicht; viele andere Möbel- und Antiquitätenhändler kauften dasselbe. Daraus ließ sich keinesfalls auf seine Schuld schließen.

Doch dann fand der Polizeibeamte plötzlich Gefallen an einem roten Polsterstuhl. Er setzte sich darauf und klopfte an die Seiten, als wollte er ein Gefühl für die Bauart bekommen. Er lehnte sich zurück und schloss die Augen. Entsetzt beobachtete Goodcastle, dass die rechte Hand des Mannes kurz aus dem Blickfeld verschwand und kaum merklich ein wenig Futter aus dem Polster zupfte.

Die Polsterung bestand aus getrocknetem Rosshaar, und es würde ohne Frage mit dem in Robert Mayhews Wohnung gefundenen übereinstimmen.

Der Inspektor erhob sich und schlenderte noch eine Weile in den Gängen auf und ab. Schließlich richtete er den Blick zum Ladentisch. »Sie sind Mr. Goodcastle?«

»In der Tat«, antwortete der Geschäftsmann, denn es zu leugnen würde später nur verdächtig wirken. Er fragte sich, ob man ihn auf der Stelle verhaften würde. Sein Herz schlug heftig.

»Sie haben hier einen hübschen Laden.« Der Inspektor bemühte sich, liebenswürdig zu sein, aber Goodcastle entdeckte die Kälte eines Inquisitors in seinen Augen.

»Danke, Sir. Ich würde mich freuen, Ihnen behilflich sein zu können.« Seine Handflächen begannen zu schwitzen, und ihm wurde flau im Magen.

»Nein, danke. Ich muss leider wieder gehen.«

»Dann guten Tag. Kommen Sie wieder.«

»Das werde ich«, sagte der Mann und trat in die frische Frühlingsluft hinaus.

Goodcastle zog sich ins Halbdunkel zwischen einigen Schränken zurück und spähte aus dem Fenster.

Oh, nein!

Seine schlimmsten Befürchtungen wurden wahr. Der Mann hatte begonnen, die Straße zu überqueren, warf einen Blick zum Laden zurück und kniete, da er den Inhaber nicht sah, nieder, um sich vorgeblich die Schuhe zu binden. Doch die Schnürsenkel saßen bereits einwandfrei; der Sinn der Bewegung bestand darin, ein wenig roten Ziegelstaub von den Bauarbeiten aufzunehmen – um ihn mit ähnlichem Staub zu vergleichen, den Goodcastle auf den Sprossen der Leiter und in der Wohnung in Charing Cross hinterlassen hatte. Der Polizist verstaute den Ziegelstaub in einem kleinen Kuvert und setzte dann seinen Weg fort, mit den beschwingten Schritten eines Mannes, der soeben ein Bündel Banknoten auf der Straße gefunden hat.

Panik machte sich in Goodcastle breit. Er begriff, dass seine Verhaftung unmittelbar bevorstand. Es würde also ein Rennen gegen die Uhr sein, wollte er sich dem Zugriff des Gesetzes noch entziehen. Jede Sekunde zählte.

Er ging in den hinteren Teil des Ladens und öffnete die Tür zum rückwärtigen Raum. »Markham«, rief er dem rundlichen, bärtigen Handwerker zu, der dort gerade eine Kommode im chinesischen Stil lackierte. »Hüten Sie den Laden für ein,

zwei Stunden. Ich bin in einer dringenden Angelegenheit unterwegs.«

Bill Sloat saß über seinen vollgestellten, bierfleckigen Tisch im Green Man Pub gebeugt, umgeben von einem halben Dutzend seiner Kumpane, alles schmutzige, unterbelichtete Falstaffs, die einzig und allein deshalb hier waren, weil sie schnell und skrupellos ausführten, was Sloat ihnen befahl.

Der mit einer ungewaschenen alten Leinenjacke bekleidete Gangster blickte auf, als sich Peter Goodcastle näherte, spießte ein Stück Apfel mit seinem scharfen Messer auf und aß die mehligte Frucht langsam. Er wusste nicht viel über Goodcastle, außer dass er einer der wenigen Geschäftsleute in der Great Portland Street war, der seine wöchentlichen zehn Pfund – die er »Handelsgebühr« nannte – ausspuckte, ohne dass man ihn mit einem deftigen Arschtritt oder einem Schnitt mit dem Rasiermesser daran erinnern musste.

Der Ladenbesitzer blieb vor dem Tisch stehen und nickte dem fetten Mann zu. »Was führt Sie hierher, M'lord?«, murmelte dieser.

Der Titel war natürlich ironisch gemeint. In Goodcastles schlaffen Venen floss kein Tropfen Adelsblut. Doch in einer Stadt, in der Klasse die wichtigste Messlatte war, an der man einen Mann maß, noch mehr als Geld, trennten Goodcastle und Sloat Welten. Der Gangster war unter harten Bedingungen im East End aufgewachsen und hatte nie auch nur eine Spur der Förderung erhalten, wie man sie Goodcastle ange-deihen ließ, dessen Eltern aus einer angenehmen Gegend in Surrey stammten. Was Grund genug für Sloat war, ihn nicht zu mögen, trotz der Tatsache, dass er seine zehn Pfund pünktlich ausspuckte.

»Ich muss mit Ihnen reden.«

»Na, so was. Red nur, mein Freund, ich bin ganz Ohr.«

»Allein.«

Sloat spießte noch ein Stück Apfel auf und kaute ihn, dann murmelte er: »Lasst uns allein, Jungs«, worauf sich die Schläger, die am Tisch saßen, kichernd oder murrend mit ihren Biergläsern verzogen.

Er betrachtete Goodcastle genau. Der Mann mochte sich ja alle Mühe geben, sorglos zu erscheinen, aber er hatte eindeutig etwas Verzweifeltes an sich. Ah, das war schön! Verzweiflung und ihre Schwester Angst motivierten einen Mann weit eher dazu, zu tun, was man wollte, als Gier. Mit einem stumpfen Finger, der in einem von dem Ruß schwarzen Nagel endete, der wie Schnee auf diesen Teil der Stadt fiel, deutete Sloat auf Goodcastle. »Wenn du hier bist, um mir zu sagen, dass du meine Knete diese Woche nicht hast, kannst du's dir gleich absminken.«

»Nein, nein, nein, Sie bekommen Ihr Geld. Das ist es nicht.« Er flüsterte. »Hören Sie mich an, Sloat. Ich bin in Schwierigkeiten. Ich muss rasch das Land verlassen, ohne dass es jemand erfährt. Ich bezahle Ihnen ein hübsches Süm্মchen, wenn Sie das regeln können.«

»Du bezahlst für *alles*, was ich für dich tue, ein hübsches Süm্মchen, mein Freund, verlass dich drauf«, erwiderte Sloat lachend. »Was hast'n gemacht, dass du so schnell Urlaub brauchst?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»He, he, zu schüchtern, um deinem Freund Bill die Geschichte zu erzählen? Hast irgend'nem armen Kerl Hörner aufgesetzt? Oder einen Sack Geld beim Spielen verloren?« Dann kniff Sloat die Augen zusammen und lachte rau. »Aber nein, M'lord. So kahl und dürr, wie du bist, wird es kein verheiratetes Vögelchen mit dir treiben. Und du hast nich' den Mumm, mehr als'nen Heller aufs Spiel zu setzen. Also, wer ist hinter dir her, Kumpel?«

»Ich kann es nicht sagen«, flüsterte Goodcastle.

Sloat trank von seinem Bitter. »Egal. Erzähl weiter. Es is' Essenszeit, und ich hab Hunger.«

Goodcastle blickte sich um und senkte die Stimme noch weiter. »Ich muss nach Frankreich kommen. Niemand darf davon erfahren. Und ich muss noch heute Abend aufbrechen.«

»Heute Abend?« Der Schurke schüttelte den Kopf. »Bei meiner Seele.«

»Ich habe gehört, Sie haben überall im Hafen Verbindungen.«

»Wenn Bill was hat, dann Verbindungen. Die hat er, ja wohl.«

»Können Sie mich auf ein Frachtschiff mit Ziel Marseille bringen?«

»Das is' verdammt viel verlangt, mein Freund.«

»Ich habe keine andere Wahl.«

»Na ja, ich könnte es schon hinkriegen.« Er überlegte einen Moment. »Es kostet dich tausend Pfund.«

»Was?«

»Es ist Mittag, verdammt noch mal. Schau auf die Uhr. Was du da verlangst, ist keine leichte Sache, verstehst du? Ich werde den ganzen Tag wie ein aufgescheuchtes Huhn herumrennen müssen. Himmel noch mal. Vom Risiko ganz zu schweigen. Im Hafen gibt es massenhaft Wachleute, Zollagenten, bewaffnete Sergeanten – es wimmelt nur so von ihnen... Also, M'lord: Eintausend.« Er spießte noch einen braunen Apfelschnitz auf und kaute ihn.

»Also gut«, stimmte Goodcastle mit finsterner Miene zu. Die beiden Männer schüttelten sich die Hand.

»Ich brauch was im Voraus. Muss'n paar Leute schmieren, du verstehst?«

Goodcastle zog seine Geldbörse und zählte einige Münzen heraus.

»Nu, gib schon her, Mensch.« Bill streckte die feiste Hand aus und schnappte sich die ganze Börse. »Man dankt... Und wann krieg ich den Rest?«

Goodcastle sah auf seine Taschenuhr. »Ich kann es bis vier Uhr beisammen haben. Können Sie bis dahin alles regeln?«

»Verlass dich drauf«, sagte Sloat und winkte der Kellnerin.

»Kommen Sie im Laden vorbei.«

Sloat kniff die Augen zusammen und musterte sein Gegenüber misstrauisch. »Wenn du schon nicht sagen willst, was du angestellt hast, dann verrät mir wenigstens, ob man sich gefahrlos mit dir treffen kann.«

Der Geschäftsmann lachte grimmig. »Kennen Sie den Ausdruck ›Jemand von seiner eigenen Medizin zu kosten geben‹?«

»Klar.«

»Nun, genau das habe ich vor. Seien Sie unbesorgt. Ich werde es so einrichten, dass wir allein sind.«

Dann seufzte Goodcastle noch einmal und verließ das Pub.

Sloat blickte ihm nachdenklich hinterher. Tausend Pfund für ein paar Stunden Arbeit.

Verzweiflung, dachte er, ist doch wirklich eine verdammt feine Sache.

Um fünf Minuten vor vier an diesem Nachmittag wartete Peter Goodcastle nervös auf Bill Sloats Ankunft.

Während er seine Vorkehrungen getroffen hatte, um dem Arm des Gesetzes zu entgehen, hatte er nach außen hin den Anschein eines normalen Geschäftsalltags gewahrt. Er beobachtete jedoch weiter die Straße. Und tatsächlich entdeckte er mehrere Detektive in Zivil. Sie taten so, als würden sie bei den Bauarbeiten in der Straße zuschauen, aber es war unübersehbar, dass ihr Interesse in Wahrheit vor allem Goodcastle und dem Laden galt.

Der Inhaber setzte nun seinen Plan in die Tat um. Er rief Markham, seinen Handwerker, und einen der Männer, die er regelmäßig zum Transport von Möbeln einsetzte, zu sich. Goodcastle steckte dem jungen Möbelpacker ein in Papier gehülltes Päckchen zu, das eine Spieldose enthielt, wobei er sich wie ein Schauspieler in einem billigen Melodram vor-

sätzlich verdächtig benahm. Er gab Anweisung, das Paket so rasch wie möglich zu Goodcastle nach Hause zu schaffen. Einer der Detektive, der Zeuge der anscheinend heimlichen Aktion wurde und wohl annahm, das Paket enthalte Beute oder Beweismaterial, ging dem jungen Mann nach, sobald dieser den Laden verließ.

Danach entließ Goodcastle Markham für diesen Tag und gab ihm ein ähnliches Päckchen mit nach Hause, mit der Anweisung, sich zu vergewissern, dass der Mechanismus der Spieldose zuverlässig funktionierte. Der verbliebene Detektiv sah den Handwerker mit dem Päckchen unter dem Arm den Laden verlassen und kam nach einem Moment des Zwiespalts offenbar zu dem Entschluss, es sei besser, dieser potenziellen Beweisquelle zu folgen, als auf seinem Posten zu bleiben.

Goodcastle spähte sorgfältig die Straße auf und ab und sah keine weiteren Detektive. Die Arbeiter waren gegangen, und die Great Portland Street war menschenleer bis auf ein Ehepaar, das vor dem Schaufenster stehen blieb und dann den Laden betrat. Während sie die Schränke betrachteten, sagte Goodcastle zu ihnen, er würde sofort wieder hier sein, stahl sich, nach einem neuerlichen Blick auf die leere Straße, in sein Büro und schloss die Tür hinter sich.

Er setzte sich an seinen Schreibtisch, hob den Orientteppich zur Seite und öffnete erst die Geheimabdeckung und dann den Safe. Er griff gerade hinein, als er einen Luftzug spürte und daran erkannte, dass die Bürotür geöffnet worden war.

Goodcastle schrie: »Nein!«, und sprang auf. Er sah sich dem männlichen Part des Paares gegenüber, das gerade den Laden betreten hatte. Der Mann hielt eine große Webley-Pistole in der Hand.

»Großer Gott!«, stieß Goodcastle hervor. »Sie wollen mich ausrauben!«

»Nein, Sir, ich bin hier, um Sie zu verhaften«, sagte der Mann ruhig. »Bitte bewegen Sie sich nicht. Ich möchte Sie nicht verletzen. Aber ich werde es tun, wenn Sie mich dazu

zwingen.« Darauf blies er in eine Polizeipfeife, die einen schrillen Ton von sich gab.

Einen Moment später sah Goodcastle, wie die Tür aufflog und zwei Inspektoren von Scotland Yard in Zivil in den Laden stürmten, begleitet von zwei uniformierten Konstablern. Die Frau – die als die vorgebliche Gattin des ersten Inspektors aufgetreten war – winkte sie in Richtung Büro. »Der Safe ist dort hinten«, rief sie.

»Famos!«, rief ein Inspektor – es war der schlanke, dunkle Mann, der zuvor als Kunde getarnt im Laden gewesen war. Sein Kollege, der einen Bowlerhut trug, war ansonsten ähnlich gekleidet, mit einem Mantel über einem Anzug, aber er unterschied sich im Aussehen, da er größer und sehr blass war, mit einem flachsfarbenen Haarschopf. Beide Polizisten fassten den Ladeninhaber an den Armen und führten ihn hinaus in den eigentlichen Laden.

»Was hat das alles zu bedeuten?«, polterte Goodcastle.

Der weißgesichtige Inspektor kicherte. »Ich garantiere Ihnen, das wissen Sie sehr genau.«

Sie durchsuchten ihn, und da sie keine Waffen fanden, ließen sie ihn wieder los. Der Inspektor, der mit der Frau am Arm in den Laden gekommen war, ersetzte die Webley durch ein Notizbuch und begann Belastungsmaterial darin zu notieren. Sie entließen die Frau mit überschwänglichem Dank, und diese erklärte, sie würden sie im Bezirkspolizeirevier antreffen, falls sie noch weiter benötigt würde.

»Worum geht es hier?«, fragte Goodcastle.

Der blasse Beamte überließ dem schlaksigen das Wort, der offenbar Chefinspektor war. Er musterte Goodcastle aufmerksam. »Sie sind also der Mann, der in Robert Mayhews Wohnung eingebrochen ist.«

»Wer? Ich schwöre, ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.«

»Bitte, Mr. Goodcastle, beleidigen Sie unsere Intelligenz nicht. Sie haben mich zuvor bereits in Ihrem Laden gesehen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Während dieses Besuchs gelang es mir, eine Probe Möbelwachs von mehreren hölzernen Verkaufsobjekten zu nehmen. Die Substanz ist identisch mit dem Wachs, von dem wir Spuren in Lord Mayhews Ankleide fanden – ein Material, mit dem weder er noch seine Diener je in Berührung gekommen sind. Wir fanden außerdem ein Rosshaar, das mit einem übereinstimmt, das ich aus Ihrem Sessel gezogen habe.«

»Ich kann mir...«

»Und was sagen Sie zu der Tatsache, dass der Ziegelstaub vor Ihrem Laden derselbe ist wie jener, den wir auf den Sprossen der Leiter fanden, die benutzt wurde, um in Lord Mayhews Obergeschoss einzusteigen? Leugnen Sie nicht, dass Sie der Dieb sind.«

»Selbstverständlich leugne ich es. Das ist absurd!«

»Durchsuchen Sie den Safe«, wies der Inspektor einen Konstabler an und deutete mit einem Kopfnicken zum Büro. »Als ich vorhin hier war«, fuhr er mit seinen Erklärungen fort, »habe ich festzustellen versucht, wo Sie ein Versteck für Ihren unrechtmäßig erworbenen Gewinn haben könnten. Aber Ihr Laden weist viel zu viel Inventar und zu viele Nischen und Winkel auf. Wir könnten eine Woche stöbern, bis wir gefunden haben, wonach wir suchen. Deshalb haben wir diese beiden Detektive draußen auf der Straße postiert, um Sie glauben zu machen, Ihre Verhaftung stünde unmittelbar bevor. Wie von uns vorausgesehen, haben Sie die beiden in die Irre geleitet... Ich nehme an, damit sie zwei Pakete verfolgen, die von keinerlei Beweiswert sind.«

»Diese Lieferungen vor einer Weile?«, protestierte Goodcastle. »Ich habe eine Spieldose zu mir nach Hause geschickt, damit ich heute Abend daran arbeiten kann. Eine zweite hat mein Angestellter mitgenommen, um dasselbe zu tun.«

»Das behaupten Sie. Aber ich vermute, Sie verheimlichen ein Vergehen.«

»Das ist ja unerhört. Ich...«

»Lassen Sie mich bitte ausreden. Als Sie unsere Männer auf eine falsche Fährte lockten, verriet uns das, dass Ihre Flucht unmittelbar bevorstand, deshalb kamen mein Kollege hier und eine Schreibkraft vom Revier, die schon seit Stunden bereitstanden, als Kunden in den Laden.« Er wandte sich dem Polizisten zu, der den Ehemann gespielt hatte. »Famose Arbeit, übrigens.«

»Zu gütig, Sir.«

Der Chefinspektor wandte sich wieder an Goodcastle. »Sie wurden von dem bürgerlichen Paar zur Unvorsichtigkeit verleitet und waren, angetrieben von der Notwendigkeit, zu fliehen, so freundlich, uns direkt zum Safe zu führen.«

»Ich schwöre, ich bin nichts weiter als ein Antiquitätenhändler und Handwerker.«

Der blasse Detektiv kicherte wieder, während der »Ehemann« fortfuhr, alles in sein Notizbuch zu schreiben.

»Es gibt ein Problem, Sir«, sagte der Konstabler, als er aus dem Büro kam.

»Ist der Safe abgeschlossen?«

»Nein, die Tür war offen. Das Problem ist, dass dieser Ring nicht darin liegt.«

»Ring?«, fragte Goodcastle.

»Was *ist* denn in dem Safe?«, fragte der schlanke Polizist, ohne auf den Ladeninhaber zu achten.

»Geld, Sir, sonst nichts. Etwa fünfhundert Pfund.«

»Sind es Guineen?«

»Nein. Verschiedene Währungen, aber hauptsächlich Banknoten. Kein Gold.«

»Ich bewahre meine Einnahmen darin auf, meine Herren. Die meisten Kaufleute haben zu diesem Zweck einen Safe.«

Der leitende Detektiv blickte mit gefurchter Stirn in das Büro hinter ihnen und setzte zu sprechen an. In diesem Moment jedoch ging die Ladentür erneut auf, und Bill Sloat kam hereinspaziert. Der Gauner warf einen Blick auf die Konstab-

ler und Inspektoren und wollte wegrennen. Er wurde jedoch von den zwei Uniformierten ergriffen und zurück in den Laden geschleift.

»Sieh an, wen haben wir denn hier? Mad Bill Sloat«, sagte der Inspektor mit dem Bowlerhut und legte die blasse Stirn in Falten. »Sie sind uns ja wohlbekannt. Dann machen Sie also mit Goodcastle gemeinsame Sache, oder?«

»Nein, Sie Scherge.«

»Etwas mehr Respekt, wenn ich bitten darf.«

»Bei der Königin, Sir«, sagte Goodcastle nervös, »Mr. Sloat hat nichts Unrechtes getan. Er kommt manchmal herein, um sich meine Waren anzusehen. Ich bin mir sicher, er ist heute aus keinem anderen Grund hier.«

Der Chefinspektor drehte sich zu ihm um. »Ich spüre, Sie verheimlichen etwas, Goodcastle. Sagen Sie uns, was Sie auf dem Herzen haben.«

»Nichts, wirklich.«

»Sie sind eher im Bau als geplant, wenn Sie uns nicht alles erzählen.«

»Halt bloß deine verdammte Klappe«, murmelte Sloat.

»Ruhe, du«, knurrte ein Konstabler.

»Na, los, Goodcastle. Sagen Sie es uns.«

Der Ladeninhaber schluckte. Er wandte den Blick von Sloat ab. »Dieser Mann ist der Schrecken der Great Portland Street! Er erpresst Geld und Güter von uns und droht damit, uns seine Schläger aus dem Green Man auf den Hals zu hetzen, wenn wir nicht zahlen. Er kommt jeden Samstag und fordert seinen Zehnten.«

»Wir haben solche Gerüchte gehört«, sagte der flachshaarige Detektiv.

Der Chefinspektor sah Goodcastle prüfend an. »Heute ist jedoch Montag, nicht Samstag. Warum ist er jetzt hier?«

»Ich warne dich...«, schrie der Schurke den Ladeninhaber an.

»Noch ein Wort, und Sie finden sich in der Schwarzen Maria wieder, Sloat.«

Goodcastle holte Luft und fuhr fort: »Letzten Donnerstag überraschte er mich um acht Uhr morgens im Laden. Ich hatte noch nicht geöffnet, war aber frühzeitig gekommen, weil ich am Abend zuvor erst spät mit der Arbeit an einigen Stücken fertig geworden war und sie noch wachsen und polieren wollte, ehe ich Kundschaft hereinließ.«

Der Chefinspektor nickte, während er dies bedachte. »Der Tag des Einbruchs«, sagte er zu seinen Kollegen. »Und nicht lange vorher. Bitte fahren Sie fort, Goodcastle.«

»Er ließ mich die Tür öffnen. Er stöberte unter den Spieldosen umher und prüfte sie sorgsam. Schließlich wählte er diese hier aus.« Goodcastle zeigte auf eine Dose aus Rosenholz auf dem Ladentisch. »Und er sagte, dass er diese Woche zusätzlich zu seinem Erpressungssterling die Dose mitnehmen würde. Doch damit nicht genug, sollte ich ihm noch ein geheimes Fach in den Boden bauen. Es musste so geschickt gemacht sein, dass man, egal wie sorgfältig man die Dose untersuchte, nicht finden würde, was er darin versteckt hielt.« Er zeigte ihnen die Spieldose und das Fach – das er gerade vor einer halben Stunde fertig gestellt hatte.

»Hat er gesagt, was er darin zu verstecken beabsichtigte?«, fragte der ranghöchste Beamte des Yard.

»Er sagte, ein wenig Schmuck und Goldmünzen.«

»Der Kerl is' ein verdammter Lügner und Bandit, und wenn ich...«

»Still, du«, sagte der Konstabler und stieß den kräftigen Mann unsanft in einen Sessel.

»Hat er gesagt, woher die Sachen stammen?«

»Nein.«

Die Detektive sahen einander an. »Sloat kam also hierher«, spekulierte der ältere, »wählte die Dose aus und bekam dabei Wachs an seine Finger. Das Rosshaar und der Staub blieben ebenfalls an ihm haften. Dem zeitlichen Ablauf nach könnte

er anschließend direkt zu Lord Mayhews Wohnung gegangen sein, wo er diese Substanzen dann zurückließ.«

»Klingt einleuchtend«, sagte der dritte Beamte und blickte von seinem Notizbuch auf.

»Und Sie haben keine kriminelle Vergangenheit, Goodcastle?«, fragte der blasse Detektiv. »Lügen Sie nicht. Es lässt sich leicht feststellen.«

»Nein, Sir. Ich schwöre, ich bin nur ein einfacher Kaufmann – falls ich etwas Unrechtes getan habe, dann nur, indem ich Sloats Erpressung nicht angezeigt habe. Aber das hat sich niemand von uns in der Great Portland Street getraut. Wir haben zu viel Angst vor ihm... Verzeihen Sie mir, meine Herren, es stimmt, dass ich die Polizisten auf der anderen Straßenseite in die Irre geführt habe. Ich hatte keine Ahnung, weshalb sie hier waren, aber sie sahen für mich wie Detektive aus. Ich musste sie von hier wegbekommen. Mr. Sloat konnte jeden Augenblick eintreffen, und ich wusste, wenn er die Gesetzeshüter hier bemerkte, würde er denken, ich hätte sie gerufen, und mich womöglich schlagen. Oder Schlimmeres.«

»Durchsucht ihn«, befahl der bleiche Detektiv und nickte in Richtung Sloat.

Sie zogen ein paar Münzen, eine Zigarre und einen Totschläger aus seinen Taschen, außerdem die Geldbörse. Der weißgesichtige Detektiv schaute hinein. »Guineen! Genau von der Sorte, die Lord Mayhew abhanden kamen.«

Die Königliche Münzanstalt hatte 1813 aufgehört, Goldguineen im Wert von einem Pfund und einem Schilling herzustellen. Sie waren natürlich noch legales Zahlungsmittel, aber inzwischen selten. Aus diesem Grund hatte Goodcastle auch nur wenige bei Lord Mayhew entwendet; man konnte sich verdächtig machen, wenn man viele davon ausgab.

»Das is' nich' meine Börse!«, tobte Sloat. »Es is' seine!«

»Das ist eine Lüge!«, rief Goodcastle. »Wenn es meine wäre, warum haben *Sie* sie dann? Ich habe meine bei mir.« Er

zeigte einen billigen Lederbeutel, der einige Pfund, Kronen und Pennys enthielt.

Der Konstabler, der die Börse in der Hand hielt, runzelte nun die Stirn. »Sie enthält noch etwas, Sir, in einer Tasche auf dem Boden versteckt.« Er zog zwei Gegenstände hervor und zeigte sie. »Eine Krawattennadel, wie sie Lord Mayhew gestohlen wurde. Höchstwahrscheinlich handelt es sich um genau diese. Und die Rubinbroche, die ebenfalls entwendet wurde!«

»Ich bin unschuldig, sage ich! Goodcastle hier ist mit einer Geschichte zu mir gekommen, dass er seinen Arsch heute noch nach Frankreich schaffen muss.«

»Und was war der Grund für diesen eiligen Rückzug?«, fragte der schreibende Detektiv.

»Das hat er nicht gesagt«, räumte Sloat ein.

»Wie praktisch«, bemerkte der blasse Detektiv ironisch. Es war eindeutig, dass sie dem Gauner nicht glaubten.

Goodcastle bemühte sich, eine neugierige und verhaltene Miene zu bewahren. Tatsächlich bebte er innerlich vor Angst und fragte sich, ob er dieses kleine Theater durchstehen würde. Er hatte schnell handeln müssen, um sich zu retten. Wie er zu Sloat gesagt hatte, würde er Scotland Yard von ihrer eigenen Medizin zu kosten geben – aber nicht, um sein Heimatland zu verlassen und nach Frankreich zu fliehen. Das, hatte er beschlossen, könnte er niemals tun. Nein, er würde Indizien einsetzen, um *Sloat* mit dem Einbruch in Verbindung zu bringen – eben mittels einer erfundenen Geschichte über die Spieldose mit dem Geheimfach einerseits und andererseits, indem er Sloat dazu brachte, ihm im Green Man die belastende Geldbörse abzunehmen.

Aber würde die Polizei den Hergang so akzeptieren?

Einen Moment lang sah es so aus, als würde sie es tun. Doch gerade als Goodcastle etwas freier zu atmen begann, drehte sich der Chefinspektor geschwind zu ihm um. »Sir, Ihre Hände, bitte.«

»Pardon?«

»Ich möchte Ihre Hände untersuchen. Ein letzter Test in diesem merkwürdigen Fall. Ich bin noch nicht vollständig überzeugt, dass sich die Dinge so verhalten, wie es den Anschein hat.«

»Nun, ja, natürlich.«

Goodcastle streckte die Hände vor, er hatte alle Mühe, sie ruhig zu halten. Der Detektiv untersuchte sie. Dann blickte er stirnrunzelnd auf. Kurz darauf senkte er den Kopf wieder und roch an Goodcastles Handflächen. »Jetzt Ihre«, sagte er zu Sloat.

»Hört zu, ihr Schnüffler, ihr seid verdammt noch mal...« Aber die Konstabler packten die fleischigen Hände des Mannes und hoben sie für den Chefinspektor hoch, der sie ebenfalls untersuchte und daran schnupperte. Er nickte und wandte sich dann langsam Goodcastle zu. »Der westfälische Ring ist nämlich von einzigartiger Machart – Silber *und* Gold, ungewöhnlich für die Metallschmiedekunst. Gold braucht, wie Sie wissen, keine Politur, damit es nicht beschlägt. Aber Silber. Mayhew erzählte uns, der Ring sei vor kurzem mit einer speziellen Silberpolitur gereinigt worden, die mit Lilienduft parfümiert ist. Sie ist sehr teuer, aber Mayhew hat ohne Weiteres die Mittel, reichlich davon zu kaufen, damit sein Personal es großzügig verwenden kann.« Er wandte sich an Sloat. »Ihre Hände verströmen einen deutlichen Lilienduft, und man sieht winzige Spuren von der gebrochen weißen Creme, auf der die Politur basiert, während dies bei Mr. Goodcastle nicht der Fall ist. Kein Zweifel: Sie sind der Dieb.«

»Nein, nein, ich wurde hereingelegt.«

»Sie können Ihre Sache vor den Richtern vertreten«, sagte der hellhaarige Polizist, »wenn Sie auf der Anklagebank sitzen.«

Goodcastles Herz hämmerte wild wegen dieser letzten Gelegenheit mit der Politur. Er hätte es beinahe übersehen, aber er war zu dem Schluss gekommen, wenn die Detektive

nun so sorgfältig waren im Einsatz jener winzigen Hinweise, um den Täter mit dem Ort des Verbrechens in Verbindung zu bringen, dann musste er selbst ebenso gewissenhaft sein. Wenn ein Einbrecher bei der Begehung einer Tat Beweismittel zurücklassen konnte, dann konnte er auch etwas aufnehmen, das sich als gleichermaßen verhängnisvoll erwies. Er dachte an den Ring und an Mayhews Ankleideraum zurück. Er erinnerte sich, den Duft von Covey's Anti-Beschlag-Creme in den mit Samt gefütterten Etais wahrgenommen zu haben. Auf dem Weg zum Green Man hatte er welche gekauft und sie großzügig auf seine Hände geschmiert. Als er Sloat die Hand schüttelte, um ihre Abmachung zu besiegeln, hatte er etwas davon auf die Haut des Schurken übertragen. Ehe er in seinen Laden zurückkehrte, hatte sich Goodcastle dann die Hände mit Laugenseife geschrubbt und die restliche Politur weggeworfen.

»Gestehen Sie, Sir, dann wird es leichter für Sie«, sagte der Detektiv mit der Melone zu Sloat.

»Ich bin das Opfer einer Verschwörung!«

»Ja, natürlich. Glauben Sie, Sie sind der erste Gauner, der uns das weismachen will? Wo ist der Ring?«

»Ich weiß nichts von einem Ring.«

»Vielleicht finden wir ihn, wenn wir Ihr Haus durchsuchen.«

Nein, dachte Goodcastle, sie würden den Ring nicht finden. Was sie aber finden würden, waren ein halbes Dutzend anderer Stücke, die Goodcastle im letzten Jahr bei verschiedenen Einbrüchen erbeutet hatte. Und dazu eine grobe Skizze von Mayhews Wohnung – mit Sloats eigenem Stift auf ein Blatt von Sloats eigenem Papier gezeichnet. Der Einbrecher hatte all das nach seinem Treffen mit dem Schurken im Green Man in dessen Wohnung hinterlassen (wobei er diesmal mustergültig darauf achtete, dass ihn nichts mit *diesem* Eindringen in Verbindung brachte).

»Legt ihm Handschellen an, und bringt ihn ins Gefängnis«, befahl der blasse Beamte.

Die Konstabler schlossen Eisen um die Handgelenke des Mannes und zerrten den sich Wehrenden fort.

Goodcastle schüttelte den Kopf. »Beteuern sie immer so vehement ihre Unschuld?«

»Meistens. Erst vor Gericht werden sie von Reue gepackt. Und zwar, wenn der Richter das Urteil verkündet«, sagte der bleiche Beamte und fügte an: »Verzeihen Sie uns, Mr. Goodcastle. Sie waren sehr geduldig. Aber Sie verstehen die Verwirrung.«

»Natürlich. Ich bin froh, dass der Bursche endlich von der Straße ist. Und ich bedauere, dass ich nicht den Mut hatte, mich früher zu melden.«

»Einem ehrbaren Herrn wie Ihnen ist das leicht nachzusehen«, meinte der Detektiv mit dem Notizbuch, »da ihm die Welt des Verbrechens und der Gauner fremd ist.«

»Nun, jedenfalls danke ich Ihnen und allen Ihren Kollegen bei Scotland Yard«, sagte er zu dem Chefinspektor.

Aber der Mann lachte und sah den blassen Detektiv an, der sagte: »Oh, hier befinden Sie sich im Irrtum, Mr. Goodcastle. Nur ich gehöre zum Yard. Meine Begleiter hier sind private Berater in Diensten von Sir Robert Mayhew. Ich bin Inspektor Gregson.« Er nickte in Richtung des dunklen, schlanken Mannes, den Goodcastle für den Chefdetektiv gehalten hatte. »Und das ist der beratende Detektiv Sherlock Holmes.«

»Es ist mir ein Vergnügen«, sagte Goodcastle. »Ich glaube, ich habe schon von Ihnen gehört.«

»In der Tat«, erwiderte Holmes, als müsste der Ladeninhaber auf jeden Fall von ihm gehört haben. Der Mann war wie ein Universitätsprofessor am King's College, brillant, aber ständig von komplizierten Gedanken abgelenkt.

Gregson nickte in Richtung des Mannes, der den Ehegatten gespielt hatte, und stellte ihn als Dr. John Watson vor. Watson schüttelte Goodcastle herzlich die Hand und stellte noch eini-

ge Fragen über Bill Sloat; die Antworten schrieb er in sein Notizbuch. Er erklärte, dass er häufig Berichte über die interessanteren Fälle schrieb, zu denen er und Holmes hinzugezogen wurden.

»Ja, natürlich. Deshalb habe ich von Ihnen beiden gehört. Die Berichte erscheinen oft in den Zeitungen. Das sind Sie also! Es ist mir eine Ehre.«

»Ach«, sagte Holmes und brachte es fertig, gleichzeitig stolz und bescheiden dreinzuschauen.

»Wird dies ein Abenteuer sein, über das Sie schreiben?«, fragte Goodcastle.

»Nein«, antwortete Holmes. Er wirkte pikiert – vielleicht, weil trotz der Festnahme eines Bösewichts sein Spurenlesen zu einem falschen Verdächtigen geführt hatte, zumindest in seiner Wahrnehmung der Geschichte.

»Aber wo, Holmes, ist der Ring?«, fragte Gregson.

»Ich nehme an, dass sich Sloat seiner bereits entledigt hat.«

»Wieso glauben Sie das?«, fragte Watson.

»Ganz einfach«, erwiderte Holmes. »Er hatte die anderen unrechtmäßig erworbenen Dinge bei sich. Wieso nicht auch den Ring? Ich folgerte aus seiner Kleidung, dass der Lump in Gesellschaft einer Frau lebt; sowohl die Hose als auch die Jacke seines Sackkleinanzugs waren mit identischen Stichen gestopft, allerdings an Stellen, die verschieden schnell durchscheuern – der Ellenbogen und die Innennaht –, was den Schluss nahelegt, dass sie von derselben Person ausgebessert wurden, aber zu verschiedenen Zeiten. Daraus kann nur folgen, dass eine Ehefrau oder weibliche Begleiterin die Arbeit erledigt hat. Seine Forderung an Mr. Goodcastle hier bezüglich des Geheimfachs zeigt, dass er Leuten nicht traut, er würde also den Ring höchst ungern in einer Wohnung lassen, in der noch eine andere Person lebt, und hätte ihn bei sich behalten, bis die besondere Spieldose fertig gewesen wäre. Da er ihn jedoch nicht mehr bei sich *hatte*, können wir folgern, dass er sich seiner entledigt hat. Und da er abgesehen von Lord

Mayhews Guineen keine nennenswerten Geldsummen bei sich trägt, können wir annehmen, dass er den Ring zur Begleichung einer alten Schuld eingesetzt hat.«

»Was glauben Sie, wo er ihn gelassen hat?«

»Leider fürchte ich, dass das Stück auf dem Weg nach Übersee ist.«

Als sich die anderen fragend ansahen, fuhr Holmes fort: »Sie haben die Fischschuppen an Sloats Manschetten natürlich bemerkt?«

»Nun ja«, sagte Gregson, »ich fürchte, ich für meinen Teil habe sie nicht bemerkt.«

»Ich ebenfalls nicht«, sagte Watson.

»Es waren Schuppen, die nur bei Meeresfischen vorkommen.«

»Das konnten Sie *sehen*, Holmes?«, fragte der Mann von Scotland Yard.

»Fakten, Fakten, Fakten«, antwortete der Detektiv ungeduldig. »In diesem Gewerbe, Gregson, müssen Sie Ihren Geist mit allen Fakten füttern, die Sie bekommen können. Nun, die Schuppen konnten nichts anderes bedeuten, als dass er an einem Fischhändler vorbeigegangen war. Aber Sie haben zweifellos die Streifen von Pech an seinen Schuhen bemerkt, oder?« Als die anderen nur den Kopf schüttelten, seufzte Holmes; sein Gesicht drückte Verärgerung aus.

»Es ist Pech, wie es zum Abdichten von Schiffsrümpfen verwendet wird. Wegen der Fischschuppen und des Teers wusste ich, dass Sloat in den letzten Stunden am Hafen gewesen war. Die wahrscheinlichste Folgerung daraus ist, dass er dem Kapitän eines Schmugglerschiffs eine beträchtliche Geldsumme schuldete und den Ring zur Tilgung dieser Schuld einsetzte.« Holmes schüttelte den Kopf. »Der Ring könnte auf jedem von Dutzenden Schiffen sein, und alle entziehen sich unserer Zuständigkeit. Ich fürchte, Lord Mayhew wird sich in dieser Angelegenheit an Lloyds wenden müssen, um seinen Schaden ersetzt zu bekommen. Wollen wir hoffen,

dass er in Zukunft bessere Schlösser an seinen Fenstern und Türen anbringen lässt.«

»Brillante Schlussfolgerungen«, sagte Gregson mit dem weißen Gesicht und dem Flachshaar.

In der Tat, das sind sie, dachte Goodcastle, auch wenn sie vollkommen falsch waren.

Holmes zog eine Kirschholzpfife aus der Tasche, entzündete sie und machte sich auf den Weg zur Tür. Er hielt inne, sah sich im Laden um und wandte sich dann mit hochgezogener Augenbraue noch einmal an Goodcastle. »Vielleicht können Sie mir in einer anderen Angelegenheit behilflich sein, Sir. Da Sie mit Spieldosen handeln... Ich bin auf der Suche nach einer bestimmten Dose, für die ein Klient von mir einmal Interesse gezeigt hat. Sie hat die Form eines Achtecks auf einem goldenen Sockel und spielt eine Melodie aus Mozarts *Zauberflöte*. Hergestellt wurde sie 1856 in York von Edward Gastwold. Die Dose ist aus Rosenholz und mit Elfenbein eingelegt.«

Goodcastle überlegte einen Augenblick. »Ich muss leider sagen, dass ich mit diesem besonderen Stück nicht vertraut bin. Ich hatte nie das Glück, an eine von Gastwolds Schöpfungen heranzukommen, aber wie ich höre, sind sie wundervoll. Ich kann natürlich Nachforschungen anstellen. Soll ich mich bei Ihnen melden, falls diese Früchte tragen?«

»Ja, bitte.« Holmes überreichte dem Ladeninhaber eine Karte. »Mein Klient würde teuer für die Dose selbst bezahlen oder jedem eine hübsche Maklergebühr anbieten, der ihm den Weg zum Eigentümer weist.«

Goodcastle legte die Karte in einen kleinen Kasten neben seiner Kasse und dachte: Was für ein schlauer Mann dieser Holmes doch ist. Die Spieldose von Gastwold war nicht sehr bekannt; sie befand sich seit Jahren im Besitz des Mannes, dem die riesige Southland Metalworks Ltd. in Sussex gehörte. Bei seinen Recherchen über Lord Mayhew zur Vorbereitung

des Einbruchs hatte Goodcastle erfahren, dass Mayhew umfangreiche Anteile an Southland besaß.

Holmes hatte eine einfache, scheinbar harmlose Frage gestellt, in der Hoffnung, dass Goodcastle damit herausplatzen würde, er kenne die Dose und ihren Besitzer sehr wohl.

Was darauf hingewiesen hätte, dass er sich möglicherweise, wie unauffällig auch immer, mit Mayhew beschäftigt hatte.

Sicherlich hatte Holmes keinen solchen Klienten. Und doch wusste er von der Dose. Offenbar hatte er sich mit Spieldosen befasst, nur für den Fall, dass sich Kenntnisse darüber als nützlich erweisen könnten – genau, wie es Goodcastle tat, wenn er sich auf seine Einbrüche vorbereitete. (Fakten, Fakten, Fakten hatte Holmes gesagt. Wie wahr!)

»Nun, dann guten Tag, meine Herren«, sagte Goodcastle.

»Ihnen auch, Sir. Und entschuldigen Sie nochmals«, erwiderte der liebenswürdige Dr. Watson.

»Keine Ursache«, versicherte Goodcastle. »Lieber eine zupackende Polizei, die uns vor Gestalten wie Bill Sloat schützt, als eine, die zu lax ist und uns in die Hände von solchen Schurken fallen lässt.«

Und, dachte er für sich, vor allem eine Polizei, die freimütig die Art und Weise offenlegt, wie sie Übeltäter verfolgt, und mir so die Möglichkeit gibt, meine eigenen Mittel in der Ausübung meiner Kunst zu verfeinern.

Nachdem die Männer gegangen waren, trat Goodcastle an den Schrank und goss sich ein Glas Sherry ein. Er hielt an einer der Schmuckvitrinen im vorderen Teil des Ladens und schaute auf ein Glas, das billige Manschettenknöpfe und Hemdnieten enthielt. Auf einem Schild daneben stand: *Je zwei Artikel für ein Pfund*. Er vergewisserte sich, dass der westfälische Ring diskret unter dem Zinn und Kupferschmuck verborgen war, wo er auch bleiben würde, bis sich Goodcastle morgen mit seinem französischen Käufer traf.

Dann zählte er seine Tageseinnahmen, ordnete den Ladentisch und staubte ihn ab, wie er es jeden Abend machte, damit er für seine Kunden am nächsten Morgen bereit war.

Überwachung

Das Klopfen an der Tür riss Jake Muller nicht nur aus seinem Nachmittagsschläfchen, es verriet ihm auch sofort, wer sein Besucher war.

Kein höfliches, einmaliges Anklopfen, keine freundlichen Morsezeichen, nein, der Messingring wurde wiederholt heftig an das Holz geschlagen, dreimal, viermal, sechsmal...

O Mann, nicht schon wieder.

Muller wälzte seinen kräftigen Körper von der Couch und hielt einen Moment inne, um auf eine etwas höhere Stufe des Wachseins zu gelangen. Es war siebzehn Uhr, und er hatte den ganzen Tag im Garten gearbeitet – bis vor etwa einer Stunde, als ihn ein holländisches Bier und die Wärme eines Mainachmittags einnicken ließen. Jetzt knipste er die Stehlampe an, ging mit unsicheren Schritten zur Tür und zog sie auf.

Der schlanke Mann in dem blauen Anzug und der dichten, gut geschnittenen Politikerfrisur strich an Muller vorbei ins Wohnzimmer. Hinter ihm folgte ein älterer, beleibterer Mann in braunem Tweed.

»Detective«, murmelte Muller zur Begrüßung.

Lieutenant William Carnegie antwortete nicht. Er setzte sich auf die Couch, als hätte er sie nur mal eben für zwei Minuten verlassen gehabt, um aufs Klo zu gehen.

»Wer sind *Sie*?«, fragte Muller den anderen Polizisten rundheraus.

»Sergeant Hager.«

»Sie müssen seinen Ausweis nicht sehen, Jake, oder?«, sagte Carnegie.

Muller gähnte. Er hätte gern auf der Couch Platz genommen, aber der Lieutenant saß steif in deren Mitte, deshalb musste er mit dem unbequemen Sessel vorliebnehmen. Hager setzte sich nicht. Er verschränkte die Arme, schaute sich in dem düsteren Raum um und ließ den Blick dann auf Mullers ausgewaschenen Jeans, den staubigen weißen Socken und dem T-Shirt ruhen, das für Muscheltauchen warb. Seine Gartenarbeitskluft.

Nachdem er erneut gegähnt und sich über das kurze, sandfarbene Haar gestrichen hatte, fragte Muller: »Sie sind nicht gekommen, um mich zu verhaften, oder? Sonst hätten Sie es bereits getan. Also, was wollen Sie?«

Carnegies gepflegte Hand verschwand in der Jackentasche und kam mit einem Notizbuch wieder zum Vorschein, das er nun zurate zog. »Ich wollte Ihnen nur sagen, dass wir über Ihre Konten bei der West Coast Federal Bank in Portland Bescheid wissen.«

»Und wie haben Sie das gemacht? Hatten Sie einen richterlichen Beschluss?«

»Für manche Dinge braucht man keinen richterlichen Beschluss.«

Muller lehnte sich zurück und überlegte, ob sie seinen Computer irgendwie angezapft hatten – denn er hatte die Konten letzte Woche online angelegt. Wie er festgestellt hatte, war Annandalas Kriminalpolizei technisch hochgerüstet; er stand seit Monaten unter intensiver Überwachung.

Ein Leben wie im Goldfischglas ...

Er bemerkte, dass der tweedgewandete Cop die Einrichtung von Mullers bescheidenem Bungalow inspizierte.

»Nein, Sergeant Haver...«

»Hager.«

»... es sieht nicht aus, als würde ich in Luxus leben, falls es das ist, wonach Sie geschaut haben. Und ich tue es auch nicht. Sagen Sie, haben Sie den Anco-Fall bearbeitet?«

Der Sergeant brauchte den Blick seines Vorgesetzten nicht, um zu wissen, dass er besser den Mund hielt.

»Aber Sie wissen sicherlich, dass der Einbrecher fünfhunderttausend Dollar und ein bisschen Kleingeld eingesackt hat«, fuhr Muller fort. »Wenn ich aber derjenige wäre, der das Geld gestohlen hat – wie unser Detective Carnegie hier glaubt –, würde ich dann nicht etwas angenehmer wohnen?«

»Nicht, wenn Sie klug wären«, murmelte der Sergeant und beschloss, sich zu setzen.

»Nicht, wenn ich klug wäre«, wiederholte Muller und lachte.

Detective Carnegie sah sich in dem düsteren Wohnzimmer um und fügte hinzu: »Das hier ist unserer Ansicht nach eine Art sicheres Haus. Wahrscheinlich besitzen Sie irgendwo in Übersee ein paar wirklich hübsche Anwesen.«

»Schön wär's.«

»Aber wir sind uns doch wohl einig, dass Sie nicht der typische Bewohner Annandales sind.«

Tatsächlich war Jake Muller in dieser wohlhabenden südkalifornischen Gemeinde eine etwas auffällige Figur. Er war vor etwa sechs Monaten plötzlich hier aufgetaucht, um sich über ein paar Geschäfte in der Gegend einen Überblick zu verschaffen. Er war Single, reiste viel und ging einer schwer greifbaren Tätigkeit nach (wie er es erklärte, besaß er Firmen, die andere Firmen kauften und verkauften). Er machte gutes Geld, hatte sich aber dieses bescheidene Haus als Wohnsitz ausgesucht, das, wie sie eben festgestellt hatten, weit von jeglichem Luxus entfernt war.

Als Detective Carnegies schlauer Polizeicomputer eine Liste aller Leute zusammenstellte, die kurz vor dem Raubüberfall auf das Geldtransportunternehmen Anco vor vier Monaten in die Stadt gezogen waren, erhielt Muller sogleich den Status eines Verdächtigen. Und als die Polizei anfang, sich Muller genauer anzusehen, wurde die Beweislage immer besser. Er hatte kein Alibi für die Zeit des Raubs. Die Reifenspuren des

Fluchtwagens ähnelten denen von Mullers Lexus. Carnegie fand außerdem heraus, dass Muller ein Diplom in Elektrotechnik besaß; der Einbrecher im Fall Anco hatte ein ausgeklügeltes Alarmsystem außer Betrieb gesetzt, um in den Tresorraum zu gelangen.

Noch besser aus Carnegies Sicht war jedoch der Umstand, dass Muller vorbestraft war: eine Jugendstrafe wegen Autodiebstahls und eine Verhaftung vor zehn Jahren wegen eines komplizierten Geldwäschemanövers in einer Firma, mit der er Geschäfte machte. Obwohl man die Anklage gegen Muller fallen gelassen hatte, war Carnegie überzeugt, dass man ihm nur nichts nachweisen konnte. Er wusste tief in seinem Innern einfach, dass Muller hinter dem Anco-Raub steckte, und er verfolgte den Geschäftsmann mit all dem Eifer und der Energie, die ihn unter den Bürgern Annandales zu einer Berühmtheit gemacht hatten. Seit Carnegie vor zwei Jahren zum Chef der Kriminalpolizei ernannt worden war, hatten sich Raubüberfälle, Drogenverkäufe und Bandenaktivitäten halbiert. Annandale hatte die niedrigste Verbrechensrate von allen Städten in der Region. Er war auch bei den Staatsanwälten beliebt – er lieferte wasserdichte Fälle.

Doch im Fall Anco hatte er sich verstolpert. Kurz nachdem er Jake Muller im letzten Monat verhaftet hatte, hatte sich ein Zeuge gemeldet und angegeben, der Mann, den er kurz nach dem Raub das Gelände von Anco verlassen sah, habe Muller in keiner Weise geähnelt. Carnegie führte ins Feld, dass sich ein gerissener Täter wie Muller für die Flucht tarnen würde, aber ein Staatsanwalt kam zu dem Schluss, es reiche nicht für eine Anklage, und ließ den Geschäftsmann wieder auf freien Fuß setzen.

Carnegie schäumte über die Peinlichkeit und den Fleck auf seiner Karriereweste. Deshalb kehrte er, nachdem keine andere Spur etwas erbrachte, mit neuer Inbrunst zu Muller zurück. Er wühlte weiter im Leben des Geschäftsmanns und begann den Fall langsam über Indizien aufzubauen: Muller spielte

häufig Golf auf einem Platz neben der Firmenzentrale von Anco – der ideale Ort, um das Unternehmen auszukundschaften -, und er besaß einen Schneidbrenner, der stark genug war, um die Tür an der Laderampe von Anco zu durchschneiden. Mit diesen Informationen setzte Carnegie seinen Captain unter Druck, die Überwachung Mullers zu verstärken.

Deshalb der unterbrochene Nachmittagsschlaf mit der brandaktuellen Information über Mullers Konten.

»Also, was ist mit dem Geld in Portland, Jake?«

»Was soll damit sein?«

»Woher stammt es?«

»Ich habe die Kronjuwelen gestohlen. Nein, halt, es war der große Eisenbahnraub von Northfield. Also gut, alles gelogen. Ich habe ein Casino in Vegas ausgenommen.«

William Carnegie seufzte und senkte kurz die Augenlider, die in makellosen Wimpern endeten.

»Was ist mit diesem anderen Verdächtigen?«, fragte der Geschäftsmann, »dem Straßenarbeiter? Sie wollten ihn doch überprüfen.«

Etwa zur Zeit des Raubs war ein Mann im Overall eines Straßenarbeiters gesehen worden, der unweit des Haupttors von Anco einen Koffer aus einem Gebüsch zerrte. Ein vorbeikommender Autofahrer fand das verdächtig, notierte das Nummernschild des Baufahrzeugs und verständigte die Highway Patrol. Der Lkw, der eine Woche zuvor in Bakersfield gestohlen worden war, wurde später verlassen am John-Wayne-Airport von Orange County gefunden.

Mullers Anwalt hatte behauptet, dieser Mann sei der Räuber, und Carnegie sollte ihn verfolgen.

»Ich hatte kein Glück bei der Suche nach ihm«, sagte der Detective.

»Sie meinen«, knurrte Muller, »es war nur eine vage Chance, der Mann befindet sich außerhalb Ihres Zuständigkeitsbereichs, und es ist verdammt viel einfacher, mich zu schikanieren, als den wahren Dieb zu finden. Himmel noch mal, Car-

negie«, brauste er auf, »das Einzige, was ich in meinem Leben falsch gemacht habe, war, mit siebzehn auf ein paar Kumpels zu hören, auf die ich besser nicht gehört hätte. Wir haben uns für zwei Stunden einen Wagen geborgt...«

»Geborgt?«

»... und den Preis dafür bezahlt. Ich verstehe einfach nicht, warum Sie mir so zusetzen.«

Aber in Wirklichkeit kannte Muller die Antwort genau. In seiner langen und wechsellvollen Laufbahn hatte er eine Reihe von Männern und Frauen mit ähnlicher Selbstdisziplin wie Carnegie getroffen. Sie waren Maschinen, angetrieben vom blinden Ehrgeiz, jeden niederzumachen, den sie für einen Konkurrenten oder Feind hielten. Sie unterschieden sich von Menschen wie Muller selbst, die ehrgeizig waren, gewiss, aber deren Begeisterung dem Spiel selbst galt. Für die Carnegies dieser Welt zählte einzig der Sieg, der Weg dorthin bedeutete ihnen nichts.

»Können Sie beweisen, dass das Geld aus einer legitimen Quelle stammt?«, fragte der Sergeant gespreizt.

Muller sah Carnegie an. »Was ist aus Ihrem anderen Assistenten geworden, Detective? Wie hieß er gleich noch – Carl? Ich mochte ihn. Er hat nur nicht lange durchgehalten.«

Carnegie hatte zwei Assistenten verschlissen, seit er hinter Jake Muller her war. Vermutlich beeindruckte er als zwanghafter, besessener Polizist zwar Bürgerschaft und Presse, seinen Mitarbeitern würde er das Leben damit aber wohl schwer machen.

»Okay«, sagte der Detective. »Wenn Sie nicht reden wollen, dann eben nicht. Ach ja, was ich Ihnen noch sagen sollte: Wir haben ein paar Informationen bekommen, die wir uns gerade anschauen. Sehr interessant.«

»Aha, noch mehr Überwachung?«

»Vielleicht.«

»Und was genau haben Sie herausgefunden?«

»Nennen wir es einfach interessant.«

»Das sagten Sie schon«, entgegnete Muller. »Hey, wollen Sie ein Bier? Sie, Sergeant?«

»Nein«, antwortete Carnegie für beide.

Muller holte ein Heineken aus der Küche. »Sie wollen mir also sagen«, fuhr er fort, »wenn Sie diese Informationen durchgearbeitet haben, werden Sie genügend Beweismaterial haben, um mich diesmal wirklich zu verhaften? Aber wenn ich gestehe, geht die ganze Sache viel einfacher. Stimmt's?«

»Kommen Sie, Jake. Niemand wurde bei Anco verletzt. Sie kriegen vielleicht fünf Jahre. Sie sind noch jung. Sie würden das locker wegstecken.«

Muller nickte und trank einen kräftigen Schluck Bier. Dann sagte er todernst: »Aber wenn ich gestehe, müsste ich das Geld zurückgeben, oder?«

Carnegie erstarrte für einen Moment. Dann lächelte er. »Ich höre nicht auf, bis ich Sie festgenagelt habe, Jake, das wissen Sie.« Dann wandte er sich an seinen Assistenten. »Gehen wir, hier verschwenden wir nur unsere Zeit.«

»Das ist zumindest ein Punkt, in dem wir uns einig sind«, sagte Muller und schloss die Tür hinter ihnen.

Am nächsten Tag trug William Carnegie einen perfekt gebügelten grauen Anzug, ein weißes Hemd und eine gestreifte rote Krawatte, als er gefolgt von Hager in den Wachraum des Polizeireviers von Annandale marschierte.

Er nickte den acht Beamten auf den billigen Fiberglasstühlen zu. Die Männer und Frauen verstummten, als der Detective über seine Truppe blickte.

Es wurde Kaffee geschlürft, mit Stiften geklopft, auf Blöcke gekritzelt.

Auf Uhren geschaut.

»Wir gehen bei dem Fall in die Offensive. Ich habe Muller gestern besucht und ihm Feuer unterm Hintern gemacht. Es hat Wirkung gezeigt: Letzte Nacht habe ich seine Internetbe-

wegungen überwacht, und er hat fünfzigtausend Dollar von einer Bank in Portland auf eine Bank in Lyon, Frankreich, überwiesen. Ich bin überzeugt, er bereitet sich darauf vor, aus unserem Zuständigkeitsbereich zu fliehen.«

Carnegie war es gelungen, eine Überwachung der Stufe zwei für Muller durchzusetzen. Dazu gehörten Echtzeitverbindungen zu Mullers Internet-Provider und den Computern von Mullers Kreditkartengesellschaften, Banken, Handybetreiber und dergleichen. Jedes Mal, wenn Muller einkaufte, online ging, telefonierte, Geld abhob und so weiter, erhielten die Beamten im Team Anco fast im selben Moment Kenntnis davon.

»Big Brother wird alles beobachten, was unser Knabe treibt.«

»Wer?«, fragte einer der jüngeren Beamten.

»1984«, sagte Carnegie, erstaunt, dass der Mann noch nie von dem Roman gehört hatte. »Das Buch«, setzte er sarkastisch hinzu. Als der Beamte weiter verständnislos dreinblickte, erklärte er: »Big Brother war die Regierung. Sie hat alles beobachtet, was die Bürger taten.« Er nickte in Richtung eines staubigen Computerterminals und wandte sich dann wieder seinen Leuten zu. »Sie, ich und Big Brother – wir ziehen das Netz um Muller zusammen.« Als er das unterdrückte Grinsen bemerkte, wünschte er, er hätte sich weniger dramatisch geäußert. Aber verdammt noch mal, begriffen sie denn nicht, dass Annandale zur Zielscheibe des Spotts bei der Polizei Südkaliforniens geworden war, weil sie den Fall Anco nicht abschließen konnten? Ob Los Angeles Police Departement oder die Beamten in kleineren Orten ringsum – niemand verstand, wieso die Polizei von Annandale trotz des höchsten Pro-Kopf-Budgets im Orange County den Einzeltäter bei diesem Raub noch nicht dingfest gemacht hatte.

Carnegie teilte die Mannschaft in drei Schichten an den Computern ein und gab Befehl, dass man ihm umgehend alles meldete, was Muller tat.

Als er zu seinem Büro zurückging, um sich Mullers Überweisung nach Frankreich noch einmal genauer anzusehen, hörte er eine Stimme. »Hallo, Dad.«

Er drehte sich um und sah seinen Sohn, der ihm im Flur entgegenkam, bekleidet mit seiner üblichen Siebzehnjährigen-uniform: Ohrringe, Schlapper-T-Shirt und eine Hose, die so tief saß, dass es aussah, als würde sie jeden Moment herunterfallen. Und das Haar: Mit Gel zu Spitzen geformt und schreiend gelb gefärbt. Trotzdem war Billy ein überdurchschnittlich guter Schüler und ähnelte in keiner Weise den Unruhestiftern, mit denen Carnegie beruflich zu tun hatte.

»Was tust du denn hier?«, fragte er. Es war Anfang Mai, und eigentlich sollte jetzt Schule sein, oder?

»Heute ist Elternsprechtag, weißt du noch? Mr. Gibson erwartet dich und Mom um zehn Uhr. Ich schau nur vorbei, um sicherzustellen, dass ihr da seid.«

Verdammt... Carnegie hatte den Termin völlig vergessen. Und er hatte eine Konferenzschaltung mit zwei französischen Ermittlern wegen Mullers Überweisung angesetzt – auf neun Uhr fünfundvierzig. Wenn er sie auf später verschob, würden die französischen Beamten wegen der Zeitdifferenz nicht mehr zur Verfügung stehen, und der Anruf würde bis morgen verzögert werden.

»Ich hab es in meinem Kalender stehen«, sagte der Detective geistesabwesend. In seinem Hinterkopf war ein Gedanke aufgeblitzt. Was war es nur gewesen? »Könnte nur sein, dass ich ein bisschen zu spät komme.«

»Dad, es ist wichtig«, sagte Billy.

»Ich werde da sein.«

Dann nahm der Gedanke in seinem Kopf Gestalt an. »Billy, belegst du noch Französisch?«

Sein Sohn blinzelte. »Ja, du hast mein Zeugnis unterschrieben, weißt du noch?«

»Wer ist dein Lehrer?«

»Mrs. Vandell.«

»Ist sie jetzt in der Schule?«

»Ich denke schon. Ja, wahrscheinlich. Wieso?«

»Sie muss mir bei einer Konferenzschaltung helfen. Geh du jetzt nach Hause. Sag deiner Mutter, ich komme zu dem Termin, sobald ich kann.«

Carnegie ließ den Jungen mitten im Flur stehen und trabte zu seinem Büro, so begeistert über seinen Geistesblitz, die Französischlehrerin als Dolmetscherin einzusetzen, dass er beinahe einen Arbeiter über den Haufen gerannt hätte, der sich über eine der Topfpflanzen im Korridor beugte und Blätter stutzte.

»'tschuldigung«, rief er und eilte in sein Büro. Er rief Billys Französischlehrerin an, und als er ihr erklärte, wie wichtig der Fall sei, erklärte sie sich widerstrebend einverstanden, ihm bei der Übersetzung zu helfen. Der Konferenzanruf ging wie geplant vonstatten, und die Übersetzungsbemühungen der Frau erwiesen sich als große Hilfe; ohne seinen Geistesblitz hätte er mit den beiden Beamten überhaupt nicht kommunizieren können. Immerhin berichteten die Ermittler in Frankreich, sie hätten bei Mullers Investments oder Finanzgeschäften nichts Unrechtes festgestellt. Er zahlte Steuern und hatte noch nie Ärger mit der Gendarmerie gehabt.

Carnegie fragte, ob sie sein Telefon angezapft hätten und seine Internet- und Bankaktivitäten überwachten.

Nach einer Pause antwortete einer der Beamten. Billys Französischlehrerin übersetzte: »Sie sagen: ›Wir sind technisch nicht so hochgerüstet wie Sie. Wir fangen Verbrecher lieber auf die althergebrachte Art.« Sie erklärten sich aber bereit, ihren Zoll auf Muller aufmerksam zu machen, damit er dessen Gepäck sorgfältig untersuchte, wenn er das nächste Mal ins Land käme.

Carnegie dankte den beiden Männern und der Lehrerin und legte auf.

Wir fangen Verbrecher lieber auf die althergebrachte Art...

Und deshalb erwischen wir sie, und ihr erwischt sie nicht, dachte der Detective, drehte sich in seinem Sessel herum und begann wieder konzentriert in Big Brothers Computermonitor zu blicken.

Jake Muller kam aus dem Kaufhaus im Zentrum von Annandale und folgte dem jungen Mann, der ihm in der Schmuckabteilung aufgefallen war.

Der Junge hielt den Kopf gesenkt und entfernte sich rasch.

Als sie an einer Gasse vorbeikamen, rannte Muller plötzlich vor, packte den dünnen Bengel am Arm und zog ihn ins Halbdunkel.

»Großer Gott«, flüsterte der Junge erschrocken.

Muller drückte ihn an die Wand. »Denk nicht dran, wegzulaufen.« Ein Blick auf die Taschen des Jungen. »Und komm bloß nicht auf andere Gedanken.«

»Nein, ich...«, begann der Junge mit bebender Stimme. »Ich habe keine Waffe oder so was.«

»Wie heißt du?«

»Ich...«

»Der Name!«, bellte Muller.

»Sam. Sam Phillips. Was wollen Sie?«

»Gib mir die Uhr.«

Der Junge seufzte und verdrehte die Augen.

»Gib sie mir. Du willst bestimmt nicht, dass ich sie dir abnehme.« Muller wog fünfzig Pfund mehr als der Bursche.

Der Kleine griff in seine Tasche und zog die Seiko hervor, die ihn Muller aus der Auslage im Kaufhaus hatte stehlen sehen. Er gab sie ihm.

»Wer sind Sie? Ein Kaufhausdetektiv? Polizist?«

Muller betrachtete ihn aufmerksam und steckte die Uhr dann weg. »Du hast dich ungeschickt angestellt. Wenn der Detektiv nicht gerade pinkeln gewesen wäre, hätte er dich erwischt.«

»Welcher Detektiv?«

»Genau das meine ich. Der Kleine mit dem scheußlichen Sakko und der dreckigen Jeans.«

»Das war ein Detektiv?«

»Ja.«

»Wie haben Sie ihn erkannt?«

»Sagen wir, ich hatte die eine oder andere Begegnung mit Typen wie ihm.«

Der Junge hob kurz den Kopf, sah Muller prüfend an und studierte dann wieder den Asphalt in der Gasse. »Und wie haben Sie mich bemerkt?«

»Das war nicht schwer. Du hast dich in dem Kaufhaus so schuldbewusst herumgedrückt, als wärest du bereits hopsgenommen worden.«

»Wollen Sie mich erpressen, oder was?«

Muller schaute vorsichtig die Straße rauf und runter. Dann sagte er: »Ich brauche jemanden, der mir morgen bei einer Sache hilft, die ich erledigen muss.«

»Wieso ich?«, fragte der Junge.

»Es gibt da ein paar Leute, die würden mich gern hereinlegen.«

»Polizei?«

»Einfach... ein paar Leute.« Muller nickte in Richtung Uhr. »Aber da ich gesehen habe, wie du die hier geklaut hast, weiß ich, dass du für niemanden arbeitest.«

»Was muss ich tun?«

»Es ist nicht schwer. Ich brauche einen Fahrer. Eine halbe Stunde Arbeit.«

Halb ängstlich, halb aufgeregt: »Und was springt für mich raus?«

»Ich zahl dir fünfhundert.«

Noch ein prüfender Blick. »Für eine halbe Stunde?«

Muller nickte.

»Verdammt. Fünfhundert?«

»So ist es.«

»Und was tun wir?«, fragte der Junge, ein bisschen vorsichtig jetzt. »Ich meine, was genau?«

»Ich muss ein paar Dinge von... aus diesem Haus in Tremont abholen. Du musst in der Gasse hinter dem Haus parken, während ich ein paar Minuten hineingehe.«

Der Junge grinste. »Dann klauen Sie also etwas? Das Ganze ist ein Diebstahl, richtig?«

Muller bedeutete ihm, still zu sein. »Selbst wenn es einer wäre, glaubst du, ich würde es laut sagen?«

»Tut mir leid, ich habe nicht nachgedacht.« Der Junge kniff die Augen zusammen. »Hey, ich hab da einen Freund. Und wir haben einen Kontaktmann. Er besorgt uns guten Stoff, so richtig netten. Wir können ihn binnen einer Woche weiterverkaufen. Wenn Sie mit ein-, zweitausend einsteigen, macht er uns einen besseren Preis. Sie könnten Ihr Geld verdoppeln. Interessiert?«

»Drogen?«

»Ja.«

»Die rühr ich nicht an. Und du solltest es auch nicht tun. Sie machen dein Leben kaputt. Denk dran... Wir treffen uns morgen, okay?«

»Wann?«

»Mittags. An der Ecke Siebte und Maple. Vor dem Starbucks.«

»Ich denk schon.«

»Denk nicht. Sei da.« Muller wandte sich zum Gehen.

»Glauben Sie, es gibt noch mehr Arbeit für mich, wenn diese Sache hinhaut?«

»Kann sein, dass ich eine Weile weg sein werde. Aber ansonsten, ja, vielleicht. Wenn du es richtig machst.«

»Sie können sich auf mich verlassen, Mister. Hey, wie heißen Sie eigentlich?«

»Das brauchst du nicht zu wissen.«

Der Junge nickte. »Cool, klar... Eins noch. Was ist mit der Uhr?«

»Ich lasse das Beweisstück für dich verschwinden.«

Nachdem der Junge fort war, spazierte Muller langsam zum Ausgang der Gasse und spähte hinaus. Von Carnegies Überwachungsteam war nichts zu sehen. Er hatte sie sorgfältig abgehängt, aber sie hatten diese fast magische Fähigkeit, aus dem Nichts wieder aufzutauchen und ihn mit ihren Lauschkameras und Teleskopen festzunageln.

Er setzte seine Baseballkappe auf und trat mit gesenktem Kopf aus der Gasse, dann ging er schnell den Gehsteig entlang, als würden Satelliten aus zehntausend Kilometern Höhe im All seine Position feststellen.

Am nächsten Morgen traf William Carnegie später als sonst im Büro ein.

Da er am Tag zuvor Mist gebaut und den Elternsprechtag versäumt hatte, hatte er sich gezwungen, mit seiner Frau und Billy zu frühstücken.

Als er um halb zehn ins Revier kam, meldete Hager: »Muller hat ein paar Einkäufe gemacht, von denen Sie wissen sollten.«

»Nämlich?«

»Er verließ sein Haus vor einer Stunde. Unsere Jungs verfolgten ihn bis zum Einkaufszentrum. Dort verloren sie ihn, aber bald darauf erhielten wir eine Belastungsmeldung von einer seiner Kreditkartenunternehmen. Er hat bei Books'n'Java sechs Bücher gekauft. Wir wissen nicht genau welche, aber der Produktcode des Ladens weist sie als Reisebücher aus. Dann hat er das Einkaufszentrum verlassen und in Tyler's Gun Shop achtunddreißig Dollar für zwei Schachteln Neun-Millimeter-Munition ausgegeben.«

»Himmel, ich hielt ihn immer für einen, der schießt. Die Wachleute bei Anco hatten Glück, dass sie ihn nicht einbrechen hörten; er hätte sie kaltgemacht. Ich weiß es... Hat ihn das Überwachungsteam wieder aufgegabelt?«

»Nein. Sie sind zu seinem Haus zurückgefahren.«

»Hier ist noch etwas«, rief eine junge Polizistin, die nicht weit entfernt saß. »Er hat bei Home Depot für vierundvierzig Dollar Werkzeuge gekauft.«

»Er ist also bewaffnet, und es sieht so aus, als plante er einen neuen Raub«, überlegte Carnegie. »Anschließend wird er aus dem Bundesstaat fliehen.« Er starrte auf einen der Monitore und fragte geistesabwesend: »Worauf hast du es diesmal abgesehen, Muller? Ein Laden, ein Eigenheim?«

Hagers Telefon läutete. Er meldete sich und lauschte. »Das war der Babysitter vor Mullers Haus. Er ist wieder daheim. Komisch ist nur, dass er zu Fuß kam. Er muss den Wagen irgendwo an der Straße geparkt haben.« Er hörte noch eine Weile zu. »In seiner Einfahrt steht der Lieferwagen eines Malergeschäfts. Vielleicht deshalb.«

»Nein. Er hat irgendwas vor. Ich traue dem Mann bei nichts, was er tut.«

»Noch eine Meldung!«, rief einer der Beamten. »Er ist gerade online gegangen...« Die Polizei hatte keine richterliche Genehmigung, die Inhalte anzusehen, die sich Muller herunterlud, aber sie konnten die Seiten beobachten, mit denen er verbunden war. »Okay. Er ist auf der Website von Anderson & Cross.«

»Die Firma, die die Alarmsysteme baut?«, fragte Carnegie, und sein Herz schlug heftig vor Aufregung.

»Ja.«

Ein paar Minuten später rief der Beamte: »Jetzt sieht er sich Travel-Central Dotcom an.«

Ein Service, bei dem man online Flüge buchen konnte.

»Sagen Sie dem Überwachungsteam, wir geben ihnen Bescheid, sobald er aus dem Netz geht. Sie sollen sich bereithalten. Ich habe das Gefühl, dass es jetzt sehr schnell gehen wird.«

Jetzt haben wir dich, dachte Carnegie. Dann lachte er und betrachtete die Computer liebevoll.

Big Brother Is Watching You...

Auf dem Beifahrersitz seines Wagens nickte Jake Muller in Richtung eines hohen Zauns in einer Gasse hinter der Tremont Street. »Halt dort drüben, Sam.«

Der Wagen kam langsam zum Stehen.

»Hier ist es, hm?«, fragte der Junge nervös und deutete mit einem Kopfnicken zu einem weißen Haus auf der anderen Seite des Zauns.

»Ja. Jetzt hör zu. Wenn ein Polizist vorbeikommt, fahr einfach langsam los. Fahr um den Block, aber bieg an der Straße links ab, verstanden? Was du auch tust, Hauptsache, du bleibst von der Tremont Street weg.«

»Denken Sie, es kommt jemand vorbei?«, fragte der Junge besorgt.

»Hoffentlich nicht.« Muller nahm die Werkzeuge, die er am selben Morgen erst gekauft hatte, aus dem Kofferraum und blickte die Gasse auf und ab. Dann ging er durch das Tor im Zaun und verschwand seitlich ums Haus.

Zehn Minuten später kehrte er zurück. Er eilte durch das Tor, in den Händen eine schwere Box und eine kleine Einkaufstasche. Dann verschwand er wieder und kam mit mehreren weiteren Boxen zurück. Er lud alles hinten in den Wagen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er ließ sich schwer auf den Beifahrersitz fallen. »Machen wir, dass wir von hier wegkommen.«

»Wo sind die Werkzeuge?«

»Die habe ich da drin gelassen. Worauf wartest du? Fahr los.«

Der Junge gab Gas, und der Wagen machte einen Satz mitten in die Gasse.

Kurz darauf waren sie auf dem Freeway, und Muller dirigierte sie zu einem billigen Motel auf der anderen Seite der Stadt, der Starlight Lodge. Dort stieg Muller aus. Er ging in die Lobby und meldete sich für zwei Nächte an. Dann kam er

zum Wagen zurück. »Zimmer hundertneunundzwanzig. Er sagte, es liegt auf der Rückseite.«

Sie fanden es, parkten und stiegen aus. Muller gab dem Jungen den Zimmerschlüssel. Er öffnete die Tür, und sie trugen gemeinsam die Kisten und die Einkaufstasche hinein.

»Nicht gerade toll«, sagte der Junge, als er sich umsah.

»Ich werde nicht lange hier bleiben.«

Muller drehte sich um und öffnete die Einkaufstasche. Er zog fünf Hundertdollarnoten heraus und gab sie dem Jungen. Dann legte er noch zwanzig Dollar drauf. »Du wirst dir ein Taxi zurück in die Stadt nehmen müssen.«

»Mann, sieht nach einem fetten Raubzug aus.« Er nickte in Richtung Tasche.

Muller sagte nichts. Er stopfte die Tasche in einen Koffer, verschloss ihn und schob ihn unter das Bett.

Der Junge steckte die Scheine ein.

»Das war gute Arbeit, Sam. Danke.«

»Wie finde ich Sie, Mister? Ich meine, wenn Sie mich wieder anheuern wollen.«

»Ich hinterlasse eine Nachricht in dem Starbucks.«

»Ja, gut.«

Muller sah auf die Uhr. Er leerte seine Taschen auf die Kommode. »Ich muss jetzt duschen und dann ein paar Leute treffen.«

Sie schüttelten sich die Hände. Der Junge ging, und Muller stieß die Tür hinter ihm zu.

Im Badezimmer drehte er das Wasser voll auf und stellte es sehr heiß. Er lehnte sich gegen das wacklige Becken, beobachtete den Dampf, der sich wie eine Gewitterwolke aus der Kabine wälzte, und fragte sich, welche Richtung sein Leben nun einschlagen würde.

»Da läuft irgendwas schief«, rief Sergeant Hager.

»Was?«

»Irgendein Defekt.« Er nickte in Richtung Computer.
»Muller ist immer noch online in seinem Haus. Sehen Sie?

Nur dass wir gerade eine Meldung vom Kreditkartencomputer der National Bank bekommen haben. Jemand hat mit Mullers Kreditkarte vor etwa einer Dreiviertelstunde ein Zimmer in der Starlight Lodge an der Simpson Road genommen. Da muss ein Fehler vorliegen. Er...«

»Oh, verdammt«, entfuhr es Carnegie. »Da liegt kein Fehler vor. Muller hat seinen Computer angelassen, damit wir denken, er ist noch zu Hause. *Deshalb* hat er das Auto um die Ecke geparkt. Unsere Leute sollten ihn nicht wegfahren sehen. Er ist über den Garten hinausgeschlichen.« Carnegie griff nach dem Telefon und herrschte das Überwachungsteam an, dass ihnen ihr Subjekt entwischt sei. Er befahl ihnen nachzusehen. Er knallte den Hörer nieder, und kurz darauf meldete ein kleinlauter Beamter, die Maler hätten gesagt, Muller sei vor mehr als einer Stunde gegangen.

Der Detective seufzte. »Während wir also ein Nickerchen gehalten haben, hat er sich das nächste Zielobjekt vorgenommen. Es ist nicht zu fassen. Ich...«

»Er hat die Karte gerade neu belastet«, rief ein Beamter. »Achtundsechzig Liter Benzin in der Mobil-Tankstelle an der Ecke Lorenzo und Principale.«

»Er hat vollgetankt.« Carnegie nickte und überlegte. »Vielleicht fährt er hinauf nach San Francisco, um von dort einen Flug zu nehmen. Oder nach Arizona oder gleich nach Vegas.« Der Detective ging an die Wandkarte und steckte Reißnägeln in die Orte, die Hager genannt hatte. Er war jetzt ruhiger. Muller hatte vielleicht erraten, dass sie seinen Internetverkehr überwachten, aber offensichtlich wusste er über das Ausmaß ihrer Überwachung nicht Bescheid.

»Ein Zivilwagen der Bezirkspolizei soll sich an ihn dranhängen.«

»Detective, ich habe gerade vom Hauptcomputer des Mautsystems eine Meldung erhalten«, rief ein Beamter von der anderen Seite des Raums. »Muller ist vor vier Minuten an der

Stanton Road auf die Viernullacht gebogen. Er hat die Mautstelle in Richtung Norden benutzt.«

Die kleine Box an der Windschutzscheibe, die automatisch die Maut für Highways, Brücken und Tunnel bezahlte, meldete genau, wo und wann man sie benutzt hatte.

Ein weiterer Reißnagel wurde in die Karte gesteckt.

Hager dirigierte die Beamten, die die Verfolgung aufgenommen hatten, zu dieser Kreuzung.

Fünfzehn Minuten später meldete sich der Beamte, der den Mautcomputer überwachte, wieder. »Er hat den mautpflichtigen Highway gerade verlassen. An der Markham Road. Die Kontrollstelle in östlicher Richtung.«

Nach Osten in die Gegend um Markham? Carnegie überlegte. Es ergab Sinn. Das war ein rauer Teil der Stadt, bevölkert von Rednecks und Bikern, die in windschiefen Bungalows und Wohnwagen hausten. Falls Muller einen Komplizen hatte, wäre Markham eine gute Quelle für dessen Rekrutierung gewesen. Und gleich dahinter begann die Wüste, Tausende Quadratmeilen Sand, in denen er die Anco-Beute verstecken konnte.

»Noch immer kein Sichtkontakt«, sagte Hager, der die verfolgenden Beamten am Telefon hatte.

»Verdammt. Wir verlieren ihn.«

Aber dann rief ein anderer Beamter: »Ich habe gerade einen Alarm des Netzbetreibers von Mullers Autotelefon – er hat es eingeschaltet und telefoniert. Sie verfolgen es zurück...« Einen Moment später rief er: »Okay. Er ist in nördlicher Richtung auf der La Cienega unterwegs.«

Ein weiterer blauer Pin in die Karte.

Hager übermittelte die Information an die Bezirkspolizisten. Dann hörte er zu und lachte. »Sie haben den Wagen! ... Muller fährt in den Desert Road Wohnwagenpark... Okay... Er parkt vor einem der Wohnwagen... Steigt aus... Er redet mit einem Weißen in den Dreißigern, rasierter Schädel, tätowiert... Der Mann nickt in Richtung eines Schuppens auf der

Rückseite des Stellplatzes... Sie gehen zusammen dorthin... Sie holen ein Päckchen aus dem Schuppen... Jetzt gehen sie in den Wohnwagen.«

»Das reicht mir«, verkündete Carnegie. »Sag ihnen, sie sollen außer Sichtweite bleiben. Wir sind in zwanzig Minuten da. Geben Sie Bescheid, wenn sich der Verdächtige zum Aufbruch rüstet.«

Auf dem Weg zur Tür dankte er mit einem kleinen Gebet dem Herrn – und Big Brother – für ihre Hilfe.

Die Fahrt dauerte eher vierzig Minuten, aber Mullers Wagen stand immer noch vor dem rostigen, schiefen Wohnwagen.

Die Beamten vor Ort berichteten, dass der Räuber und sein kahler Komplize noch drinnen seien, vermutlich, um ihre Flucht zu planen.

Die vier Polizeiautos der Zentrale waren mehrere Wohnwagen entfernt geparkt, und neun Beamte aus Annandale, drei von ihnen mit Gewehren bewaffnet, kauerten hinter Schuppen, Unkrautstauden und Rostautos. Alle blieben in Deckung, eingedenk der Tatsache, dass Muller bewaffnet war.

Carnegie und Hager näherten sich langsam dem Trailer. Sie mussten die Sache vorsichtig handhaben. Solange sie nicht durch die Tür oder das Fenster einen Blick auf das Geld von dem Anco-Raub erhaschten oder Muller es deutlich sichtbar ins Freie trug, hatten sie keinen hinreichenden Grund, ihn zu verhaften. Sie umkreisten den Wagen, konnten aber nicht hineinsehen; die Tür war geschlossen und die Vorhänge zugezogen.

Verdammt, dachte Carnegie enttäuscht. Vielleicht könnten sie ...

Aber dann kam ihnen das Glück zu Hilfe.

»Riechen Sie das?«, fragte Carnegie im Flüsterton.

Hager runzelte die Stirn. »Was?«

»Was aus dem Wagen kommt.«

Der Sergeant atmete tief ein. »Gras oder Hasch«, sagte er und nickte.

Damit hatten sie einen hinreichenden Grund, in den Wagen einzudringen.

»Wir gehen rein«, flüsterte Hager und machte den anderen Beamten ein Zeichen, zu ihnen zu stoßen.

Ein Beamter des Spezialkommandos fragte, ob er die Tür eintreten sollte, aber Carnegie schüttelte den Kopf.

»Nein. Er gehört mir.« Er zog sein Sakko aus und legte die kugelsichere Weste an, dann zog er seine Automatikpistole.

An die anderen Beamten gewandt, formte er mit den Lippen ein *Bereit?*

Sie nickten.

Der Detective hielt drei Finger in die Höhe, dann beugte er einen nach dem anderen.

Eins... zwei...

»Los!«

Er stieß die Tür mit der Schulter auf und stürmte in den Wohnwagen, die anderen Beamten direkt hinter ihm.

»Keine Bewegung, Polizei!«, rief er, sah sich um und kniff dabei die Augen zusammen, um in dem Halbdunkel besser sehen zu können.

Das Erste, was er bemerkte, war eine große Plastiktüte voll Gras, die neben der Tür stand.

Das Zweite war, dass es sich bei dem Besucher des tätowierten Mannes gar nicht um Jake Muller handelte. Es war Carnegies eigener Sohn Billy.

Der Detective stürmte in das Polizeirevier von Annandale, flankiert von Sergeant Hager. Hinter ihnen führte ein weiterer Beamter den verdrossenen, mit Handschellen gefesselten Jungen am Arm.

Den Eigentümer des Wohnwagens – einen wegen Drogenvergehen vorbestraften Motorradrocker – hatte man ins Dro-

gendezernat ein Stück den Flur entlang gebracht und das Kilo Gras in die Asservatenkammer.

Carnegie hatte Billy befohlen, ihnen zu erzählen, was los gewesen war, aber der Junge hatte dichtgemacht und sich geweigert, auch nur ein Wort zu sagen. Eine Durchsuchung des Anwesens und von Mullers Auto hatte keinen Hinweis auf den Verbleib der Anco-Beute erbracht. Carnegie hatte eine frostige Reaktion der Bezirkspolizisten erhalten, als er ihnen die Frage entgegenbrüllte, wie sie seinen Sohn mit dem Geschäftsmann hatten verwechseln können. (»Kann mich nicht erinnern, dass Sie sich die Mühe gemacht hätten, sein Bild durchzufunkeln, Detective«, erinnerte ihn einer.)

Nun blaffte Carnegie einen der Beamten vor den Computerschirmen an: »Bringen Sie mir Jake Muller.«

»Nicht nötig«, sagte ein anderer. »Er ist dort drüben.« Muller saß dem Sergeant am Empfang gegenüber. Er stand auf und sah Carnegie und seinen Sohn überrascht an. Dann deutete er auf den Jungen. »Haben sie dich also schon erwischt, Sam. Das ging ja schnell. Ich habe die Anzeige vor fünf Minuten ausgefüllt.«

»Sam?«, fragte Carnegie.

»Ja. Sam Phillips«, antwortete Muller.

»Er heißt Billy. Er ist mein Sohn«, murmelte Carnegie. Der zweite Vorname des Jungen war Samuel, und Phillips war der Mädchenname von Carnegies Frau.

»Ihr Sohn?«, fragte Muller und schaute ungläubig drein. Dann entdeckte er einen Beamten, der eine Kiste trug. In ihr befanden sich Koffer, Geldbeutel, Schlüssel und Handy, die man in Mullers Wagen gefunden hatte. »Sie haben alles gerettet«, sagte er. »Wie geht es meinem Wagen? Hat er ihn zu Schrott gefahren?«

Hager setzte an, ihm zu erklären, dass sein Wagen in Ordnung sei, aber Carnegie brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. »Okay, was zum Teufel wird hier gespielt?«,

fragte er Muller. »Was hatten Sie mit meinem Jungen zu schaffen?«

»Hey, dieser Bursche hat *mich* ausgeraubt«, sagte Muller verärgert. »Ich wollte ihm nur einen Gefallen tun. Ich hatte keine Ahnung, dass er Ihr Sohn ist.«

»Gefallen?«

Muller betrachtete den Jungen von Kopf bis Fuß. »Ich habe ihn gestern gesehen, wie er bei Maxwell drüben an der Harrison Street eine Uhr gestohlen hat.«

Carnegie warf einen frostigen Blick auf seinen Sohn, der weiter den Kopf gesenkt hielt.

»Ich folgte ihm und ließ mir die Uhr geben. Er tat mir leid. Er sah aus, als ginge es ihm nicht gut. Ich heuerte ihn für etwa eine Stunde als Hilfskraft an. Ich wollte ihm einfach zeigen, dass es Leute gibt, die für ehrliche Arbeit gutes Geld zahlen.«

»Was haben Sie mit der Uhr gemacht?«, fragte Carnegie.

Muller schaute entrüstet drein. »Dem Laden zurückgegeben. Was dachten Sie denn? Dass ich Diebesgut behalte?«

Carnegie sah seinen Sohn an. »Wofür hat er dich angestellt?«, fragte er.

Als der Junge nichts sagte, erklärte Muller: »Ich habe ihn dafür bezahlt, auf meinen Wagen aufzupassen, während ich ein paar Sachen aus meinem Haus abgeholt habe.«

»Ihr Haus?«, fragte Billy entsetzt. »An der Tremont Street?«

»Ganz recht«, sagte Muller zu Billys Vater. »Ich bin für ein paar Tage in ein Motel gezogen – ich lasse mein Haus streichen, und ich kann bei den Farbdämpfen nicht schlafen.«

Der Lieferwagen in Mullers Einfahrt, erinnerte sich Carnegie.

»Die Vordertür konnte ich nicht benutzen«, fügte Muller zornig an, »weil ich es satthabe, dass sich Ihre Blödmänner jedes Mal an mich hängen, wenn ich das Haus verlasse. Ich habe Ihren Sohn angeheuert, damit er mit dem Wagen in der Gasse bleibt. Da hinten wird abgeschleppt; man kann sein

Auto keine fünf Minuten unbeaufsichtigt stehen lassen. Ich habe ein paar Werkzeuge abgeladen, die ich heute Morgen gekauft habe, und ein paar Sachen geholt, die ich brauchte, dann sind wir zum Motel gefahren.« Muller schüttelte den Kopf. »Ich habe ihm den Schlüssel gegeben, damit er die Tür aufmacht, und vergessen, ihn an mich zu nehmen, als er gegangen ist. Er kam zurück und hat mich ausgeraubt, während ich unter der Dusche stand. Mein Auto, Handy, Geld, Börse, Koffer.« Angewidert setzte er hinzu: »Himmel, und ich habe ihm einen Haufen Geld gegeben. Und ihn praktisch gebeten, sein Leben auf die Reihe zu kriegen und sich von Drogen fernzuhalten.«

»Das hat er gesagt?«, fragte Carnegie.

Der Junge nickte widerwillig.

Sein Vater seufzte und deutete zu dem Koffer. »Was ist da drin?«

Muller zuckte die Achseln, nahm seine Schlüssel und öffnete den Koffer.

Carnegie nahm zwar an, der Geschäftsmann wäre nicht so kooperativ, wenn der Koffer die Anco-Beute enthielte, dennoch durchfuhr es ihn freudig, als er bemerkte, dass die Papiertüte darin voller Geld war.

Seine Begeisterung verblasste jedoch rasch, als er sah, dass es nur drei-, vierhundert Dollar waren, das meiste zerknüllte Ein- und Fünf-Dollar-Noten.

»Haushaltsgeld«, erklärte Muller. »Ich wollte es nicht im Haus lassen, wenn die Maler da sind.«

Carnegie warf die Tüte verächtlich in den Koffer und schlug den Deckel zu. »Verdammt.«

»Dachten Sie, es sei das Anco-Geld?«

Carnegie schaute auf die Computer ringsum, deren Cursor jeweils teilnahmslos blinkte.

Verdammt der Big Brother... Die beste Überwachung, die man für Geld bekommen konnte. Und dann so etwas.

Die Stimme des Detectives war heiser vor Erregung. »Sie sind meinem Sohn gefolgt! Sie haben die Maler bestellt, damit Sie ungesehen verschwinden konnten, Sie haben die Munition gekauft, die Werkzeuge... Und wieso zum Teufel haben Sie eine Website mit Alarmanlagen gegen Einbrecher angesehen?«

»Ich habe Angebote verglichen«, antwortete Muller vernünftig. »Ich will ein Alarmsystem für mein Haus kaufen.«

»Das ist alles eingefädelt! Sie...«

Der Geschäftsmann brachte ihn zum Schweigen, indem er auf Carnegies Kollegen blickte, die ihren Chef mit einer Mischung aus Besorgnis und Angewidertheit über sein paranoides Geschwätz ansahen. Muller zeigte mit einem Kopfnicken zu Carnegies Büro. »Was halten Sie davon, wenn wir beide da hineingehen und uns in Ruhe unterhalten?«

Im Büro schloss Muller die Tür und wandte sich dem finster dreinschauenden Detective zu. »Die Lage ist folgendermaßen, Detective: Ich bin der einzige Zeuge im Fall des Diebstahls und Autodiebstahls Ihres Sohns. Das ist ein schweres Verbrechen, und wenn ich auf meine Anzeige bestehe, wird er ein Weilchen brummen, zumal ich vermute, dass man ihn in Gesellschaft von etwas unappetitlichen Freunden aufgegriffen hat. Und dann wäre da noch das kleine Problem mit dem Karriereverlauf seines Vaters, wenn die Verhaftung des Sohnes erst mal in der Zeitung erscheint.«

»Wollen Sie auf einen Deal hinaus?«

»Ganz recht. Ich habe genug von Ihren Wahnvorstellungen, Carnegie. Ich bin ein ehrlicher Geschäftsmann. Ich habe die Lohngehälter bei Anco nicht gestohlen. Ich bin kein Dieb und war nie einer.«

Er beäugte den Detective vorsichtig, dann griff er in seine Jackentasche und gab ihm einen Zettel.

»Was ist das?«

»Die Nummer eines Coastal-Air-Flugs vor sechs Monaten – dem Nachmittag des Raubs bei Anco.«

»Woher haben Sie das?«

»Meine Firmen machen Geschäfte mit den Fluglinien. Ich habe ein paar Verbindungen spielen lassen, und der Sicherheitschef von Coastal Airlines hat mir diese Nummer besorgt. Einer der Passagiere in der ersten Klasse auf diesem Flug hat vier Stunden nach dem Raub bei Anco bar für einen einfachen Flug vom John-Wayne-Airport nach Chicago bezahlt. Er hat kein Gepäck aufgegeben. Nur Handgepäck. Den Namen des Passagiers wollten sie mir nicht verraten, aber für einen hart arbeitenden Polizisten wie Sie dürfte er nicht schwer zu ermitteln sein.«

Carnegie starrte auf das Papier. »Der Typ in der Straßenbauermontur? Den der Zeuge nicht weit von Anco mit diesem Koffer gesehen hat?«

»Vielleicht ist es nur Zufall, Detective. Aber ich weiß, dass ich das Geld nicht gestohlen habe. Vielleicht war er es.«

Das Papier verschwand in Carnegies Tasche. »Was wollen Sie?«

»Streichen Sie mich als Verdächtigen. Heben Sie die Überwachung auf. Ich will wieder ein normales Leben führen. Und ich will ein Schreiben, in dem Sie per Unterschrift bestätigen, dass die Indizien meine Unschuld beweisen.«

»Das würde vor Gericht nichts bedeuten.«

»Aber es würde ziemlich schlecht aussehen, falls jemand beschließen sollte, mir wieder nachzustellen.«

»Schlecht für meinen Job, meinen Sie.«

»Genau das meine ich.«

Nach einer kurzen Pause murmelte Carnegie: »Wie lange planen Sie das schon?«

Muller sagte nichts, aber er überlegte: Eigentlich gar nicht so lange. Er hatte erst angefangen, darüber nachzudenken, nachdem die beiden Cops ihn neulich aus seinem Nachmittagsschläfchen gerissen hatten.

Er hatte etwas Geld von einem Anlagekonto auf eines seiner Bankkonten in Frankreich überwiesen, um bei der Polizei

den Verdacht zu nähren, er bereite sich auf eine Flucht aus Amerika vor (die französischen Konten waren völlig legal; nur ein Idiot würde Beutegeld in Europa verstecken).

Dann hatte er seinerseits ein wenig Überwachung betrieben, wenn auch ohne großen technischen Aufwand. Er hatte sich einen Overall angezogen, eine Brille und einen Hut aufgesetzt und sich mit einer Wasserkanne und einer Gartenschere bewaffnet ins Polizeirevier geschlichen, um die Pflanzen zu pflegen, die er bei seiner ersten Verhaftung dort bemerkt hatte. Er hatte eine halbe Stunde auf Knien und mit gesenktem Kopf im Flur vor dem Wachraum gestutzt und gegossen und dabei das Ausmaß der elektronischen Invasion in sein Leben in Erfahrung gebracht. Er hatte auch den Wortwechsel zwischen Billy Carnegie und dem Detective mitgehört – das klassische Beispiel eines teilnahmslosen Vaters und eines schwierigen, zornigen Sohns.

Muller lächelte jetzt für sich, als er daran dachte, wie Carnegie nach der Begegnung mit dem Jungen sofort wieder so auf seinen Fall konzentriert gewesen war, dass er ihn fast über den Haufen gerannt hätte, ohne zu bemerken, wer der Gärtner war.

Er war Billy ein paar Stunden lang gefolgt, bis er ihn dabei erwischte, wie er die Uhr klaute. Dann hatte er den Jungen dazu gebracht, ihm zu helfen. Er hatte die Maler bestellt, um ein paar Wände im Haus aufzufrischen – und ihm den Vorwand zu liefern, seinen Wagen woanders zu parken und ins Motel zu ziehen. Schließlich hatte er die Überwachungsmaßnahmen der Polizei gegen diese eingesetzt und ihnen vorgegaukelt, er sei tatsächlich der Einbrecher bei Anco und bereite sich auf einen letzten Raub vor, um danach aus dem Staat zu fliehen. Zu diesem Zweck hatte er Reisebücher, Munition und Werkzeuge gekauft und sich in die Websites der Alarmsysteme und Reisebüros eingeloggt. Im Motel hatte er Billy in die Versuchung geführt, Koffer, Kreditkarten, Handy und Wagen

zu stehlen – alles, was die Polizei den Jungen verfolgen und ihn auf frischer Tat ertappen ließ.

»Es tut mir leid, Detective«, sagte er nun zu Carnegie. »Aber Sie haben mir keine andere Wahl gelassen. Sie hätten einfach nie geglaubt, dass ich unschuldig bin.«

»Sie haben meinen Sohn benutzt.«

Muller zuckte die Achseln. »Dem ist kein Schaden entstanden. Sehen Sie es mal positiv – seine erste Verhaftung, und er gerät an ein Opfer, das bereit ist, die Anzeige fallen zu lassen. Bei jedem anderen hätte er weniger Glück gehabt.«

Carnegie schaute durch die Jalousie auf seinen Sohn, der neben Hagers Schreibtisch stand und ein Bild des Elends bot.

»Er ist noch zu retten, Detective«, sagte Muller. »Wenn Sie ihn retten wollen... Also, gilt unsere Abmachung?«

Nach einem verdrossenen Seufzer nickte Carnegie widerwillig.

Vor dem Polizeirevier warf Muller den Koffer auf den Rücksitz seines Wagens, den die Polizei dorthin hatte abschleppen lassen.

Er fuhr zu seinem Haus und ging hinein. Die Maler waren offenbar gerade fertig geworden, es roch noch stark nach Farbe. Er ging durchs Erdgeschoss und riss die Fenster auf, um das Haus zu lüften.

Dann schlenderte er in den Garten hinaus und blickte über den großen Haufen Mulch, den zu verteilen er wegen des unterbrochenen Nickerchens hatte verschieben müssen. Der Geschäftsmann sah auf die Uhr. Er hatte einige Anrufe zu erledigen, beschloss jedoch, sie ein andermal zu machen. Er war in der Stimmung, im Garten zu arbeiten. Er zog sich um, ging in die Garage und griff nach einer glänzenden neuen Schaufel, einem seiner Einkäufe bei Home Depot am Morgen. Dann begann er den braunen und schwarzen Mulch sorgfältig über den weitläufigen Garten zu verteilen.

Nach einer Stunde Arbeit machte er eine Pause, um ein Bier zu trinken. Er setzte sich unter den Ahorn, nippte an seinem Heineken und schaute auf die leere Straße vor dem Haus – dort, wo in den letzten Monaten immer Carnegies Überwachungsteam stationiert gewesen war. Mann, es tat gut, nicht mehr ausspioniert zu werden.

Sein Blick ging zu einem kleinen Felsblock auf halbem Weg zwischen einer Reihe Maisstängel und einigen Klettertomaten. Darunter lag in einem Meter Tiefe eine Tasche mit den fünfhundertdreißigtausend Dollar von Anco Security. Er hatte sie am Nachmittag des Raubs hier vergraben, unmittelbar bevor er die Uniform des Straßenbauers geworfen und das gestohlene Baufahrzeug zum Orange County Airport gefahren hatte, um unter einem falschen Namen nach Chicago zu fliegen – eine Vorsichtsmaßnahme, falls er die Ermittler auf eine falsche Spur locken musste, was dank des zwanghaften Detective Carnegie nun ja tatsächlich der Fall gewesen war.

Jake Muller plante alle seine Raubzüge bis ins kleinste Detail. Deshalb war er nach beinahe fünfzehn Jahren als Dieb auch noch nie gefasst worden.

Er hatte das Geld seit Monaten an seinen Finanzverwalter in Miami schicken wollen – Muller hasste es, wenn Beutegeld keine Zinsen abwarf -, aber solange ihm Carnegie im Nacken saß, hatte er sich nicht getraut. Sollte er es jetzt ausgraben und losschicken?

Nein, beschloss er; er wartete lieber bis zur Dämmerung.

Außerdem war es warm, der Himmel klar, und es ging nichts über Gartenarbeit an einem schönen Frühlingstag. Muller trank sein Bier aus, griff zur Schaufel und machte sich wieder über seinen scharf riechenden Mulchhaufen her.

Das schwarze Schaf

Schlafe, mein Kind, und Friede begleite dich durch die Nacht...

Die Worte des Schlaflieds gingen ihr endlos im Kopf herum, so hartnäckig wie der prasselnde Regen Oregons auf dem Dach und an den Fenstern.

Das Lied, das sie Beth Anne vorgesungen hatte, als das Mädchen drei oder vier Jahre alt gewesen war, setzte sich in ihrem Kopf fest und hörte nicht auf, nachzuhallen. Vor fünf- und zwanzig Jahren hatten sie beide, Mutter und Tochter, in der Küche ihres Zuhauses vor den Toren Detroits gegessen. Liz Polemus, über den Resopaltisch gebeugt, die sparsame junge Mutter und Ehefrau, die hart arbeitete, damit das Geld reichte.

Sie hatte ihrer Tochter vorgesungen, die ihr gegenüber saß und fasziniert die geschickten Hände der Frau beobachtete.

Meine Liebe wird dich durch die Nacht begleiten, Wenn Berg und Tal in sanftem Schlummer liegen...

Liz spürte einen Krampf im rechten Arm – in dem Arm, der nie richtig verheilt war – und nahm wahr, dass sie, nach der Nachricht, die sie gerade erhalten hatte, den Telefonhörer weiter fest umklammert hielt: Ihre Tochter war auf dem Weg zu ihrem Haus.

Die Tochter, mit der sie seit über drei Jahren nicht mehr gesprochen hatte.

... halt ich liebevolle Wacht, durch die ganze lange Nacht.

Liz legte das Telefon schließlich nieder und fühlte das Blut in den Arm strömen, es juckte und brannte. Sie streckte sich auf die bestickte Couch, die seit vielen Jahren im Besitz der Familie war, und massierte den pochenden Unterarm. Sie war benommen, verwirrt, als wüsste sie nicht genau, ob der Anruf Realität gewesen war oder nur ein verschwommener Eindruck aus einem Traum.

Nur dass die Frau sich nicht im Frieden des Schlafs verlor. Nein, Beth Anne war auf dem Weg. In einer halben Stunde würde sie an die Tür klopfen.

Draußen fiel der Regen weiter gleichmäßig auf die Kiefern in Liz' Garten. Sie wohnte seit fast einem Jahr in diesem Haus, einem Häuschen eher, Meilen von der nächsten Wohnsiedlung entfernt. Die meisten Leute hätten es zu klein gefunden, zu abgelegen. Aber für Liz war es eine Oase. Die schlanke Witwe in den Fünfzigern hatte viel zu tun und wenig Zeit, sich um den Haushalt zu kümmern. Hier war schnell sauber gemacht, und dann konnte sie an ihre Arbeit zurückgehen. Und auch wenn sie schwerlich eine Einsiedlerin war, genoss sie die Pufferzone aus Wald, die sie von ihren Nachbarn trennte. Die winzige Größe des Heims verhinderte auch, dass etwa männliche Freunde auf die Idee verfielen, bei ihr einzuziehen. Sie bräuchte nur den Blick durch das Haus wandern zu lassen, in dem es nur ein Schlafzimmer gab, und erklären, zwei Leute würden in dieser Enge wahnsinnig werden. Nach dem Tod ihres Mannes hatte sie beschlossen, nie mehr zu heiraten oder mit einem anderen Mann zusammenzuleben.

Ihre Gedanken gingen nun zu Jim. Ihre Tochter war von zu Hause ausgezogen und hatte jeden Kontakt mit der Familie abgebrochen, bevor er gestorben war. Es hatte Liz immer geschmerzt, dass das Kind nicht einmal nach seinem Tod angerufen, geschweige denn an seinem Begräbnis teilgenommen

hatte. Zorn über dieses Beispiel für die Gefühllosigkeit ihrer Tochter brandete in Liz auf, aber sie schob ihn beiseite. Egal was die junge Frau heute Abend hier bezweckte, es würde nicht genügend Zeit sein, auch nur einen Bruchteil der schmerzlichen Erinnerungen auszugraben, die wie Trümmer eines Flugzeugabsturzes zwischen Mutter und Tochter lagen.

Ein Blick auf die Uhr. Fast zehn Minuten waren seit dem Anruf bereits verstrichen, wie Liz erschrocken feststellte.

Mit einem Gefühl der Beklemmung ging sie in ihr Nähzimmer. Dieser größte Raum des Hauses war mit Näharbeiten von ihr selbst und ihrer Mutter und mit einem Dutzend Gestellen für Zwirnspulen geschmückt – manche gingen bis auf die Fünfziger- und Sechzigerjahre zurück. Jeder Farbton in Gottes Palette war in diesen Fäden vertreten. Kartons voller Muster aus Vogue und Butterick ebenfalls. Das Herzstück des Zimmers war eine alte, elektrische Singer. Sie besaß nicht die tollen StICKKAMERAS neuer Maschinen, keine Lichter, komplizierte Anzeigen oder Knöpfe. Die Maschine war ein vierzig Jahre altes, schwarz emailliertes Arbeitspferd, identisch mit der, die ihre Mutter benutzt hatte.

Liz hatte genäht, seit sie zwölf war, und in schwierigen Zeiten ernährte sie das Handwerk. Sie liebte alles daran: Den Stoff zu kaufen – das dumpfe Klatschen, wenn die Verkäuferin die flachen Ballen umdrehte und das richtige Maß abspulte (Liz konnte den Frauen immer mit fast perfekter Genauigkeit sagen, wann eine bestimmte Menge abgewickelt war). Das knisternde, durchsichtige Papier auf den Stoff zu heften. Das Schneiden mit der schweren Zickzackschere, die einen gezackten Rand im Gewebe hinterließ. Die Maschine bereitzumachen, die Spule aufzuziehen, das Garn in die Nadel zu fädeln ...

Nähen hatte etwas so vollkommen Beruhigendes an sich: Diese Substanzen – Baumwolle vom Feld, Wolle von Tieren – zu nehmen und sie in etwas ganz Neues zu verwandeln. Das Schlimmste an der Verletzung vor ein paar Jahren war die

Beschädigung des rechten Arms gewesen, die sie drei unerträgliche Monate lang von der Singer ferngehalten hatte.

Nähen war aber nicht nur von therapeutischem Wert für Liz, es war mehr. Es gehörte zu ihrem Beruf und hatte dazu beigetragen, dass sie eine wohlhabende Frau war; Gestelle voller Designerkleidung warteten ein Stück entfernt auf ihre geschickten Hände.

Ihr Blick ging zur Uhr. Fünfzehn Minuten. Erneutes Aufwallen von Panik.

Sie hatte den Tag vor fünfundzwanzig Jahren so klar vor Augen – Beth Anne, die in ihrem Pyjama an dem wackligen Küchentisch saß und fasziniert die flinken Finger ihrer Mutter beobachtete, während Liz ihr vorsang.

Schlafe mein Kindchen...

Die Erinnerung rief zahllose andere wach, und die Aufregung stieg in Liz' Herz wie der Wasserpegel in dem vom Regen angeschwollenen Bach hinter ihrem Haus. So, befahl sie sich nun mit Nachdruck, sitz nicht einfach hier herum... Tu etwas. Arbeite weiter. Sie suchte eine marineblaue Jacke aus ihrem Schrank, ging zum Nähtisch und wühlte in einem Korb, bis sie einen passenden Wollrest gefunden hatte. Aus dem würde sie eine Tasche für das Kleidungsstück fertigen. Liz machte sich ans Werk, strich den Stoff glatt, markierte ihn mit Schneiderkreide, griff zur Schere, schnitt vorsichtig. Sie konzentrierte sich auf ihre Aufgabe, aber es reichte nicht aus, um ihre Gedanken von dem bevorstehenden Besuch abzulenken – und von jahrealten Erinnerungen.

Die Sache mit dem Ladendiebstahl zum Beispiel. Als das Mädchen zwölf gewesen war.

Liz erinnerte sich, wie das Telefon geläutet hatte, und als sie sich meldete, hatte der Chefdetektiv eines nahen Kaufhau-

ses zu ihrem und Jims Entsetzen berichtet, dass man Beth Anne mit Schmuck im Wert von fast tausend Dollar, versteckt in einer Papiertüte, erwischt hatte.

Die Eltern hatten den Mann angefleht, keine Anzeige zu erstatten. Sie hatten gesagt, da müsse ein Irrtum vorliegen.

»Nun ja«, hatte der Kaufhausdetektiv skeptisch gesagt, »wir haben sie mit fünf Uhren angetroffen. Und einer Halskette dazu. Ich meine, das hört sich für mich nicht nach einem Irrtum an.«

Nach vielen Versicherungen, es handle sich nur um einen Streich, und sie werde den Laden nie wieder betreten, hatte sich der Mann schließlich bereit erklärt, die Polizei aus dem Spiel zu lassen.

Vor dem Laden, als die Familie allein war, hatte sich Liz wütend an Beth Anne gewandt. »Warum um alles in der Welt hast du das getan?«

»Warum nicht?«, antwortete das Mädchen in seinem Sing-sang und grinste höhnisch dazu.

»Es war dumm.«

»Als wenn mir das nicht egal wäre.«

»Beth Anne... wieso benimmst du dich so?«

»Wie denn?«, hatte das Mädchen in gespielter Verwirrung gefragt.

Ihre Mutter hatte das Gespräch mit ihr gesucht – so wie die Psychologen in den Talkshows immer sagten, dass man es mit Kindern tun solle – aber Beth Anne blieb weiter gelangweilt und zerstreut. Liz hatte eine vage und offenbar fruchtlose Warnung ausgesprochen und die Sache aufgegeben.

Jetzt dachte sie: Man investiert ein gewisses Maß an Bemühung in das Nähen einer Jacke oder eines Kleids und erhält das erwartete Kleidungsstück. Aber man investiert tausend Mal mehr Mühe in die Erziehung eines Kindes, und das Ergebnis ist das Gegenteil von dem, was man sich erhofft und erträumt hat. Es erschien ihr sehr ungerecht.

Liz' scharfe graue Augen prüften die Wolljacke, vergewiserten sich, dass die Tasche flach anlag und in der richtigen Position angeheftet war. Sie hielt inne, blickte auf und schaute aus dem Fenster auf die schwarzen Spitzen der Kiefern, aber was sie in Wirklichkeit sah, waren weitere schwer erträgliche Erinnerungen an Beth Anne. Was für ein Schandmaul die Kleine gewesen war! Sie hatte ihrer Mutter oder ihrem Vater in die Augen gesehen und gesagt: »Das könnt ihr euch aber komplett abschminken, dass ich mit euch komme.« Oder: »Habt ihr überhaupt eine Ahnung von *irgendwas*?«

Vielleicht hätten sie in ihrer Erziehung strenger sein sollen. In Liz' Familie war man verdroschen worden, wenn man fluchte, Erwachsenen widersprach oder nicht tat, was die Eltern von einem verlangten. Sie und Jim hatten Beth Anne nie geschlagen; vielleicht hätten sie ihr ab und an eine Ohrfeige verpassen sollen.

Einmal hatte sich jemand im Familienunternehmen – einem Lagerhaus, das Jim geerbt hatte – krankgemeldet, und er brauchte Beth Anne als Aushilfe. »Eher sterbe ich, als dass ich noch mal mit dir in dieses Scheißloch gehe«, hatte sie ihn angefahren.

Ihr Vater hatte sich eingeschüchtert zurückgezogen, aber Liz war auf ihre Tochter losgegangen: »Sprich nicht so mit deinem Vater!«

»Ach?«, hatte das Mädchen in sarkastischem Tonfall gefragt. »Wie *soll* ich denn mit ihm sprechen? Wie eine gehorsame kleine Tochter, die alles tut, was er verlangt? Das war vielleicht das, was er sich gewünscht hat, aber es ist nicht das, was er bekommt.« Dann hatte sie nach ihrer Handtasche gegriffen und war zur Tür gegangen.

»Wohin willst du?«

»Freunde treffen.«

»Das wirst du nicht. Komm auf der Stelle zurück!«

Zur Antwort schlug sie die Tür zu. Jim wollte ihr nachgehen, aber schon war sie fort und knirschte durch den zwei Monate alten Schnee von Michigan.

Und diese »Freunde« ...

Trish und Eric und Sean... Kinder aus Familien mit vollkommen anderen Wertvorstellungen als Liz und Jim. Sie versuchten ihr zu verbieten, sich mit ihnen zu treffen. Aber das nützte natürlich nichts.

»Schreibt mir nicht vor, mit wem ich meine Zeit verbringe«, hatte Beth Anne wütend gesagt. Zu diesem Zeitpunkt war das Mädchen achtzehn gewesen und so groß wie ihre Mutter. Als sie mit finsterem Blick auf sie zutrat, war ihre Mutter ängstlich zurückgewichen. »Und was wisst ihr überhaupt von ihnen?«, hatte das Mädchen gefragt.

»Sie mögen deinen Vater und mich nicht – das ist alles, was ich wissen muss. Was hast du gegen die Kinder von Todd und Joan? Oder die von Brad? Dein Vater und ich kennen sie seit Jahren.«

»Was ich gegen sie habe?«, murmelte das Mädchen. »Wie wär's damit, dass sie komplette Loser sind?« Diesmal schnappte sie sich Handtasche und Zigaretten, die sie mittlerweile rauchte, und legte einen neuerlichen dramatischen Abgang hin.

Liz trat mit dem rechten Fuß auf das Pedal der Singer, und der Motor ließ sein charakteristisches Mahlgeräusch hören, ehe das *klatta, klatta, klatta* ertönte, mit dem die Nadel auf und ab sauste, im Stoff verschwand und eine saubere Reihe Stiche um die Tasche herum zurückließ.

Klatta, klatta, klatta ...

In der Mittelstufe kam das Mädchen nie vor sieben oder acht nach Hause und in der High School noch viel später. Manchmal blieb es die ganze Nacht fort. Auch an den Wochenenden verschwand es einfach und gab sich nicht mit der Familie ab.

Klatta, klatta, klatta. Das rhythmische Mahlen der Singer beruhigte Liz ein wenig, bewahrte sie aber nicht vor neuer Panik, als sie auf die Uhr sah. Ihre Tochter konnte jede Minute hier sein.

Ihr Mädchen, ihr kleines Baby ...

Schlafe mein Kindchen...

Und die Frage, die Liz seit Jahren quälte, kehrte nun wieder: Was war falsch gelaufen? Stunden um Stunden hatte sie die frühen Jahre der Kleinen durchgespielt und zu verstehen versucht, womit sie sich diese totale Ablehnung seitens Beth Annes verdient hatte. Sie war eine aufmerksame und teilnahmsvolle Mutter gewesen, konsequent und gerecht, hatte täglich für die Familie gekocht, die Kleidung des Mädchens gewaschen und gebügelt, ihm alles gekauft, was es brauchte. Das Einzige, was sie sich denken konnte, war, dass sie zu energisch, zu unnachgiebig in ihrer Erziehungsmethode gewesen war, zu streng manchmal.

Aber das war ja wohl kaum ein Verbrechen. Abgesehen davon war Beth Anne gleichermaßen wütend auf ihren Vater gewesen – den Softie der beiden Eltern. Ausgeglichen und so vernarrt in die Kleine, dass er sie fast schon verzog, war Jim der perfekte Vater gewesen. Er hatte Beth Anne und ihren Freunden bei den Hausaufgaben geholfen, hatte sie selbst in die Schule gefahren, wenn Liz arbeitete, hatte ihr Gutenachtgeschichten vorgelesen und sie ins Bett gebracht. Er hatte sich »besondere Spiele« für sich und Beth Anne ausgedacht. Es war genau die Art elterliches Band, das die meisten Kinder lieben würden.

Aber das Mädchen bekam auch ihm gegenüber Tobsuchtsanfälle und unternahm alles, um keine Zeit mit ihm verbringen zu müssen.

Nein, Liz fielen keine düsteren Ereignisse aus der Vergangenheit ein, keine traumatischen Erlebnisse oder Tragödien, die Beth Anne hätten abtrünnig werden lassen. Sie gelangte wieder zu dem Schluss, zu dem sie schon vor Jahren gekom-

men war: Dass ihre Tochter – so ungerecht und grausam es erscheinen mochte – einfach von Geburt an fundamental anders als Liz gewesen war; irgendetwas in ihrem Schaltplan hatte das Mädchen zu der Rebellin werden lassen, die es war.

Und während Liz den Stoff unter ihren langen, weichen Fingern glatt strich, überlegte sie noch etwas anderes: Rebellionisch, ja, aber stellte sie auch eine *Gefahr* dar?

Liz gestand sich nun ein, dass das Unbehagen, das sie heute Abend spürte, nicht nur von der bevorstehenden Begegnung mit ihrem widerspenstigen Kind rührte; die junge Frau machte ihr auch Angst.

Sie sah von ihrer Jacke auf und starrte in den Regen, der an ihr Fenster klatschte. Ihr rechter Arm kribbelte schmerzhaft, und sie dachte an jenen schrecklichen Tag vor mehreren Jahren zurück – den Tag, der sie für alle Zeit aus Detroit verjagt hatte und der immer noch Alpträume auslöste. Liz hatte ein Schmuckgeschäft betreten, wo zu ihrem atemlosen Entsetzen eine Pistole auf sie gerichtet wurde. Sie sah immer noch den gelben Blitz vor sich, als der Mann abdrückte, hörte den ohrenbetäubenden Knall, spürte den dumpfen Schlag, mit dem die Kugel in ihren Arm drang und sie vor Schmerz und Überraschung schreiend auf den Fliesenboden stürzen ließ.

Natürlich hatte ihre Tochter mit diesem Unglück nichts zu tun gehabt. Doch Liz war klar geworden, dass Beth Anne ebenso bereit und fähig wäre, abzudrücken, wie es jener Mann bei dem Raubüberfall gewesen war; sie hatte den Beweis dafür, dass ihre Tochter eine gefährliche Frau war, ja mit eigenen Augen gesehen. Vor ein paar Jahren, nachdem Beth Anne von zu Hause ausgezogen war, hatte Liz Jims Grab besucht. An dem Tag lag ein Nebel wie Watte über dem Friedhofsgebiet, und sie war fast an dem Grabstein angekommen, als sie bemerkte, dass jemand davor stand. Zu ihrem Schreck erkannte sie Beth Anne. Liz wich mit klopfendem Herzen in den Dunst zurück. Sie rang lange mit sich, brachte jedoch letztlich nicht den Mut auf, dem Mädchen entgegenzutreten, und be-

schloss, eine Nachricht an der Windschutzscheibe ihres Wagens zu hinterlassen.

Aber als sie an den Chevy trat und in ihrer Handtasche nach Kugelschreiber und Papier kramte, fiel ihr Blick ins Wageninnere, und ihr Herz erbehte bei dem Anblick: eine Jacke, ein Wirrwarr von Papieren und halb darunter versteckt eine Pistole und einige Plastiktütchen, die ein weißes Pulver enthielten – Drogen, wie Liz annahm.

O ja, dachte sie nun, ihre Tochter, die kleine Beth Anne, war sehr wohl fähig zu töten.

Liz nahm den Fuß vom Pedal, und die Singer verstummte. Sie öffnete die Klammer und schnitt die herunterhängenden Fäden ab. Dann zog sie die Jacke an und steckte ein paar Dinge in die Taschen, betrachtete sich prüfend im Spiegel und befand, dass sie mit ihrer Arbeit zufrieden war.

Sie starrte ihr matt beleuchtetes Spiegelbild an. *Verschwinde!* sagte eine Stimme in ihrem Kopf. *Sie ist eine Gefahr! Hau ab, bevor Beth Anne eintrifft.*

Aber nach einem Moment des inneren Zwiespalts seufzte Liz. Sie war unter anderem überhaupt nur deshalb hierhergezogen, weil sie erfahren hatte, dass ihre Tochter im Nordwesten eine neue Heimat gefunden hatte. Liz hatte sich immer vorgenommen, das Mädchen zu suchen, hatte jedoch feststellen müssen, dass es ihr seltsam widerstrebte. Nein, sie würde bleiben, sie würde sich mit Beth Anne treffen. Aber sie würde nicht dumm sein, nicht nach dem Raubüberfall. Liz hängte die Jacke nun an einen Kleiderbügel und ging zum Schrank. Sie zog eine Schachtel aus dem obersten Fach und schaute hinein. Da lag eine kleine Pistole. Eine »Damenpistole«, hatte Jim gesagt, als er sie ihr vor Jahren geschenkt hatte. Sie nahm sie heraus und betrachtete sie.

Schlafe mein Kindchen... Die ganze Nacht.

Dann schauderte sie angeekelt. Nein, sie konnte unmöglich eine Waffe gegen ihre eigene Tochter einsetzen. Ausgeschlossen.

Die Vorstellung, das Mädchen in den ewigen Schlaf zu versetzen, war undenkbar.

Und doch... Was, wenn sie zwischen ihrem Leben und dem ihrer Tochter wählen musste? Wenn der Hass des Mädchens keine Grenzen mehr kannte?

Konnte sie Beth Anne töten, um ihr eigenes Leben zu retten?

Keine Mutter sollte je eine solche Wahl treffen müssen.

Sie zögerte lange und wollte die Pistole gerade zurücklegen, als ein Lichtstrahl sie innehalten ließ. Scheinwerferlicht erfüllte den Hof vor dem Haus und projizierte hellgelbe Katzenaugen auf die Wände des Nähzimmers.

Die Frau warf noch einen Blick auf die Waffe, und anstatt sie wieder im Schrank zu verstauen, legte sie sie auf eine Kommode neben der Tür und breitete ein Zierdeckchen darüber. Dann ging sie ins Wohnzimmer und schaute aus dem Fenster auf das Auto, das bewegungslos in ihrer Einfahrt stand. Die Scheinwerfer brannten noch, die Scheibenwischer gingen hin und her. Ihre Tochter zögerte auszusteigen, und Liz nahm an, es war nicht das Wetter, das sie im Wagen bleiben ließ.

Nach einem endlos langen Augenblick gingen die Scheinwerfer aus.

Denk positiv, sagte sich Liz. Vielleicht hatte sich ihre Tochter geändert. Vielleicht ging es bei ihrem Besuch darum, dass sie die Hand ausstrecken und Wiedergutmachung für all den Verrat über die Jahre leisten wollte. Dann konnten sie endlich beginnen, an einer normalen Beziehung zu arbeiten.

Dennoch ging ihr Blick zurück zum Nähzimmer, wo die Pistole auf der Kommode lag, und sie sagte sich: Nimm sie. Steck sie in deine Tasche.

Dann: Nein, leg sie zurück in den Schrank.

Liz tat keins von beidem. Sie ließ die Waffe auf der Kommode liegen, dann ging sie zur Haustür und öffnete sie. Kalter Sprühnebel bedeckte ihr Gesicht.

Sie wich zurück, als sich die Silhouette der schlanken, jungen Frau näherte. Beth Anne ging durch die Tür und blieb stehen. Nach kurzem Zögern schloss sie die Tür hinter sich.

Liz blieb in der Mitte des Wohnzimmers und presste nervös die Hände zusammen.

Beth Anne schlug die Kapuze ihrer Windjacke zurück und wischte sich den Regen aus dem Gesicht. Das Gesicht der jungen Frau war wettergegerbt, rötlich. Sie trug kein Make-up. Sie war achtundzwanzig, wie Liz einfiel, aber sie sah älter aus. Das Haar trug sie nun kurz, es ließ winzige Ohringe sehen. Aus irgendeinem Grund fragte sich Liz, ob jemand sie dem Mädchen geschenkt oder ob es sie selbst gekauft hatte.

»Hallo, Kleines.«

»Mutter.«

Ein Zögern, dann ein kurzes, humorloses Lachen von Liz.
»Früher hast du mich Mom genannt.«

»Ja?«

»Ja. Erinnerst du dich nicht mehr?«

Ein Kopfschütteln. Liz glaubte aber, dass sie sich sehr wohl erinnerte und es nur nicht zugeben wollte. Sie musterte ihre Tochter sehr sorgfältig.

Beth Anne sah sich in dem kleinen Wohnzimmer um. Ihr Blick fiel auf ein Foto von ihr selbst und ihrem Vater – sie standen auf der Bootsanlegestelle beim Haus der Familie in Michigan.

»Als du angerufen hast, sagtest du, jemand habe dir erzählt, dass ich hier wohne«, erkundigte sich Liz. »Wer war das?«

»Das spielt keine Rolle. Irgendwer einfach. Du wohnst hier seit...« Sie sprach nicht zu Ende.

»... ein paar Jahren. Willst du einen Drink?«

»Nein.«

Liz erinnerte sich, dass sie das Mädchen dabei erwischte hatte, wie es mit sechzehn ein paar Bier stibitzte. Vielleicht hatte Beth Anne weiter getrunken und nun mit einem Alkoholproblem zu kämpfen.

»Dann Tee? Kaffee?«

»Nein.« Kurzes Schweigen.

»Du wusstest, dass ich in den Nordwesten gezogen bin?«, fragte Beth Anne.

»Du hast immer von dieser Gegend gesprochen, dass du weg wolltest von... na ja, dass du aus Michigan raus wolltest. Nachdem du ausgezogen warst, kam dann Post für dich bei mir an. Von jemandem aus Seattle.«

Beth Anne nickte. Hatte sie auch leicht das Gesicht verzogen? Als ärgerte sie sich, weil sie unvorsichtigerweise einen Hinweis auf ihren Aufenthaltsort übersehen hatte? »Und du bist nach Portland gezogen, um in meiner Nähe zu sein?«

Liz lächelte. »Ich denke schon. Ich fing an, nach dir zu suchen, aber dann verließ mich der Mut.« Liz fühlte Tränen in den Augen aufsteigen, während ihre Tochter weiter den Raum inspizierte. Das Haus war klein, sicher, aber Möbel, Elektrogeräte und sonstige Einrichtung waren nur vom Besten – der Lohn für Liz' harte Arbeit in den letzten Jahren. Zwei Empfindungen stritten in der Seele der Frau: Halb hoffte sie, das Mädchen würde versucht sein, die Verbindung zu seiner Mutter wieder aufzunehmen, wenn es sah, wie viel Geld Liz hatte, aber gleichzeitig schämte sie sich für all den Überfluss. Die Kleidung und der billige Modeschmuck ihrer Tochter ließen vermuten, dass sie mit Mühe über die Runden kam.

Das Schweigen war wie Feuer. Es versengte Liz' Haut und Herz.

Beth Anne öffnete die geballte linke Hand, und ihre Mutter bemerkte einen winzigen Verlobungsring und einen schlichten, goldenen Ehering. Die Tränen kullerten ihr nun über die Wangen. »Du bist...?«

Die junge Frau folgte dem Blick ihrer Mutter zum Ring. Sie nickte.

Liz fragte sich, was für ein Mann ihr Schwiegersohn war. War er ein sanfter Typ wie Jim, jemand, der den launischen

Charakter ihrer Tochter ausgleichen konnte? Oder war er hart wie Beth Anne selbst?

»Hast du Kinder?«, fragte Liz.

»Das brauchst du nicht zu wissen.«

»Arbeitest du?«

»Fragst du, ob ich mich geändert habe, Mutter?«

Liz wollte die Antwort auf diese Frage nicht hören und fuhr rasch fort, ihr Anliegen vorzutragen. »Ich habe mir überlegt«, sagte sie, und in ihre Stimme stahl sich Verzweiflung, »dass ich vielleicht nach Seattle hinauf ziehen könnte. Wir könnten uns sehen... vielleicht sogar zusammen arbeiten. Wir könnten Partner sein. Fifty-fifty. Wir hätten viel Spaß. Ich fand immer, wir wären ein großartiges Team. Ich habe immer davon geträumt...«

»Du und ich zusammenarbeiten, Mutter?« Sie schaute in das Nähzimmer, nickte in Richtung der Maschine, der Kleidergestelle. »Das ist nicht meine Welt. Sie war es nie und wird es nie sein. Das hast du nach all den Jahren noch immer nicht begriffen, oder?« Die Worte und der kalte Tonfall beantworteten Liz' Frage eindeutig. Nein, das Mädchen hatte sich kein bisschen verändert.

Ihre Stimme wurde hart. »Wieso bist du dann hier? Was ist der Zweck deines Besuchs?«

»Ich denke, das weißt du, oder?«

»Nein, Beth Anne, ich weiß es *nicht*. Eine Art Psycho-Rache?«

»So könnte man es wohl nennen.« Sie sah sich wieder im Zimmer um. »Gehen wir.«

Liz atmete hastig. »Warum nur? Alles, was wir getan haben, haben wir für dich getan.«

»Ich würde eher sagen, ihr habt es mir *angetan*.« Eine Waffe erschien in der Hand ihrer Tochter, und die schwarze Mündung wies in Liz' Richtung. »Raus hier«, flüsterte Beth Anne.

»Mein Gott! Nein!« Sie unterdrückte einen Aufschrei, als die Erinnerung an die Schießerei in dem Juwelierladen auf sie

einstürmte. Ihr Arm brannte, und Tränen liefen ihr über die Wange.

Sie sah die Pistole auf der Kommode vor sich.

Schlafe, mein Kindchen...

»Ich gehe nirgendwohin«, sagte Liz und wischte sich über die Augen.

»Doch. Raus jetzt.«

»Was willst du tun?«, fragte sie verzweifelt.

»Was ich schon vor langer Zeit hätte tun sollen.«

Liz stützte sich auf einen Stuhl. Ihre Tochter bemerkte die linke Hand der Frau, die sich zum Telefon vortastete.

»Nein!«, bellte das Mädchen. »Bleib vom Telefon weg!«

Liz warf einen hoffnungslosen Blick auf den Hörer und zog dann ihre Hand zurück.

»Komm mit mir.«

»Jetzt. In den Regen?«

Das Mädchen nickte.

»Lass mich eine Jacke holen.«

»Da hängt eine neben der Tür.«

»Die ist nicht warm genug.«

Beth Anne zögerte, als wollte sie sagen, dass es angesichts dessen, was nun passieren würde, keine Rolle spielte, wie warm die Jacke ihrer Mutter war. Doch dann nickte sie. »Aber versuch nicht, zu telefonieren. Ich beobachte dich.«

Liz trat in die Tür zum Nähzimmer und griff nach der blauen Jacke, an der sie gerade gearbeitet hatte. Sie zog sie langsam an, den Blick wie festgenagelt auf dem Zierdeckchen mit der Ausbuchtung der Pistole darunter. Sie lugte ins Wohnzimmer. Ihre Tochter stand vor einem gerahmten Schnappschuss von sich selbst im Alter von elf oder zwölf, auf dem sie neben ihren Eltern zu sehen war.

Liz streckte rasch die Hand aus und nahm die Waffe. Sie hätte sich schnell umdrehen und sie auf ihre Tochter richten können. Ihr zurufen, die eigene Waffe fallen zu lassen.

Mutter, ich weiß, du bist bei mir, die ganze Nacht... Vater, ich weiß, du hörst mich, die ganze Nacht...

Aber was, wenn Beth Anne die Waffe nicht losließ?

Wenn sie auf ihre Mutter anlegte?

Was würde Liz dann tun?

Würde sie ihre Tochter töten können, um ihr eigenes Leben zu retten?

Schlafe, mein Kindchen...

Beth Anne war immer noch abgewandt und betrachtete das Bild. Liz wäre in der Lage, es zu tun – umdrehen, ein schneller Schuss. Sie spürte die Pistole, ihr Gewicht zerrte an dem schmerzenden Arm.

Aber dann seufzte sie.

Die Antwort war Nein. Ein ohrenbetäubend lautes Nein. Sie konnte ihre Tochter niemals verletzen. Was immer als Nächstes da draußen im Regen passieren würde, sie konnte dem Mädchen nichts antun.

Liz legte die Pistole weg und kehrte zu ihrer Tochter zurück.

»Gehen wir«, sagte Beth Anne, steckte ihre eigene Pistole in den Gürtel der Jeans und führte ihre Mutter mit rauem Griff nach draußen. Es war, erkannte Liz, der erste körperliche Kontakt seit mindestens vier Jahren.

Sie blieben auf dem Vorbau stehen, und Liz fuhr zu ihrer Tochter herum. »Wenn du das tust, wirst du es für den Rest deines Lebens bereuen.«

»Nein«, sagte das Mädchen, »ich würde es bereuen, wenn ich es nicht täte.«

Liz spürte, wie sich Regenspritzer unter ihre Tränen mischten. Sie sah ihre Tochter an. Das Gesicht der jungen Frau war ebenfalls gerötet und nass, aber das kam nur vom Regen. Sie vergoss keine einzige Träne. Flüsternd fragte sie: »Was habe ich nur getan, dass du mich so hasst?«

Die Frage blieb unbeantwortet, da die ersten Streifenwagen vor das Haus fuhren, ihre roten und blauen Lichter ließen die dicken Regentropfen wie Feuerwerkskörper am 4. Juli aufblitzen. Ein Mann in den Dreißigern mit einer dunklen Windjacke und einer Dienstmarke um den Hals stieg aus dem vordersten Wagen und ging zum Haus, zwei uniformierte Beamte folgten ihm. Er nickte Beth Anne zu. »Ich bin Dan Heath, Oregon State Police.«

Die junge Frau schüttelte ihm die Hand. »Detective Beth Anne Polemus, Seattle PD.«

»Willkommen in Portland«, sagte er.

Sie zuckte mit den Achseln, nahm die Handschellen, die er ihr hinhielt, und legte sie ihrer Mutter an.

Taub vom kalten Regen – und dem inneren Aufruhr der Begegnung – hörte Beth Anne, wie Heath verkündete: »Elizabeth Polemus, ich verhafte Sie wegen Mordes, versuchten Mordes, Körperverletzung, bewaffneten Raubs und Hehlerei.« Er las ihr ihre Rechte vor und erklärte, dass man sie in Oregon wegen hier begangener Straftaten anklagen würde, sie habe jedoch einen Auslieferungsbefehl nach Michigan zu erwarten, wegen einer Reihe gewichtiger Haftbefehle von dort, darunter einer wegen Mordes.

Beth Anne machte dem jungen Beamten der Oregon State Police, der sie am Flughafen abgeholt hatte, ein Zeichen. Sie hatte keine Zeit für die Formalitäten gehabt, die nötig gewesen wären, damit sie ihre eigene Dienstwaffe in einen anderen Bundesstaat hätte mitnehmen dürfen, deshalb hatte der junge

Mann ihr eine Waffe geliehen. Sie gab sie ihm jetzt zurück und sah zu, wie ihre Mutter durchsucht wurde.

»Kleines«, begann die Frau in weinerlichem, flehendem Ton.

Beth Anne beachtete sie nicht, und Heath nickte dem jungen uniformierten Beamten zu, der Liz Polemus daraufhin zu einem Streifenwagen führen wollte. Doch Beth Anne hielt sie auf und rief: »Warten Sie. Filzt sie gründlicher.«

Der uniformierte Polizist blinzelte und musterte die schmale, schwächliche Gefangene, die nicht gefährlicher als ein Kind wirkte. Doch nach einem Kopfnicken von Heath winkte er eine weibliche Beamtin herüber, die sie sachkundig abtastete. Die Frau runzelte die Stirn, als sie bei Liz' Kreuz anlangte. Die Mutter sah ihre Tochter durchdringend an, als die Polizistin die marineblaue Jacke hochhob und eine kleine Tasche zum Vorschein kam, die auf die Innenseite des Kleidungsstücks genäht worden war. Sie enthielt ein kleines Springmesser und einen Dietrich für Handschellen.

»Großer Gott«, flüsterte der Beamte. Er nickte der Polizistin zu, die die Frau noch einmal durchsuchte. Es fanden sich keine weiteren Überraschungen.

»Das ist ein Trick, an den ich mich von früher erinnere«, sagte Beth Anne. »Sie nähte immer Geheimtaschen in ihre Sachen. Für Ladendiebstähle, und um Waffen zu verstecken.« Die junge Frau lachte kalt. »Nähen und Raub, das sind ihre Talente.« Das Lächeln verschwand. »Und Töten natürlich.«

»Wie konntest du das deiner Mutter antun?«, fauchte Liz böse. »Du Judas.«

Beth Anne sah teilnahmslos zu, wie die Frau zum Streifenwagen geführt wurde.

Heath und Beth Anne betraten das Wohnzimmer des Hauses. Die Polizeibeamtin blickte erneut über die gestohlenen Güter im Wert von Hunderttausenden von Dollar, die den Bungalow füllten, während Heath sagte: »Danke, Detective.

Ich weiß, das war nicht leicht für Sie. Aber wir wollten sie unbedingt schnappen, ohne dass jemand zu Schaden kommt.«

Die Festnahme von Liz Polemus hätte in der Tat in einem Blutbad enden können. Es war schon passiert. Vor mehreren Jahren, als Beth Annes Mutter und ihr Geliebter Brad Selbst einen Juwelierladen in Ann Arbor überfallen wollten, war Liz vom Wachmann überrascht worden. Er hatte ihr in den Arm geschossen. Das hatte sie aber nicht davon abgehalten, die Pistole in die andere Hand zu nehmen und den Mann sowie einen Kunden zu töten und später noch einen der herbeigeeilten Polizisten zu erschießen. Sie war entkommen, hatte Michigan verlassen und war nach Portland gezogen, wo sie und Brad ihre Tätigkeit wieder aufnahmen. Die beiden waren bei dem geblieben, was sie besonders gut konnten – Schmuckkläden und Boutiquen mit Designerkleidung zu überfallen. Liz nutzte ihre Fertigkeiten als Näherin, um Letztere zu ändern und dann an Hehler in anderen Bundesstaaten zu verkaufen.

Ein Informant hatte der Oregon State Police verraten, dass Liz Polemus hinter einer Serie von Raubüberfällen der letzten Zeit im Nordwesten steckte und unter einem falschen Namen hier in einem Bungalow wohnte. Die Detectives der OSP, die den Fall bearbeiteten, hatten erfahren, dass Liz' Tochter eine Kollegin bei der Polizei von Seattle war, und Beth Anne per Hubschrauber zum Flughafen von Portland gebracht. Sie war allein hier herausgefahren, um ihre Mutter zu einer friedlichen Kapitulation zu bringen.

»Sie stand in zwei Bundesstaaten auf der Liste der zehn meistgesuchten Verbrecher. Und ich habe gehört, dass sie sich in Kalifornien ebenfalls schon einen Namen gemacht hat. Wenn man sich das vorstellt – die eigene Mutter...« Heath brach ab, da er fürchtete, seine Bemerkung könnte taktlos sein.

Aber Beth Anne kümmerte es nicht. »Das war meine Kindheit«, grübelte sie. »Bewaffneter Raub, Einbruch, Geldwäsche... Mein Vater besaß ein Lagerhaus, wo er das Zeug an

Hehler verkaufte. Das Lagerhaus war ihre Tarnung – er hatte es von seinem Vater geerbt. Der, nebenbei bemerkt, ebenfalls in der Branche war.«

»Ihr *Großvater*?«

Sie nickte. »Dieses Lagerhaus... ich sehe es noch deutlich vor mir. Ich rieche es, spüre die Kälte. Dabei war ich nur einmal dort, ich muss etwa acht gewesen sein. Es war voller gestohlener Waren. Mein Vater ließ mich ein paar Minuten allein im Büro, und ich spähte aus der Tür und sah, wie er und einer seiner Kumpel diesen Kerl halbtot prügeln.«

»Klingt nicht, als hätten sie versucht, irgendetwas groß vor Ihnen geheim zu halten.«

»Geheim? Herrgott nein, sie taten alles, um mich in ihr Geschäft hineinzuziehen. Mein Vater hatte diese ›besonderen Spiele‹, wie er sie nannte. Ich sollte in die Häuser von Freunden gehen und auskundschaften, ob sie Wertsachen besaßen und, wenn ja, wo. Oder in der Schule nach Fernsehern und Videorekordern Ausschau halten und ihm Bescheid geben, wo sie aufbewahrt wurden und welche Schlösser es an den Türen gab.«

Heath schüttelte verwundert den Kopf. »Aber Sie selbst kamen nie mit dem Gesetz in Konflikt?«

Sie lachte. »Doch, einmal – ich wurde wegen Ladendiebstahls geschnappt.«

Heath nickte. »Ich hab mal eine Schachtel Zigaretten geklaut, als ich vierzehn war. Ich spür den Gürtel meines Vaters auf meinem Hintern noch heute.«

»Nein, nein«, sagte Beth Anne. »Ich wurde geschnappt, als ich ein paar Sachen *zurückbringen* wollte, die meine Mutter gestohlen hatte.«

»Wie bitte?«

»Sie hatte mich als Tarnung mit in den Laden genommen. Mutter und Tochter sind unverdächtiger als eine Frau allein, Sie verstehen. Ich habe gesehen, wie sie ein paar Uhren und ein Halsband einsteckte. Daheim packte ich die Ware dann in

eine Tüte und brachte sie zum Laden zurück. Der Kaufhausdetektiv hat mich entdeckt – ich sah wahrscheinlich sehr schuldbewusst aus – und mich festgenagelt, bevor ich etwas zurücklegen konnte. Ich musste die Sache ausbaden. Ich meine, ich konnte meine Eltern ja nicht verpetzen, oder...? Meine Mutter war so wütend... Die beiden konnten sich ehrlich nicht erklären, wieso ich nicht in ihre Fußstapfen treten wollte.«

»Sie sollten zu einem Psychologen oder so jemandem gehen.«

»War ich. Bin ich immer noch.«

Sie nickte, während Erinnerungen zurückfluteten. »Seit ich dreizehn, vierzehn war, versuchte ich, möglichst wenig zu Hause zu sein. Ich nahm an allen Nachmittagsangeboten der Schule teil. Machte an den Wochenenden freiwillig Dienst im Krankenhaus. Meine Freunde halfen mir. Sie waren einfach toll... Ich habe sie wahrscheinlich ausgesucht, weil sie um hundertachtzig Grad anders waren als die kriminellen Spezies meiner Eltern. Ich hing mit dem Debattierclub herum, mit den Lateinern, mit jedem, der anständig und normal war. Ich war keine großartige Schülerin, aber ich verbrachte so viel Zeit in der Bibliothek oder lernte bei Freunden, dass ich ein Vollstipendium bekam und es durchs College schaffte.«

»Wo waren Sie?«

»Ann Arbor. Strafrechtspflege. Ich machte das Examen für den öffentlichen Dienst und bekam eine Stelle bei der Polizei von Detroit. Hab dort eine Weile gearbeitet. Drogen, hauptsächlich. Dann bin ich hierher gezogen und zur Polizei von Seattle gegangen.«

»Und Sie haben Ihre goldenen Schulterklappen. Sie sind schnell Detective geworden.« Heath blickte sich um. »Sie hat hier allein gewohnt? Wo ist Ihr Vater?«

»Tot«, sagte Beth Anne nüchtern. »Sie hat ihn umgebracht.«

»Was?«

»Warten Sie, bis Sie den Auslieferungsbefehl aus Michigan lesen. Damals wusste es natürlich niemand. Im Bericht des Coroners ist von einem Unfall die Rede. Aber vor ein paar Monaten hat dieser Kerl in einem Gefängnis in Michigan gestanden, dass er ihr geholfen hat. Mutter hatte herausgefunden, dass mein Vater Geld aus ihren Unternehmungen heimlich für sich behielt und es mit einer Freundin ausgab. Sie heuerte diesen Typen an, damit er ihn tötete und es aussehen ließ, als wäre er bei einem Unfall ertrunken.«

»Das tut mir leid, Detective.«

Beth Anne zuckte die Achseln. »Ich habe mich immer gefragt, ob ich ihnen vergeben könnte. Ich weiß noch, einmal, als ich noch im Drogendezernat in Detroit arbeitete, da hatte ich gerade eine große Razzia draußen auf der Sixth Mile geleitet. Eine Menge Stoff konfisziert. Ich war auf dem Weg, das Zeug in die Asservatenkammer im Revier zu bringen, als ich plötzlich bemerkte, dass ich an dem Friedhof vorbeifuhr, auf dem mein Vater begraben lag. Ich war nie dort gewesen. Ich hielt an, ging zum Grab und versuchte, ihm zu vergeben. Aber ich konnte es nicht. Damals wurde mir klar, dass ich es nie können würde – weder ihm noch meiner Mutter. Und ich beschloss, dass ich Michigan verlassen musste.«

»Hat Ihre Mutter noch einmal geheiratet?«

»Sie hat sich vor ein paar Jahren mit Selbit zusammengesetzt, aber sie hat ihn nie geheiratet. Haben Sie ihn schon geschnappt?«

»Nein. Er muss irgendwo hier sein, aber er ist abgetaucht.«

Beth Anne nickte in Richtung Telefon. »Mutter hat vorhin versucht, nach dem Telefon zu greifen. Vielleicht wollte sie ihn warnen. Ich würde die Verbindungen überprüfen, das könnte Sie zu ihm führen.«

»Gute Idee, Detective. Ich lasse mir heute noch einen richterlichen Beschluss geben.«

Beth Anne starrte in den Regen hinaus, in die Richtung, wo der Einsatzwagen mit ihrer Mutter vor ein paar Minuten ver-

schwunden war. »Das Verrückte dabei war, dass sie überzeugt war, richtig zu handeln, wenn sie mich in ihre kriminellen Geschäfte zu ziehen versuchte. Kriminell zu sein war ihre Natur; sie dachte, es wäre auch meine. Sie und Dad waren von Geburt an schlecht. Sie konnten sich nicht vorstellen, wieso ich gut zur Welt kam und mich nicht ändern wollte.«

»Haben Sie Familie?«, fragte Heath.

»Mein Mann ist Sergeant beim Dezernat für Jugendkriminalität.« Dann lächelte Beth Anne. »Und wir erwarten unser erstes Kind.«

»Hey, wie schön.«

»Ich arbeite noch bis Juni. Dann nehme ich mir ein paar Jahre Auszeit, um nur Mutter zu sein.« Sie fühlte das Bedürfnis, anzufügen: »Denn Kinder kommen vor allem anderen.« Aber unter den gegebenen Umständen musste sie sich wohl nicht genauer erklären.

»Die Spurensicherung wird das Haus versiegeln«, sagte Heath. »Aber wenn Sie sich noch umsehen wollen, können Sie es gern tun. Vielleicht gibt es Bilder oder etwas, das Sie haben wollen. Niemand hätte etwas dagegen, wenn Sie ein paar persönliche Dinge mitnehmen.«

Beth Anne tippte sich an den Kopf. »Ich habe mehr Erinnerungstücke da drin, als ich brauchen kann.«

»Verstehe.«

Sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke zu und streifte sich die Kapuze über. Dann lachte sie noch einmal auf.

Heath sah sie fragend an.

»Wissen Sie, was meine früheste Erinnerung ist?«, fragte sie.

»Was?«

»Es war in der Küche des ersten Hauses meiner Eltern außerhalb von Detroit. Ich saß am Tisch, ich muss drei gewesen sein. Meine Mutter hat mir vorgesungen.«

»Gesungen? Wie eine richtige Mutter?«

»Ich weiß nicht, was für ein Lied es war. Ich erinnere mich nur, dass sie gesungen hat, um mich abzulenken. Damit ich nicht mit den Sachen spielte, mit denen sie am Tisch arbeitete.«

»Was tat sie – nähen?« Heath wies mit einem Kopfnicken zu dem Raum, der eine Nähmaschine und Gestelle mit gestohlener Kleidung enthielt.

»Nein«, antwortete Beth Anne. »Sie füllte Munition nach.«

»Im Ernst?«

Sie nickte. »Als ich älter war, begriff ich, was sie da immer machte. Meine Eltern hatten damals nicht viel Geld, und sie kauften leere Patronenhülsen auf Waffenmärkten und füllten sie neu. Ich weiß nur noch, dass die Kugeln glänzten und ich damit spielen wollte. Sie sagte, wenn ich sie nicht anrühre, singt sie mir etwas vor.«

Diese Geschichte brachte die Unterhaltung zum Stillstand. Die beiden Beamten lauschten dem Regen, der aufs Dach fiel.

Von Geburt an schlecht...

»Also gut«, sagte Beth Anne schließlich. »Ich mache mich auf den Heimweg.«

Heath brachte sie nach draußen, und sie verabschiedeten sich. Beth Anne ließ den Mietwagen an und fuhr über den morastigen, kurvenreichen Weg in Richtung Staatsstraße.

Plötzlich tauchte von irgendwoher aus den Tiefen ihrer Erinnerung eine Melodie auf. Sie sumnte ein paar Takte laut mit, brachte sie aber nicht unter. Die Melodie löste eine nicht greifbare Beunruhigung aus. Deshalb schaltete sie das Radio an und fand einen Hitsender aus Portland. Sie drehte die Lautstärke auf und hämmerte zum Takt der Musik auf das Lenkrad, während sie nach Norden in Richtung Flughafen fuhr.

Die Vernehmung

»Er ist im letzten Raum.«

Der Mann nickte dem Sergeant zu und ging weiter den langen Korridor mit dem Gitterboden entlang. Die Wände waren

aus gelbem Löschbeton, aber der Flur erinnerte ihn an ein von Ziegeln und Ruß geprägtes altes englisches Gefängnis.

Als er sich dem Raum näherte, hörte er irgendwo in der Nähe eine Glocke, ein zartes Läuten. Er kam regelmäßig hierher, aber in diesem Teil des Gebäudes war er seit Monaten nicht gewesen. Das Geräusch war ihm nicht vertraut, und trotz des fröhlichen Geklingels fand er es merkwürdig beunruhigend.

Er hatte die halbe Länge des Korridors zurückgelegt, als ihm der Sergeant nachrief. »Captain?«

Er drehte sich um.

»Das war gute Arbeit von euch. Dass Sie ihn geschnappt haben, meine ich.«

Boyle, der einen dicken Aktenordner unter dem Arm trug, nickte und setzte seinen Weg durch den fensterlosen Korridor zu Raum I-7 fort.

Durch das quadratische Fenster sah er einen gutmütig wirkenden Mann von etwa vierzig, nicht groß, nicht klein, dichtes Haar, grau durchsetzt. Die belustigt schauenden Augen hielt er auf die Wand gerichtet, die ebenfalls aus Löschbeton war. Seine Füße steckten in Slippers und waren mit einer Kette gefesselt, die Hände ebenfalls, die silbrigen Glieder waren durch einen Ring um die Hüfte geschlungen.

Boyle sperrte die Tür auf und öffnete sie. Der Mann grinste und musterte den Detective von Kopf bis Fuß.

»Guten Tag, James«, sagte Boyle.

»Sie sind das also.«

Boyle jagte seit neunzehn Jahren Mörder und brachte sie hinter Schloss und Riegel. In James Kit Phelans Gesicht sah er, was er zu diesem Zeitpunkt bei Männern und Frauen wie ihm immer sah: Überheblichkeit, Zorn, Stolz, Angst.

Das schmale Gesicht mit dem ein, zwei Tage alten, grauschwarz gesprenkelten Bartwuchs, die Augen blau wie holländisches Porzellan.

Etwas fehlte jedoch, stellte Boyle fest. Was war es? Ja, richtig: Hinter den Augen der meisten Gefangenen schimmerte Verwirrung durch. Davon war bei James Phelan nichts zu sehen.

Der Polizist legte die Akte auf den Tisch. Blätterte sie rasch durch.

»Sie sind derjenige«, murmelte Phelan.

»Ach, mir steht nicht das ganze Verdienst allein zu, James. Eine Menge Leute haben nach Ihnen gesucht.«

»Aber es heißt, sie hätten nicht weitergemacht, wenn Sie ihnen nicht Dampf gemacht hätten. Gab kein' Schlaf für Ihre Leute, soviel ich gehört habe.«

Boyle, Captain und Leiter des Morddezernats, hatte die Soko Granville Park Mord geleitet, die aus fünf Vollzeitmitarbeitern und Dutzenden von teilweise mit dem Fall beschäftigten Beamten bestand (wobei alle anscheinend mindestens zehn, zwölf Stunden am Tag geschuftet hatten). Dennoch hatte Boyle nicht vor Gericht ausgesagt, hatte bis heute nicht mit Phelan gesprochen, hatte ihn nie aus der Nähe gesehen. Er hatte einen sehr gewöhnlich aussehenden Mann erwartet. Boyle war nun überrascht, eine andere Eigenschaft in den blauen Augen zu entdecken. Etwas Unbeschreibbares. Auf den Videos von den Verhören war davon nichts zu sehen gewesen. Was war es nur?

Aber James Phelans Blick wurde sofort wieder rätselhaft, als er Boyles Freizeitkleidung betrachtete. Jeans, Nikes, ein purpurfarbenes Polohemd. Phelan trug einen orangefarbenen Overall.

Jedenfalls, kurz und gut, ich hab sie umgebracht.

»Das ist ein Einweg-Spiegel, oder?«

»Ja.«

»Wer ist auf der anderen Seite?« Er blickte auf den matten Spiegel, ohne auch nur einmal, wie Boyle bemerkte, sein eigenes Spiegelbild anzusehen.

»Manchmal bringen wir Zeugen hierher, damit sie sich unsere Verdächtigen anschauen. Aber jetzt ist keiner da drüben. Wir brauchen niemanden, oder?« Phelan lehnte sich auf dem blauen Fiberglasstuhl zurück. Boyle öffnete sein Notizbuch und holte einen Kugelschreiber hervor. Boyle wog zwanzig Kilo mehr als der Gefangene, das meiste davon Muskeln. Dennoch legte er den Kugelschreiber außer Reichweite des Mannes.

Jedenfalls, kurz und gut...

»Ich suche seit fast einem Monat darum nach, Sie sehen zu dürfen«, sagte Boyle freundlich. »Sie haben einem Treffen bis jetzt nicht zugestimmt.«

Die Urteilsverkündung würde am Montag stattfinden, und nachdem der Richter eines der beiden Urteile, über die er in diesem Augenblick nachdachte, ausgesprochen hatte – lebenslänglich oder Hinrichtung mittels Giftspritze –, würde James Kit Phelan auf Dauer aus der Gastfreundschaft des Countys in die des Staates wechseln.

»Treffen«, wiederholte Phelan. Er schien amüsiert. »Trifft es ›Vernehmung‹ nicht eher? Das haben Sie doch im Sinn, oder?«

»Sie haben gestanden, James. Warum sollte ich Sie vernehmen wollen?«

»Keine Ahnung. Wieso haben Sie – wie oft? – mindestens ein Dutzend Mal meinen Anwalt angerufen, weil Sie mich ›treffen‹ wollten?«

»Nur wegen einiger Punkte, die noch nicht ganz abgeschlossen sind bei dem Fall. Nichts Wichtiges.«

Tatsächlich hielt Boyle seine Aufregung sorgsam verborgen. Er hatte sich schon fast verzweifelt gefragt, ob er jemals Gelegenheit erhalten würde, von Angesicht zu Angesicht mit Phelan zu reden. Je länger die Anfragen des Captains unbeantwortet blieben, desto mehr verstimmt es ihn, dass er nie erfahren würde, was er so unbedingt wissen wollte. Heute war Samstag, und er hatte vor einer Stunde gerade Truthahn-

Sandwichs für ein Picknick mit der Familie eingepackt, als der Anruf von Phelans Anwalt gekommen war. Er hatte Judith und die Kinder vorausgeschickt und war mit hundertfünfzig Sachen zum Bezirksgefängnis gerast.

Nichts Wichtiges...

»Ich wollte Sie bis jetzt nicht sehen«, sagte Phelan langsam, »weil ich dachte, Sie wollen sich vielleicht nur, na ja, an meinem Anblick weiden.«

Boyle schüttelte gutmütig den Kopf. Aber er räumte ein, dass er durchaus Grund zu hämischer Freude gehabt hätte. Wenn einem Mord keine unmittelbare Verhaftung folgte, wurde der Fall zu einer bitteren Sache und nahm einen persönlichen Charakter an. Morddezernatsleiter Boyle gegen den flüchtigen, unbekannten Täter.

Der Wettstreit zwischen den beiden Gegnern hatte in der Boulevardpresse und in der Polizeidirektion getobt und – was wichtiger war – in Boyles Kopf. Hinter Boyles Schreibtisch klebte immer noch eine Titelseite der *Post* an der Wand; von der rechten Seite blickte der dunkelhaarige und dunkelhäutige Boyle finster in die Kamera, auf der linken war ein Phantombild des Polizeizeichners von Anna Devereaux' Mörder zu sehen. Zwischen den Bildern prangte ein fettgedrucktes, schwarzes »vs.«, und das Foto des Detectives war das weitaus furchteinflößendere der beiden.

Boyle dachte an die Pressekonferenz, die er auf den Tag genau sechs Monate nach dem Mord abgehalten hatte, und in der er der Bevölkerung von Granville versprach, auch wenn die Ermittlungen stecken geblieben seien, würden sie die Hoffnung nicht aufgeben, und der Mörder würde gefasst werden. »Dieser Mann wird nicht davonkommen«, hatte Boyle geschlossen. »Es gibt nur ein denkbares Ergebnis in dieser Angelegenheit, und es wird kein Remis sein, sondern ein Schachmatt.« Die Aussage – die einige Monate später zu einer peinlichen Erinnerung an sein Versagen wurde – war endlich doch noch bestätigt geworden. Und in den Schlagzeilen

der Artikel über Phelans Verhaftung hieß es natürlich: SCHACHMATT!

Früher einmal hätte Boyle hochmütig über die Vermutung gespottet, er würde sich an einem gefallenen Gegner weiden wollen. Nun aber war er nachdenklich. Phelan hatte ohne erkennbaren Grund eine wehrlose Frau getötet und sich fast ein Jahr lang dem Zugriff der Polizei entzogen. Es war der schwerste Fall, den Boyle je geleitet hatte, und er war viele Male daran verzweifelt, ob er den Täter finden würde. Aber er hatte gewonnen, bei Gott. Deshalb existierte vielleicht wirklich ein Teil von ihm, der hier war, weil er seine Trophäe begutachten wollte.

... Ich habe sie getötet... Und mehr habe ich nicht zu sagen.

»Ich möchte Ihnen nur ein paar Fragen stellen«, sagte Boyle. »In Ordnung?«

»Darüber reden? Von mir aus. Aber es ist irgendwie langweilig. Ist das nicht die Wahrheit über die Vergangenheit? Dass sie langweilt?«

»Manchmal.«

»Das ist keine sehr gute Antwort. Die Vergangenheit ist langweilig. Punkt. Haben Sie mal auf jemanden geschossen?«

Boyle hatte. Zweimal. Und beide Male tödlich. »Wir sind hier, um über Sie zu reden.«

»Ich bin hier, weil ich erwischt wurde. *Sie* sind hier, um über mich zu reden.«

Phelan lümmelte sich in seinen Sessel. Die Ketten klirrten leise. Es erinnerte Boyle an die Glocke, die er im Korridor gehört hatte.

Er sah auf den Ordner hinab.

»Also, was wollen Sie wissen?«, fragte Phelan.

»Nur eins«, antwortete Boyle und öffnete die abgegriffene Akte. »Warum haben Sie die Frau getötet?«

»Warum?«, wiederholte Phelan langsam. »Tja, alle fragen mich nach dem Motiv. Also ›Motiv‹... das ist ein großes Wort.

Ein Zehn-Dollar-Wort würde mein Vater sagen. Aber ›warum?‹, das trifft die Sache schon eher.«

»Und die Antwort lautet?«

»Warum ist das so wichtig?«

Das war es nicht. Juristisch gesehen. Man muss nur dann ein Motiv feststellen, wenn der Fall vor Gericht geht, oder wenn das Geständnis durch die Beweislage nicht erhärtet oder gestützt wird. Aber man hatte Phelans Fingerabdrücke am Tatort gefunden, und der DNA-Test bestätigte, dass es Phelans Hautpartikel waren, die man unter Anna Devereaux' perfekt rosa lackierten Fingernägeln hervorgekratzt hatte. Der Richter akzeptierte das Geständnis, ohne dass ein Motiv präsentiert wurde, wenngleich selbst er dem Gefangenen nahelegte, er möge freundlicherweise erklären, weshalb er dieses schreckliche Verbrechen begangen habe. Phelan hatte weiter geschwiegen und sich vom Richter den Schuldspruch vorlesen lassen.

»Wir wollen einfach den Bericht abschließen.«

»Den Bericht abschließen. Na, wenn das kein bürokratischer Scheißdreck ist, dann weiß ich auch nicht.«

Tatsächlich wollte Boyle die Antwort aus einem persönlichen Grund wissen, nicht aus einem beruflichen. Damit er nämlich endlich wieder schlafen konnte. Das Rätsel, warum dieser Herumtreiber und Kleinganove die sechsunddreißigjährige Ehefrau und Mutter getötet hatte, war in seinem Kopf wie ein Tumor gewachsen. Er wachte manchmal auf, weil er daran dachte. Allein in der vergangenen Woche, als es so aussah, als würde Boyle ins Hochsicherheitsgefängnis von Katonah gehen, ohne je einem Treffen mit Boyle zugestimmt zu haben, wachte er mehrmals schweißgebadet aus Albträumen über Phelan auf. Die Träume hatten nichts mit dem Mord an Anna Devereaux zu tun; es handelte sich um eine Folge von quälenden Szenen, in denen der Gefangene Boyle etwas zuflüsterte, Worte, die der Detective unbedingt verstehen wollte, was ihm aber nicht gelang.

»Es macht an diesem Punkt weder für Sie noch für uns irgendeinen Unterschied«, sagte Boyle ruhig. »Aber wir wollen es einfach wissen.«

»Wir?«, fragte der Gefangene geziert, und Boyle kam sich vor, als wäre er bei irgendetwas ertappt worden. »Ich nehme an, ihr habt ein paar Theorien.«

»Eigentlich nicht.«

»Nein?«

Phelan schwang die Kette gegen den Tisch und musterte den Captain weiter mit diesem seltsamen Blick. Boyle war nicht wohl in seiner Haut. Gefangene beschimpften ihn ständig. Gelegentlich spuckten sie ihn an, und manche hatten ihn sogar angegriffen. Aber Phelan setzte nur diese merkwürdige Miene auf – was zum Teufel war es? – und erneuerte sein Lächeln. Er fuhr fort, Boyle zu studieren.

»Das ist ein irres Geräusch, oder, Captain? Die Kette. Hey, mögen Sie Horrorfilme?«

»Manche. Nicht die bluttriefenden.«

Drei klirrende Schläge. Phelan lachte. »Wäre ein guter Soundeffekt für einen Stephen-King-Film, finden Sie nicht? Oder Clive Barker. Ketten in der Nacht.«

»Was halten Sie davon, wenn wir die Fakten noch einmal durchgehen? Was passiert ist. Vielleicht hilft es, Ihr Gedächtnis aufzufrischen.«

»Sie meinen, mein Geständnis? Warum nicht? Ich habe es seit der Anhörung noch nicht gesehen.«

»Ich habe das Video nicht dabei. Wie wär's, wenn ich einfach die Abschrift vorlese?«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Am 13. September waren Sie in der Stadt Granville. Sie fuhren ein gestohlenen Motorrad vom Typ Honda Nighthawk.«

»Das ist richtig.«

Boyle senkte den Kopf und las in seinem schönsten Gerichtsbariton aus der Abschrift vor. »Ich fuhr einfach so her-

um und schaute, was es alles gab. Ich hörte, dass da so ein Jahrmarkt oder ein Volksfest oder was stattfand, und ich habe immer die Musik gehört, wenn ich vom Gas ging. Und der bin ich dann zu diesem Park in der Stadtmitte gefolgt.

Es gab Ponyreiten und alle möglichen Imbiss- und Verkaufsstände und so Zeug. Okay, ich habe also das Motorrad geparkt und mir angeschaut, was so los war. Aber es war langweilig, deshalb bin ich an diesem kleinen Fluss entlangspaziert, und nach einem kurzen Stück ging der Weg in den Wald, und ich hab was aufblitzen sehen, weiß oder bunt, ich weiß nicht mehr. Und ich bin näher hin, und da saß diese Frau auf einem Baumstamm und schaute auf den Fluss. Ich erinnerte mich aus der Stadt an sie. Sie hat in einem Wohltätigkeitsladen im Zentrum gearbeitet. Sie wissen schon, wo man Zeug spendet, das sie dann verkaufen, und das Geld geht an ein Krankenhaus oder was. Ich glaube, sie hieß Anne, Annie oder Anna oder so.««

Anna Devereaux ...

»Sie rauchte eine Zigarette, es sah aus, als hätte sie sich davongeschlichen, um eine zu rauchen, als hätte sie allen versprochen, es nicht zu tun, aber sie brauchte einfach eine. Das Erste, was sie tat, als sie mich kommen hörte, war, dass sie die Zigarette auf den Boden fallen ließ und sie austrat. Ohne mich erst anzusehen. Dann hat sie mich angesehen und sah ziemlich erschrocken aus. Ich sagte: ›Hey.« Sie nickte, sagte etwas, was ich nicht verstand, und schaute auf die Uhr, als müsste sie dringend irgendwohin. Klar. Sie ging los, und als sie an mir vorbeikam, schlug ich ihr hart an den Hals, und sie stürzte zu Boden. Dann setzte ich mich auf sie, packte dieses Halstuch, das sie trug, und zog es richtig fest zu, ich drückte, bis sie sich nicht mehr rührte, und dann hörte ich noch nicht auf. Das Tuch fühlte sich gut an um meine Handgelenke. Ich stieg von ihr, fand die Zigarette, sie brannte noch. Sie hatte sie nicht richtig ausgedrückt. Ich rauchte sie zu Ende und ging zum Jahrmarkt zurück. Ich aß eine Schaumrolle. Mit Kirsch-

geschmack. Dann stieg ich auf mein Motorrad und fuhr weiter.

Jedenfalls, kurz und gut, ich habe sie getötet. Ich habe dieses hübsche blaue Halstuch genommen und sie damit erwürgt. Und mehr habe ich nicht zu sagen.««

Boyle hatte ähnliche Worte schon hundertmal gehört. Doch nun spürte er etwas, was er seit Jahren nicht gespürt hatte. Es lief ihm eiskalt über den Rücken.

»War es ungefähr so, James?«

»Ja. Stimmt alles. Jedes Wort.«

»Ich bin das Geständnis mit der Lupe durchgegangen, ich bin Ihre Aussage gegenüber den Detectives durchgegangen, ich habe mir dieses Interview angesehen, Sie wissen schon, das Sie mit dieser Fernsehreporterin gemacht haben...«

»Die war ein Fuchs.«

»Aber Sie haben nie ein Wort über das Motiv gesagt.«

Das Klirren wieder. Die Kette um die Hüfte, die wie ein Pendel gegen das metallene Tischbein schlug.

»Warum haben Sie sie getötet, James?«, flüsterte Boyle.

Phelan schüttelte den Kopf. »Ich... Es ist alles so verschwommen.«

»Sie müssen sich ein paar Gedanken darüber gemacht haben.«

Phelan lachte. »Mann, ich habe mir jede Menge Gedanken darüber gemacht. Ich habe tagelang mit diesem Freund von mir darüber gesprochen.«

»Mit wem? Diesem Motorradkumpel?«

Phelan zuckte die Achseln. »Kann schon sein.«

»Wie hieß er gleich noch?«

Phelan lächelte.

Es war bekannt, dass Phelan zwar generell ein Einzelgänger war, aber einige Freunde in einer wilden Bande hatte. Er war nach Zeugenaussagen vor allem in Gesellschaft eines Motorradrockers gesehen worden, der ihn nach dem Mord an Devereaux auch versteckt hatte. Die Identität des Mannes war

nie ans Licht gekommen. Boyle hätte ihn gern wegen Beihilfe dranbekommen, war aber zu sehr mit der Ergreifung von Phelan selbst beschäftigt gewesen, als dass er noch Zeit für einen Mitschuldigen gehabt hätte.

»Jedenfalls, kurz und gut«, fuhr Phelan fort, »wir beide ließen eine Flasche hin- und hergehen und haben tagelang darüber geredet. Er ist ein harter Hund, versteh'n Sie, er hat zu seiner Zeit einige Leute vermöbelt. Aber es war immer, weil sie ihm in die Quere kamen. Oder wegen Geld. Oder irgendwas in der Art. Er konnte sich nicht erklären, wieso ich einfach hergehe und die Frau umbringe.«

»Und?«

»Wir sind auf keine Antwort gekommen. Ich will damit nur sagen, es ist nicht so, als hätte ich nicht darüber nachgedacht.«

»Sie trinken also ziemlich viel, oder?«

»Ja, aber an dem Tag, an dem ich sie umgebracht habe, hatte ich außer Limonade nichts getrunken.«

»Wie gut kannten Sie sie? Anna Devereaux?«

»Wie gut ich sie *kannte*? Ich kannte sie gar nicht.«

»Ich dachte, Sie sagten, Sie hätten sie gekannt.« Boyle schaute auf das Geständnis hinunter.

»Ich sagte, ich hatte sie schon gesehen. So wie ich den Papst mal im Fernsehen gesehen habe. Oder Julia Roberts im Kino. Und ich hab so viel von Sheri Starr, der Porno-Queen, gesehen, wie man sehen kann. Aber das heißt nicht, dass ich die alle *kenne*.«

»Sie hatte einen Mann und ein Kind.«

»Hab ich gehört.«

Das Klingeln wieder. Es war nicht die Kette. Das Geräusch kam von draußen. Die Glocke, die er gehört hatte, als er in den Korridor mit den Vernehmungsräumen kam. Boyle runzelte die Stirn. Als er Phelan wieder ansah, betrachtete ihn dieser amüsiert. »Das ist der Wagen für die Kaffeepause, Captain. Kommt jeden Vormittag und Nachmittag.«

»Der ist neu.«

»Sie haben ungefähr vor einem Monat damit angefangen. Als sie die Cafeteria dichtgemacht haben.«

Boyle nickte und schaute in sein leeres Notizbuch. »Sie haben davon gesprochen, sich scheiden zu lassen«, sagte er. »Anna und ihr Mann.«

»Wie heißt er?«, fragte Phelan. »Ihr Mann? War das der grauhaarige Typ ganz hinten im Gerichtssaal?«

»Er ist grauhaarig, ja. Er heißt Bob.«

Der Ehemann des Opfers wurde allgemein Robert genannt. Boyle hoffte, dass Phelan irgendwie über die Namensabweichung stolperte und etwas verriet.

»Und Sie glauben also, er hat mich angeheuert, damit ich sie umbringe?«

»Hat er?«

Phelan stöhnte. »Nein.«

Das Tuch fühlte sich gut an um meine Handgelenke...

Robert Devereaux war den ermittelnden Detectives als ein trauernder Ehemann wie aus dem Bilderbuch erschienen. Er hatte einen freiwilligen Lügendetektortest absolviert, und es war unwahrscheinlich, dass er seine Frau wegen einer Versicherungspolice über fünfzigtausend Dollar hätte umbringen lassen. Das gab als Motiv nicht viel her, aber Boyle war entschlossen gewesen, jeder Möglichkeit nachzugehen.

Anna Devereaux. Sechsenddreißig. Beliebt in der Stadt.

Ehefrau und Mutter.

Eine Frau, die es nicht schaffte, mit dem Rauchen aufzuhören.

Ich habe dieses hübsche blaue Halstuch genommen und sie damit erwürgt. Und mehr habe ich nicht zu sagen.

Eine alte Narbe an ihrem Hals – von einem Schnitt, als sie siebzehn gewesen war; sie trug häufig Halstücher, um sie zu verbergen. An dem Tag, an dem sie getötet worden war, im letzten September, war es ein Seidentuch von Christian Dior gewesen, und der Blauton war im Polizeibericht als Aquamarin beschrieben worden.

»Sie war eine gut aussehende Frau, nicht wahr?«, sagte Boyle.

»Ich erinnere mich nicht.«

Die jüngsten Fotos, die beide Männer von Anna Devereaux gesehen hatten, waren beim Prozess vorgelegt worden. Ihre Augen hatten offen gestanden, glasig vom Tod, und ihre Hand mit den langen Nägeln war um Gnade flehend ausgestreckt. Selbst auf diesen Bildern sah man, wie schön sie gewesen war.

»Ich habe nicht mit ihr herumgemacht, falls Sie darauf hinauswollen. Oder es auch nur gewollt.«

Das Profiling hatte keinen Hinweis auf Lustmord ergeben. Phelan zeigte normale heterosexuelle Reaktionen auf Rorschach- und freie Assoziationstests.

»Ich denke nur laut nach, James. Sie gingen also durch den Wald?«

»An dem Tag, an dem ich sie getötet habe? Ich langweilte mich auf dem Jahrmarkt und fing einfach an zu gehen. Schließlich landete ich im Wald.«

»Und da war sie, sie saß da und rauchte.«

»Mhm«, erwiderte Phelan geduldig.

»Was hat sie zu Ihnen gesagt?«

»Ich sagte: ›Hey‹, und sie sagte etwas, das ich nicht verstand.«

»Was ist sonst noch passiert?«

»Nichts. Das war alles.«

»Vielleicht waren Sie wütend, weil Ihnen nicht gefiel, dass sie nur etwas gemurmelt hat.«

»Das war mir egal. Warum sollte mir das etwas ausmachen?«

»Ich habe Sie ein paar Mal sagen hören, was Sie am meisten hassen, ist, wenn man Sie langweilt.«

Phelan blickte auf den Beton. Er schien zu zählen. »Ja. Ich mag es nicht, gelangweilt zu werden.«

»Wie sehr«, fragte Boyle, »hassen Sie es?« Er lachte. »Auf einer Skala von eins bis...«

»Aber man tötet nicht aus Hass. Oh, man denkt daran, Leute zu töten, die man hasst, man redet davon. Aber in Wirklichkeit tötet man nur zwei Arten von Leuten – solche, die man fürchtet, und solche, auf die man wütend ist. Was genau hassen Sie, Detective? Denken Sie einen Moment darüber nach. Bestimmt eine Menge Dinge. Aber Sie würden niemanden deshalb töten, oder?«

»Sie trug Schmuck.«

»Ist das eine Frage?«

»Haben Sie sie beraubt? Und sie getötet, als sie Ihnen ihren Ehe- und Verlobungsring nicht geben wollte?«

»Wenn sie kurz vor der Scheidung stand, warum sollte sie mir ihre Ringe nicht geben?«

Phelan meinte das rein rhetorisch. Um auf den Fehler in Boyles Logik hinzuweisen.

Die Ermittler hatten Raub als Tatmotiv sofort ausgeschlossen. Anna Devereaux' Geldbörse, die zwei Meter von ihrer Leiche entfernt lag, hatte elf Kreditkarten und hundertachtzig Dollar Bargeld enthalten.

Boyle nahm den Ordner zur Hand, las noch ein wenig darin und warf ihn auf den Tisch.

Warum?...

Es schien angemessen, dass das maßgebliche Wort, wenn es um James Kit Phelans Leben ging, eine Frage war. Warum hatte er Anna Devereaux getötet? Warum hatte er die anderen Verbrechen begangen, für die er verhaftet worden war? Viele von ihnen grundlos. Niemals Mord, aber Dutzende von Körperverletzungen. Trunkenheit und Störung der öffentlichen Ordnung. Eine Entführung, die zu schwerer Körperverletzung abgeschwächt wurde. Und wer genau war James Kit Phelan eigentlich? Er hatte nie viel über seine Vergangenheit gesprochen. Selbst der Beitrag in *Current Affair* hatte lediglich zwei frühere Zellengenossen von Phelan für ein Interview vor der

Kamera ausfindig machen können. Keine Verwandten, keine Freunde, keine Ex-Frauen, keine Lehrer oder Chefs.

»Was ich Sie sagen höre, James«, konstatierte Boyle, »ist, dass Sie selbst nicht die leiseste Ahnung haben, warum Sie die Frau getötet haben.«

Phelan presste die Handgelenke zusammen und schwang die Kette so, dass sie wieder gegen den Tisch klirrte. »Vielleicht ist es irgendwas in meinem Kopf«, sagte er nach einigem Nachdenken.

Sie hatten die üblichen Tests mit ihm durchgeführt und nichts sonderlich Erhellendes gefunden. Die Polizeipsychologen schlossen, dass »der Gefangene eine ziemlich starke Tendenz dazu zeigt, klassische asoziale Neigungen auszuleben« – eine Diagnose, auf die Boyle mit der Bemerkung reagiert hatte: »Danke, Doc, sein Strafregister sagt dasselbe. Nur nicht auf Fachchinesisch.«

»Wissen Sie«, fuhr Phelan langsam fort, »manchmal habe ich das Gefühl, irgendetwas in mir gerät außer Kontrolle.« Seine blassen Lider schlossen sich über den blauen Augen, und Boyle stellte sich einen Moment lang vor, der Halbmond aus Haut sei durchsichtig und die Augen würden weiter in den kleinen Raum spähen.

»Wie meinen Sie das, James?« Der Captain fühlte, wie sein Puls sich beschleunigte. Und fragte sich: Sind wir tatsächlich dabei, dem Verbrechen des Jahrzehnts im County auf den Grund zu kommen?

»Zum Teil könnte es mit meiner Familie zu tun haben. In meiner Kindheit ist ein Haufen Scheiße passiert.«

»Wie schlimm war es?«

»Sehr schlimm. Mein Vater war im Knast. Diebstahl, häusliche Gewalt, Trunkenheit und Ruhestörung. Solche Dinge. Er hat mich viel geschlagen. Er und meine Mutter waren zunächst angeblich ein ganz tolles Paar. Sehr verliebt. So hab ich es gehört, aber so sah es für mich nicht aus. Sind Sie verheiratet, Captain?« Phelan blickte auf seine linke Hand. Dort

war kein Ring. Boyle trug nie einen; er hatte es sich zur Regel gemacht, sein Privatleben von der Arbeit zu trennen. »Ja.«

»Seit wann?«

»Zwanzig Jahre.«

»Mann.« Phelan lachte. »'ne lange Zeit.«

»Ich habe Judith kennen gelernt, als ich auf der Polizeiakademie war.«

»Sie waren Ihr ganzes Leben lang Polizist. Ich habe dieses Porträt von Ihnen gelesen.« Er lachte. »In dieser Zeitungsausgabe mit der Schlagzeile, nachdem Sie mich erwischt hatten. ›Schachmatt‹. Das war lustig.« Dann verblasste sein Lächeln. »Wissen Sie, nachdem meine Mutter nicht mehr war, gab es über ein Jahr lang niemanden im Leben meines Vaters. Zum Teil lag es daran, dass er keinen Job lange behielt. Wir sind ständig umgezogen. Wir wohnten in mindestens zwanzig Staaten, locker. In dem Artikel stand, dass Sie den größten Teil Ihres Lebens hier in der Gegend verbracht haben.«

Er öffnet sich, dachte Boyle aufgeregt. Halt ihn bei Laune.

»Ich wohne drei Meilen von hier, in Marymount, seit einundzwanzig Jahren.«

»Da bin ich durchgekommen. Hübscher Ort. Ich habe in vielen Kleinstädten gewohnt. Es war hart. Am schlimmsten war die Schule. Der Neue in der Klasse. Ich wurde immer nach Strich und Faden verprügelt. Hey, das wäre ein Vorteil, wenn man einen Cop als Vater hat. Keiner legt sich mit dir an.«

»Mag sein, aber dafür gibt es ein anderes Problem«, sagte Boyle. »Ich habe den einen oder anderen Feind, wie Sie sich vorstellen können. Deshalb schicken wir die Kinder von einer Schule zur nächsten und versuchen, sie von öffentlichen Schulen ganz fernzuhalten.«

»Sie schicken sie auf Privatschulen?«

»Wir sind katholisch. Sie gehen auf eine kirchliche Privatschule.«

»Die in Granville? Sie sieht wie ein Universitätscampus aus. Muss eine Menge Geld verschlingen. Mann.«

»Nein, sie sind oben in Edgemont. Die ist kleiner, kostet aber immer noch ein hübsches Sümmchen. Hatten Sie je Kinder?«

Phelans Gesicht wurde hart. Sie waren nahe an etwas dran, Boyle spürte es.

»In gewisser Weise.«

Ermutige ihn. Ganz sanft.

»Wie das?«

»Meine Mama starb, als ich zehn war.«

»Das tut mir leid, James.«

»Ich hatte zwei kleine Schwestern. Zwillinge. Sie waren vier Jahre jünger als ich. Ich musste mich ziemlich viel um sie kümmern. Mein Vater, der war, wie gesagt, dauernd unterwegs. Bis ich zwölf war, lernte ich in gewisser Weise, wie es war, Vater zu sein.«

Boyle nickte. Er war sechsunddreißig gewesen, als Jon zur Welt kam. Er war sich immer noch nicht sicher, ob er wusste, was es hieß, Vater zu sein. Als er Phelan das erzählte, lachte der Gefangene. »Wie alt sind Ihre Kinder?«

»Jonathan ist zehn, Alice neun.« Boyle widerstand dem lächerlichen Drang, die Fotos in seiner Brieftasche zu zeigen.

Phelan wurde plötzlich düster. Die Ketten klirrten.

»Sehen Sie, die Zwillinge wollten immer irgendwas von mir. Spielzeug, meine Zeit, meine Aufmerksamkeit, dass ich ihnen beim Lesen helfe – ›was heißt das hier?‹... Großer Gott.«

Boyle bemerkte den Zorn in Phelans Miene. Sprich weiter, drängte er lautlos. Er machte sich keine Notizen, aus Angst, das könnte den Gedankenfluss unterbrechen. Der vielleicht zu dem magischen *Warum* führte.

»Mann, ich bin halb durchgedreht. Und ich musste alles allein machen. Mein Vater hatte ständig eine Verabredung – jedenfalls nannte er es so – oder schlief seinen Rausch aus.«

Er blickte rasch auf. »Himmel, Sie wissen nicht, wovon ich rede, oder?«

Boyle war betroffen über die plötzliche Kälte in der Stimme des Gefangenen.

»Sicher weiß ich das«, sagte der Captain aufrichtig. »Judith arbeitet. Oft muss ich mich dann um die Kinder kümmern. Ich liebe sie und alles – so wie Sie bestimmt Ihre Schwestern liebten – aber, Mann, es ist ganz schön anstrengend.«

Phelan war einen Moment lang in Gedanken woanders. Augen, so glasig wie die von Anna Devereaux. »Ihre Frau arbeitet also? Meine Mama wollte auch immer arbeiten. Aber Vater ließ sie nicht.«

Er nennt seine Mutter »Mama«, aber bei seinem Vater benutzt er den formaleren Ausdruck. Was sagt mir das?

»Sie stritten die ganze Zeit deshalb. Einmal brach er ihr den Unterkiefer, als er sie dabei erwischte, wie sie die Stellenanzeigen durchsah.«

Und als sie an mir vorbeikam, schlug ich ihr hart an den Hals, und sie stürzte zu Boden.

»Was arbeitet Ihre Frau?«, fragte Phelan.

»Sie ist Krankenschwester. Im St. Mary's.«

»Das ist ein guter Job«, sagte Phelan. »Meine Mutter mochte Menschen und half ihnen gern. Sie wäre eine gute Krankenschwester gewesen.« Seine Miene verdüsterte sich wieder. »Wenn ich dran denke, wie oft Vater sie geschlagen hat... Deshalb fing sie an, Tabletten zu nehmen und so Zeug. Und sie hörte nie mehr auf damit. Bis sie starb.« Er beugte sich vor und flüsterte: »Aber wissen Sie, was das Furchtbare dabei ist?« Er wich Boyles Blick aus.

»Was, James? Sagen Sie es mir.«

»Manchmal habe ich das Gefühl... Also, ich geb irgendwie meiner Mutter die Schuld an allem. Wenn sie nicht so wegen einem Job rumgejammert hätte, wenn sie einfach damit zufrieden gewesen wäre, daheim zu bleiben... bei mir und den

Mädchen geblieben wäre, dann hätte Dad sie nicht schlagen müssen.«

Dann setzte ich mich auf sie, packte dieses Halstuch, das sie trug, und zog es richtig fest zu, ich drückte, bis sie sich nicht mehr rührte, und dann hörte ich noch nicht auf.

»Und sie hätte nicht angefangen, zu trinken und diese Tabletten zu nehmen, und sie wäre immer noch da.« Er schluckte. »Ich fühle mich manchmal gut, wenn ich daran denke, wie er sie schlug.«

Das Tuch fühlte sich gut an um meine Handgelenke.

Er stieß die Luft aus den Lungen. »Ist nicht schön, so was zu sagen, oder?«

»Das Leben ist nicht immer schön, James.«

Phelan sah zur Decke und schien die Akustikfliesen zu zählen. »Himmel, ich weiß gar nicht, wieso ich das alles erzähle. Es war... einfach irgendwie da. Was mir so durch den Kopf ging.« Er wollte noch etwas hinzufügen, verstummte aber dann, und Boyle wagte es nicht, seine Gedankenkette zu unterbrechen. Als der Gefangene wieder sprach, klang er fröhlicher. »Unternehmen Sie manchmal was mit Ihrer Familie, Captain? Das war, glaub ich, das Schlimmste von allem. Wir haben verdammt noch mal nie irgendwas zusammen gemacht. Nicht *einmal* in Urlaub gefahren, nicht *einmal* zu einem Footballspiel oder so gegangen.«

»Wenn ich jetzt nicht hier mit Ihnen reden würde, wären wir alle zusammen bei einem Picknick.«

»Ja?«

Boyle fürchtete einen Moment lang, Phelan könnte eifersüchtig auf Boyles Familienleben sein. Aber die Augen des Gefangenen leuchteten. »Das ist schön, Captain. So habe ich mir unsere Familie immer vorgestellt – meine Mama, Vater, wenn er nicht trank, und die Zwillinge. Wie wir einen Ausflug machen, so wie Sie es gerade erzählt haben. Ein Picknick irgendwo in einem Stadtpark, vor dem Orchesterpavillon, Sie wissen schon.«

Und ich habe immer die Musik gehört, wenn ich vom Gas ging. Und ich folgte ihr zu diesem Park in der Stadtmitte.

»Hatten Sie das vor mit Ihrer Familie?«

»Na ja, wir sind mehr von der ungeselligen Sorte«, sagte Boyle lachend. »Wir meiden Menschenmengen. Meine Eltern haben ein kleines Haus nördlich von hier.«

»Ein Einfamilienhaus?«, fragte Phelan bedächtig und stellte es sich vielleicht vor.

»Am Taconic Lake. Da fahren wir normalerweise hin.«

Der Gefangene verstummte für eine Weile. »Wissen Sie, Captain, ich habe so eine verrückte Vorstellung«, sagte er schließlich, und seine Augen zählten die Betonblöcke. »Wir haben alle dieses ganze Wissen in unserem Kopf. Alles, was die Menschen je wussten. Oder in der Zukunft wissen werden. Zum Beispiel, wie man ein Mastodon tötet, ein atomgetriebenes Raumschiff baut oder in einer anderen Sprache spricht. Es ist alles da, im Kopf von allen Menschen. Sie müssen es nur finden.«

Was will er damit sagen?, fragte sich Boyle. Dass ich weiß, warum er es getan hat?

»Und man findet dieses ganze Zeug, indem man sehr still sitzt, und dann kommt der Gedanke. Peng, und er ist einfach da. Passiert Ihnen das manchmal?«

Boyle wusste nicht, was er sagen sollte. Aber Phelan schien gar keine Antwort zu erwarten.

Draußen im Korridor näherten sich Schritte und entfernten sich wieder.

Jedenfalls, kurz und gut, ich hab sie getötet. Ich nahm dieses hübsche blaue Halstuch...

Phelan seufzte. »Es ist nicht so, als hätte ich euch allen etwas verschweigen wollen. Ich kann euch nur wirklich die Antworten nicht geben, die ihr hören wollt.«

Boyle schloss das Notizbuch. »Ist schon in Ordnung, James. Sie haben mir eine Menge erzählt. Ich weiß es zu schätzen.«

Ich habe dieses hübsche blaue Halstuch genommen und sie damit erwürgt. Und mehr habe ich nicht zu sagen.

»Ich hab's«, verkündete Boyle am Münztelefon. Er stand in dem schlecht beleuchteten Flur vor der Cafeteria des Gerichtsgebäudes, wo er mit einigen der anderen Beamten aus dem Phelan-Team gerade einen Lunch zur Feier des Tages eingenommen hatte.

»Jawohl!«, drang die begeisterte Stimme des Bezirksstaatsanwalts aus dem Telefon. Die meisten leitenden Strafverfolger hatten gewusst, dass Boyle die letzte Vernehmung von James Phelan vornehmen würde, und gespannt auf die Beantwortung der Frage gewartet, warum er Anna Devereaux getötet hatte. Es war zu *der* Frage schlechthin in der Dienststelle der Bezirksstaatsanwaltschaft geworden. Boyle hatte sogar das Gerücht gehört, einige Leute würden eine makabre Wette organisieren und hohe Summen auf die richtige Antwort setzen.

»Es ist kompliziert«, fuhr Boyle fort. »Ich glaube, es war so, dass wir ihn einfach nicht ausreichend psychologisch getestet haben. Es hat mit dem Tod seiner Mutter zu tun.«

»Phelans Mutter?«

»Ja. Er hat einen Tick, was Familie angeht. Er ist wütend, weil ihn seine Mutter verließ, indem sie starb, als er zehn war, und er musste seine Schwestern großziehen.«

»Wie bitte?«

»Ich weiß, es klingt nach Psychogeschwätz. Aber es passt alles. Rufen Sie Dr. Hirschhorn an. Lassen Sie ihn...«

»Boyle, Phelans Eltern leben noch. Beide.«

Schweigen.

»Boyle? Sind Sie noch da?«

Nach einem Moment: »Fahren Sie fort.«

»Und er war ein Einzelkind. Er hatte keine Schwestern.«

Boyle drückte geistesabwesend den Daumen auf die Chromtastatur des Fernsprechers und hinterließ ein Muster breiter Fingerabdrücke auf dem kalten Metall.

»Und seine Eltern... Sie haben sich schwer verschuldet, um Ärzte und Anwälte zu bezahlen, die ihm helfen sollten. Das sind Heilige... Captain? Sind Sie noch da?«

Warum log Phelan? War das alles nur ein großer Witz? Er ging die Ereignisse im Geist noch einmal durch. Ich ersuche ein Dutzend Mal um ein Treffen. Er lehnt bis unmittelbar vor der Urteilsverkündung ab. Dann stimmt er zu. Aber wieso?

Warum?...

Boyle schoss plötzlich in die Höhe, seine kräftige Schulter rammte die Wand der Telefonbox.

Verzweifelt legte er die linke Hand an die Wange und schloss die Augen, als ihm klar wurde, dass er Phelan gerade die Namen sämtlicher Mitglieder seiner Familie verraten hatte. Wo Judith arbeitete, wo die Kinder zur Schule gingen.

Großer Gott, er hat ihm gesagt, wo sie im Augenblick waren! Allein am Taconic Lake.

Der Captain starrte sein verzerrtes Spiegelbild im Chromgehäuse des Telefons an und begriff die Ungeheuerlichkeit dessen, was er getan hatte. Phelan musste das Ganze seit Monaten geplant haben. Deshalb hatte er nichts über das Motiv herausgerückt: Um Boyle mit hineinzuziehen, um den Captain selbst begierig auf ein Gespräch zu machen, damit er *ihm* Informationen entlocken und die Botschaft übermitteln konnte, dass seine Familie in Gefahr war.

Halt, beruhige dich. Er ist eingesperrt. Er kann niemandem etwas tun. Er kommt nicht raus ...

O nein...

Boyles Eingeweide wurden zu Eis.

Phelans Freund, der Motorradrocker! Angenommen, er wohnte nicht weit von hier, dann konnte er in dreißig Minuten am Taconic Lake sein.

»Was zum Teufel wird da gespielt, Boyle?«

Die Antwort auf die Frage nach Phelans Motiv für den Mord an Anna Devereaux war bedeutungslos. Die Frage selbst war die letzte Waffe des Mörders – und er setzte sie gegen den Polizisten ein, der ihn wie besessen gejagt hatte.

Warum, warum, warum...

Boyle ließ den Hörer fallen und rannte den Flur entlang zum Gefangenentrakt. »Wo ist Phelan?«, schrie er.

Der Wärter sah den aufgelösten Captain verwundert an. »Da, in der Arrestzelle, Captain. Sie können ihn sehen.«

Boyle schaute durch das Doppelglas auf den Gefangenen, der ruhig auf einer Bank saß.

»Was hat er getan, seit ich weggegangen bin?«

»Gelesen, sonst nichts. Ach ja, und er hat ein paar Mal telefoniert.«

Boyle warf sich über den Schreibtisch und griff nach dem Telefon des Wärters.

»He!«

Er hämmerte die Nummer des Hauses am See in die Tasten. Es begann zu läuten. Dreimal, viermal ...

Und genau in diesem Augenblick sah Phelan Boyle an und lächelte. Er formte ein Wort mit den Lippen. Natürlich konnte es der Captain durch das Panzerglas nicht hören, aber er wusste mit absoluter Sicherheit, was der Mann gerade gesagt hatte: »Schachmatt.«

Boyle ließ den Kopf auf den Hörer sinken und flüsterte wie ein Gebet: »Geh ran, bitte, geh ran.« Das Telefon läutete und läutete.

Angst

»Wohin fahren wir?«, fragte die Frau, als sich der schwarze Audi in hohem Tempo von der Piazza della Stazione in Florenz entfernte. Sie war gerade mit dem Zug aus Mailand eingetroffen.

Antonio schaltete geschmeidig in einen höheren Gang. »Das ist eine Überraschung«, antwortete er.

Marissa legte den Sicherheitsgurt an, während der Wagen in die engen, verwinkelten Straßen eintauchte. Bald hatte sie jede Orientierung verloren. Sie hatte ihre gesamten vierunddreißig Lebensjahre in Mailand gewohnt und kannte nur das Zentrum von Florenz. Antonio andererseits war gebürtiger Florentiner und raste selbstgewiss durch ein unergründliches Gewirr von Straßen und Gassen.

Eine Überraschung? Nun, er hatte den Ort für ihr gemeinsames langes Wochenende aussuchen wollen, und sie war einverstanden gewesen. Also, sagte sie sich, lehn dich zurück, und genieße die Fahrt... Ihre Arbeit war im letzten Monat besonders belastend gewesen; es tat gut, zur Abwechslung jemand anderen die Entscheidungen treffen zu lassen.

Schlank und blond, mit den Gesichtszügen des Nordens, war Marissa Carrefiglio mit Anfang zwanzig als Laufstegmodel tätig gewesen, hatte dann aber begonnen, Mode zu entwerfen, was ihr große Freude machte. Vor drei Jahren jedoch war ihr Bruder aus dem Familienunternehmen ausgestiegen, und sie hatte sich gezwungen gesehen, das Management des Kunst- und Antiquitätenhandels zu übernehmen. Sie war nicht glücklich darüber, aber ihr strenger Vater war kein Mann, der ein Nein akzeptierte.

Eine scharfe Kurve folgte der anderen. Marissa lachte nervös wegen Antonios aggressiver Fahrweise und schaute nicht auf die Straße, während sie ihm von der Zugfahrt erzählte, Neuigkeiten von ihrem Bruder in Amerika berichtete und von den jüngsten Erwerbungen in ihrem Familiengeschäft im Palazzo Brera sprach.

Er seinerseits beschrieb einen neuen Wagen, den er eventuell kaufen wollte, ein Problem mit dem Mieter in einem seiner Anwesen und einen kulinarischen Coup, der ihm gestern gelungen war: weiße Trüffel, die er auf einem Bauernmarkt un-

weit seines Hauses entdeckt und einem unangenehmen Küchenchef vor der Nase weggekauft hatte.

Noch eine scharfe Kurve und ein schneller Gangwechsel. Nur die tief stehende, untergehende Sonne in ihren Augen gab ihr einen Hinweis auf die Richtung, in die sie fuhren.

Sie kannte Antonio noch nicht sehr lange. Sie hatten sich vor einem Monat in Florenz in einer Galerie an der Via Maggio kennen gelernt, an die Marissas Firma gelegentlich Kunst und Antiquitäten lieferte. Sie hatte gerade mehrere Werke gebracht: Wandteppiche aus dem achtzehnten Jahrhundert, aus der berühmten Gobelinsmanufaktur in Frankreich. Nachdem sie aufgehängt waren, wurde Marissa von einem dunklen, mittelalterlichen Wandteppich angezogen, der eine ganze Wand in der Galerie einnahm. Von einem unbekannten Künstler gewebt, zeigte er wunderschöne Engel, die aus dem Himmel herabschwebten, um gegen Bestien zu kämpfen, die durch das Land streiften und Unschuldige angriffen.

Als sie wie hypnotisiert vor der grausamen Szenerie stand, flüsterte eine Stimme: »Eine hübsche Arbeit, aber es gibt erkennbar ein Problem damit.«

Sie blinzelte überrascht und drehte sich zu einem gut aussehenden Mann um, der neben ihr stand. Marissa runzelte die Stirn: »Ein Problem?«

Sein Blick blieb auf den Wandteppich gerichtet. »Ja«, sagte er. »Der schönste von allen Engeln ist aus der Szene entwischt.« Er drehte sich zu ihr und lächelte. »Und auf dem Boden neben mir gelandet.«

Sie hatte über die offensichtliche Anmache gelacht. Aber er hatte sie mit so viel zurückhaltendem Charme vorgebracht, dass sie ihre erste Reaktion – ihn einfach stehen zu lassen – schnell aufgab. Sie begannen eine Unterhaltung über Kunst und setzten sie eine halbe Stunde später bei Prosecco und Käse fort.

Antonio war muskulös und schlank, mit dichtem, dunklem Haar und braunen Augen, immer bereit zu lächeln. Er war in der Computerbranche tätig. Sie verstand nicht genau, was er machte – es hatte mit Netzwerken zu tun –, aber er musste erfolgreich sein. Er war wohlhabend und schien über eine Menge freie Zeit zu verfügen.

Die beiden hatten viel gemeinsam, wie sich herausstellte. Sie hatten beide im Piemont studiert, ausgiebige Reisen durch Frankreich unternommen und teilten ein Interesse für Mode (während sie allerdings gern welche entwarf, zog er es vor, sie zu tragen). Er war ein Jahr jünger als sie und nie verheiratet gewesen (sie war geschieden), und bei beiden lebte nur noch ein Elternteil. Marissas Mutter war vor zehn Jahren gestorben, Antonios Vater vor fünf.

Es fiel ihr leicht, mit ihm zu reden. An jenem ersten Abend ihrer Bekanntschaft hatte sie ausführlich aus ihrem Leben erzählt – über ihren dominanten Vater geklagt, wie sehr sie es bedauerte, dass sie die Modewelt für eine langweilige Tätigkeit aufgeben musste, von ihrem Ex-Mann, dem sie gelegentlich Geld lieh, das er nie zurückzahlte. Als ihr bewusst geworden war, wie launisch und unzufrieden sie klang, hatte sie sich errötend entschuldigt. Es hatte ihm jedoch überhaupt nichts ausgemacht; er genoss es, ihr zuzuhören, gestand er ihr. Was für ein Unterschied zu den meisten Männern, mit denen sie ausging und die sich nur auf ihr Aussehen konzentrierten – und auf sich selbst.

Sie waren am Arno spazieren gegangen und dann über die Ponte Vecchio geschlendert, wo ein Junge ihm Rosen für »seine Frau« verkaufen wollte. Stattdessen hatte er ihr ein Touristensouvenir gekauft: einen Giftring von Lucrezia Borgia. Sie hatte heftig gelacht und ihn auf die Wange geküsst.

In der Woche darauf besuchte er sie im Navigli in Mailand; danach hatte sie ihn noch zweimal hier in Florenz gesehen, wenn sie geschäftlich in der Stadt war. Dies sollte nun ihr

erster Wochenendausflug werden. Noch waren sie kein Liebespaar, aber Marissa wusste, das würde sich bald ändern.

Auf dem Weg zu ihrem »Überraschungsziel« bog Antonio nun erneut scharf in eine düstere Wohnstraße ein. Das Viertel war heruntergekommen. Marissa war beunruhigt, weil er diese Abkürzung nahm – und umso mehr, als er plötzlich am Randstein anhielt.

Was sollte das?

Er stieg aus. »Ich muss nur rasch etwas erledigen. Bin gleich zurück.« Er zögerte. »Vielleicht solltest du lieber die Türen verriegeln.« Er ging zu einem baufälligen Haus, sah sich um und trat ein, ohne anzuklopfen. Marissa bemerkte, dass er die Wagenschlüssel mitgenommen hatte, und fühlte sich wie in der Falle. Sie fuhr gern Auto – sie hatte einen silbernen Maserati -, und die Beifahrerrolle behagte ihr nicht. Sie beschloss, seinem Rat zu folgen, und überprüfte, ob die Türen versperrt waren. Als sie auf der Fahrerseite nachschaute, sah sie zwei Jungen, Zwillinge, etwa zehn Jahre alt, reglos auf der anderen Straßenseite stehen. Sie sahen sie an, ohne zu lächeln. Einer flüsterte etwas. Der andere nickte ernst. Sie schauderte bei dem beunruhigenden Anblick.

Als sie sich dann wieder umdrehte, stockte ihr vor Schreck der Atem. Das toteschädelartige Gesicht einer alten Frau starrte durch das Beifahrerfenster des Audi, vielleicht dreißig Zentimeter entfernt von ihr. Die Frau musste krank und dem Tod nahe sein.

Durch das halb offene Fenster fragte Marissa: »Kann ich Ihnen helfen?«

Die knochendürre Frau trug schmutzige, zerrissene Kleidung. Sie schwankte unsicher auf ihren Füßen. Die gelben Augen blickten rasch über die Schulter, als hätte sie Angst, gesehen zu werden. Dann betrachtete sie das Auto, das sie anscheinend kannte.

»Kennen Sie Antonio?«, fragte Marissa und beruhigte sich allmählich.

»Ich bin Olga. Ich bin die Königin der Via Magdalena. Ich kenne jeden...« Ein Stirnrunzeln. »Ich wollte Ihnen mein Beileid aussprechen.«

»Wozu?«

»Na, zum Tod Ihrer Schwester natürlich.«

»Meiner Schwester? Ich habe keine Schwester.«

»Sie sind nicht Lucias Schwester?«

»Ich kenne keine Lucia.«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Aber Sie sehen ihr so ähnlich.«

Marissa ertrug es kaum, in die feuchten, gelbsüchtigen Augen der Frau zu blicken.

»Entschuldigen Sie, dass ich Sie gestört habe«, sagte Olga und wandte sich ab.

»Warten Sie«, rief Marissa. »Wer war sie, diese Lucia?«

Die Frau hielt inne. Dann beugte sie sich zum Fenster hinunter und flüsterte: »Eine Künstlerin. Sie fertigte Puppen. Aber ich rede nicht von Spielzeug. Es waren Kunstwerke. Sie machte sie aus Porzellan. Die Frau war eine Zauberin. Es war, als könnte sie menschliche Seelen einfangen und in ihre Puppen verpflanzen.«

»Und sie ist gestorben?«

»Letztes Jahr, ja.«

»Woher kannten Sie sie?«

Olga warf noch einen Blick auf das Gebäude, in das Antonio gegangen war. »Verzeihen Sie, wenn ich Sie gestört habe. Ich habe mich geirrt, wie es scheint.« Dann humpelte sie fort.

Einen Augenblick später kam Antonio mit einer kleinen, grauen Papiertüte zurück und legte sie auf den Rücksitz. Er sagte nichts über das, was er zu erledigen gehabt hatte, außer dass er sich entschuldigte, weil es länger als geplant gedauert habe. Als er sich in den Fahrersitz fallen ließ, sah Marissa an ihm vorbei auf die andere Straßenseite. Die Zwillinge waren verschwunden.

Antonio legte den Gang ein, und sie brausten los. Marissa fragte ihn nach der alten Frau. Er blinzelte überrascht. Nach kurzem Zögern lachte er. »Ach, Olga... die ist verrückt. Nicht ganz richtig im Kopf.«

»Kennst du eine Lucia?«

Antonio schüttelte den Kopf. »Hat sie das behauptet?«

»Nein, aber... Es kam mir vor, als würde sie mir von ihr erzählen, weil sie dein Auto erkannt hat.«

»Also, wie gesagt, sie ist verrückt.«

Antonio verstummte und fuhr auf gewundenen Wegen aus der Stadt hinaus, bis sie schließlich auf die A 7 kamen. Dann bog er nach Süden auf die SS 222 ab, die berühmte Straße durch das Chianti, die Weinbauregion zwischen Florenz und Siena.

Marissa hielt sich an dem Griff über der Tür des Wagens fest, während sie durch Strada rasten, an dem zauberhaften Castello di Uzzano vorbei, dann durch Greve und in die kargere Region südlich von Panzano. Die Landschaft war wunderschön hier – aber sie hatte etwas Unheimliches an sich. Nicht allzu weit nördlich hatte das Ungeheuer von Florenz von Ende der Sechziger- bis Mitte der Achtzigerjahre mehr als ein Dutzend Menschen abgeschlachtet, und hier, im Süden, hatten zwei andere Verrückte vor gar nicht langer Zeit mehrere Frauen gefoltert und ermordet. Diese letzteren Mörder waren gefasst worden und saßen in Haft, aber ihre Taten waren besonders grausam gewesen und nicht weit von dort geschehen, wo sie sich gerade befanden. Nun, da Marissa daran gedacht hatte, brachte sie die Morde nicht mehr aus dem Kopf.

Sie wollte Antonio eben bitten, das Radio anzuschalten, als er plötzlich, drei Kilometer von Quercegrossa entfernt, scharf in eine einspurige Sandstraße abbog. Sie fuhren beinahe einen Kilometer, ehe Marissa schließlich mit unsicherer Stimme fragte: »Wo sind wir hier, Antonio? Sag es mir, bitte.«

Er sah in ihr besorgtes Gesicht. Dann lächelte er. »Tut mir leid.« Er streifte das Geheimnisvolle, Düstere ab, das er zur Schau getragen hatte, und war wieder der alte Antonio. »Ich wollte dir kein Unbehagen bereiten, sondern nur eine dramatische Wirkung erzielen. Wir fahren zum Landhaus meiner Familie. Es ist eine alte Mühle. Mein Vater und ich haben sie gemeinsam renoviert. Es ist ein besonderer Ort, und ich wollte ihn dir zeigen.«

Marissa entspannte sich und legte ihm die Hand aufs Bein. »Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht ins Kreuzverhör nehmen... Aber in der Arbeit war zuletzt so viel los... Und meinen Vater zu überreden, dass er mir ein paar Tage freigibt – ach, es war ein Albtraum.«

»Na, jetzt kannst du dich ja erholen.« Er schloss seine Hand um ihre.

Sie ließ das Fenster herunter und atmete die würzige Luft ein. »Es ist hübsch hier draußen.«

»Oh ja, das ist es. Frieden und Ruhe pur. Keine Nachbarn im Umkreis von mehreren Kilometern.«

Sie fuhren noch einmal fünf Minuten und parkten dann. Antonio holte die graue Tüte aus dem windschiefen Haus in Florenz vom Rücksitz und die Koffer sowie eine Tasche voll Lebensmittel aus dem Kofferraum. Sie gingen fünfzig Meter auf einem Pfad durch einen von dornigem Gestrüpp überwucherten Olivenhain, dann nickte er zu einer Fußgängerbrücke über einen schnell fließenden Bach. »Da ist sie.«

Im schwachen Dämmerlicht konnte Marissa das Haus gerade so erkennen. Es war sehr eindrucksvoll, wenngleich weit eher schauerlich als romantisch – eine alte, zwei Stockwerke hohe steinerne Mühle mit kleinen vergitterten Fenstern.

Sie überquerten die Brücke, und Antonio stellte die Koffer an der Eingangstür ab. Er fischte nach dem Schlüssel. Marissa drehte sich um und sah auf den Wasserlauf hinunter. Er war schwarz, floss sehr schnell und schien ziemlich tief zu sein.

Nur ein niedriges Geländer trennte sie von einem senkrechten, sieben Meter tiefen Fall ins Wasser.

Antonios Stimme dicht an ihrem Ohr ließ sie zusammenfahren. Er war hinter sie getreten. »Ich weiß, was du denkst.«

»Was denke ich?«, fragte sie, und ihr Herz schlug schnell.

Er legte den Arm um sie und sagte: »Du denkst an diesen Drang.«

»Drang?«

»Dich hineinzustürzen. Es ist dasselbe, was man empfindet, wenn man auf einer Aussichtsplattform oder am Rand einer Klippe steht – dieses seltsame Verlangen, einen Schritt ins Leere zu tun. Grundlos, unlogisch. Aber es ist immer da. Als ob...« – er ließ ihre Schulter los – »... dich nichts mehr davon abhalten würde, zu springen, wenn ich loslasse. Weißt du, was ich meine?«

Marissa zitterte – hauptsächlich, weil sie genau wusste, was er meinte. Aber sie sagte nichts. Um der Unterhaltung eine neue Richtung zu geben, zeigte sie zum anderen Ufer, auf ein kleines, weißes Holzkreuz, das von Blumen umkränzt war. »Was ist das?«

Er kniff die Augen zusammen. »Ach, schon wieder? Das lassen Leute hier, die unbefugt bei uns eindringen. Das passiert oft, es ist sehr ärgerlich.«

»Warum tun sie das?«

Er zögerte. »Ein kleiner Junge ist hier gestorben. Bevor uns die Mühle gehörte... Er wohnte ein Stück die Straße hinauf. Niemand weiß genau, was passiert ist, aber anscheinend hat er mit einem Fußball gespielt, und der ist ihm ins Wasser gerollt. Er fiel hinein, als er ihn herausfischen wollte. Das Wasser fließt sehr schnell, wie du siehst. Er wurde in diesen Abflusskanal dort gesogen und kopfüber eingeklemmt.«

Marissa litt unter Klaustrophobie. Die Vorstellung entsetzte sie.

»Es dauerte eine halbe Stunde, bis er tot war. Jetzt kommen seine Verwandten immer und hinterlassen das Gedenkkreuz.

Sie streiten es jedoch ab. Sie behaupten, die Kreuze und Blumen würden aus dem Nichts auftauchen. Aber natürlich lügen sie.«

Marissas Augen waren auf den dunklen, engen Einlass fixiert, wo das Kind gestorben war. Was für eine schreckliche Art, sein Leben zu beenden.

Antonios laute Stimme ließ sie erneut zusammenzucken. Doch diesmal lachte er. »Jetzt aber genug von den morbiden Geschichten. Lass uns essen!«

Dankbar folgte ihm Marissa ins Gebäude. Sie sah erleichtert, dass es drinnen sehr komfortabel war, richtig gemütlich. Es war hübsch gestrichen, und an den Wänden hingen teure Gemälde und Wandteppiche. Antonio zündete Kerzen an und öffnete eine Flasche Prosecco. Sie tranken auf ihr erstes gemeinsames Wochenende und begannen, das Abendessen zuzubereiten. Marissa zauberte einen Vorspeiseteller aus eingelegtem Gemüse und Schinken, aber hauptsächlich übernahm Antonio das Kochen. Er machte Linguine mit Butter und den weißen Trüffeln als Zwischengericht und Forelle mit Kräutern als Hauptgang. Sie war beeindruckt und beobachtete, wie er mit sicherer Hand schnitt und mischte und quirlte und anrichtete. Sosehr sie sich an seinem Geschick freute, war sie aber auch ein wenig traurig und bedauerte, dass ihre langen Arbeitszeiten im Geschäft sie nicht so viel Zeit in ihrer eigenen Küche verbringen ließen, wie sie gern gehabt hätte, um ihre Freunde zu bekochen.

Marissa setzte sich an den Tisch, während er in den Weinkeller hinunterging und mit einem 1990er Chianti von einem berühmten Weingut in der Nähe zurückkam. Als Weinliebhaberin zog Marissa anerkennend eine Augenbraue hoch und bemerkte, das sei ein wundervoller Jahrgang, schwer zu finden; selbst die Etikette seien Sammlerstücke. »Du musst einen wunderbaren Weinkeller haben. Kann ich ihn sehen?«

Aber als sie in Richtung Tür ging, zog er sie zu und zuckte leicht zusammen. »Ach, da unten ist es so unordentlich. Es ist

mir peinlich. Ich kam noch nicht dazu, aufzuräumen. Später vielleicht.«

»Natürlich«, sagte sie.

Er tischte das Essen auf, und sie genossen ein gemütliches Abendessen bei Kerzenschein; sie sprachen die ganze Zeit. Er erzählte ihr von den verrückten Nachbarn, einem übellaunigen Kater, der sich für den Besitzer des Anwesens hielt, von den Schwierigkeiten, die sein Vater und er gehabt hatten, stilistisch passendes Zubehör bei der Renovierung der Mühle zu finden.

Anschließend trugen sie das Geschirr in die Küche, und Antonio schlug vor, dass sie den Grappa im Wohnzimmer tranken. Er zeigte ihr den Weg. Sie ging in den kleinen, intimen Raum und setzte sich auf die Couch, dann hörte sie die Kellertür quietschen und Antonios Schritte auf der Treppe. Fünf Minuten später kam er mit zwei gefüllten Gläsern zurück. Sie setzten sich nebeneinander und nippten an dem Schnaps. Er kam ihr bitterer vor als die meisten Grappas, die sie bisher getrunken hatte, aber in Anbetracht von Antonios gutem Geschmack war sie überzeugt, dass es sich um ein teures Destillat handelte.

Ihr war warm, behaglich, schwindlig.

Sie ließ sich an seine starke Schulter sinken, hob den Kopf und küsste ihn. Er erwiderte den Kuss leidenschaftlich. Dann flüsterte er: »Da drin ist ein Geschenk für dich.« Er zeigte auf eine Tür, die zu einem Badezimmer gehörte.

»Ein Geschenk?«

»Geh und schau's dir an.«

Sie stand auf, ging ins Bad und fand dort ein antikes, seidenes Festkleid an einem Kleiderbügel. Es war golden, mit winzigen Blümchen darauf und Spitzenbesatz am Saum.

»Er ist wunderschön«, rief sie. Sie war mit sich im Widerstreit. Sollte sie es anziehen? Es wäre eine klare Botschaft an ihn... Wollte sie diese senden oder nicht?

Ja, entschied sie. Sie wollte.

Sie streifte ihre Sachen ab, schlüpfte in das Gewand und kehrte dann ins Wohnzimmer zurück. Er lächelte, nahm ihre Hand und sah ihr in die Augen. »Du bist so wunderschön. Du siehst aus wie... ein Engel.«

In seinen Worten hallte der Spruch von ihrer ersten Begegnung wider. Aber an seinem Tonfall war etwas merkwürdig, als habe er sagen wollen, dass sie ihn an etwas anderes erinnerte, und sich gerade noch korrigiert.

Dann musste sie über sich selbst lachen. Du bist an deinen Vater gewöhnt – analysierst alles, was er sagt, suchst nach Doppeldeutigkeiten und versteckter Kritik. Entspann dich.

Marissa setzte sich wieder neben Antonio. Sie küssten sich leidenschaftlich. Er zog die Klammer aus ihrem Haar und ließ es über ihre Schultern wallen, dann nahm er ihr Gesicht in beide Hände und sah ihr lange in die Augen. Er küsste sie wieder. Sie war ganz benommen von seiner Berührung und vom Alkohol. Als er flüsterte: »Gehen wir ins Schlafzimmer«, nickte sie.

»Es geht da durch.« Er deutete in Richtung Küche. »Ich glaube, neben dem Bett sind ein paar Kerzen. Du könntest sie schon mal anzünden. Ich sperre inzwischen ab.«

Marissa nahm Streichhölzer und ging in die Küche. Sie bemerkte, dass er die Tür zum Weinkeller offen gelassen hatte. Sie warf einen Blick hinunter und konnte einen großen Teil des Raums einsehen. Er war keineswegs unaufgeräumt, wie er gesagt hatte. Tatsächlich war er makellos sauber und sehr ordentlich. Sie hörte, wie Antonio in einem anderen Teil des Hauses ein Fenster oder eine Tür schloss, und schlich aus Neugier halb die Treppe hinab. Sie hielt inne und blickte stirnrunzelnd auf etwas, das unter einem Tisch hervorlugte. Es war ein Fußball, aus dem die Luft halb entwichen war.

Sie erinnerte sich, dass der Junge, der ertrunken war, mit einem Fußball gespielt hatte. War das seiner gewesen?

Marissa ging ganz nach unten, bückte sich und hob den Ball auf. Es war eine besondere Ausführung, die an einen

großen Erfolg das AC Mailand im letzten Jahr erinnerte; das Datum war aufgedruckt. Es konnte also nicht der Ball des toten Jungen sein – Antonio hatte gesagt, dass er ertrunken war, als der Vorbesitzer noch hier wohnte. Doch Antonio gehörte die Mühle seit mindestens fünf Jahren – denn so lange war sein Vater, der ihm beim Renovieren geholfen hatte, schon tot. Es war nur ein merkwürdiger Zufall.

Aber Moment mal... Da sie nun an seinen Bericht über den Vorfall zurückdachte, erinnerte sie sich, dass Antonio gesagt hatte, niemand wisse genau, was passiert sei. Aber wenn das zutraf, woher konnte er dann wissen, dass es eine halbe Stunde gedauert hatte, bis der Junge tot gewesen war?

Furcht begann sich in ihrem Innern auszubreiten. Sie hörte seine knarrenden Schritte irgendwo über ihr, legte den Ball zurück und wandte sich der Treppe zu. Doch dann blieb sie mit stockendem Atem stehen. An einer Steinwand rechts von der Treppe hing ein Foto. Es zeigte Antonio und eine Frau, die Marissa sehr stark ähnelte, das Haar fiel ihr lose über die Schulter. Die beiden trugen Eheringe – obwohl er behauptet hatte, nie verheiratet gewesen zu sein.

Und die Frau trug genau das Kleid, das Marissa jetzt anhatte.

Es konnte nur Lucia sein.

Die letztes Jahr gestorben war.

Mit verblüffender Klarheit begriff Marissa: Antonio hatte seine Frau ermordet. Der Junge mit dem Fußball hatte vielleicht ihre Hilfeschreie gehört oder war Zeuge des Mordes geworden. Antonio war ihm nachgejagt und hatte ihn in den Bach geworfen, wo er in den Abflusskanal gesogen wurde und ertrank, während der wahnsinnige Ehemann zusah, wie er starb.

Mit pochendem Herzen näherte sie sich dem Sideboard unter dem Foto. Dort lag die graue Tüte, die Antonio in Florenz abgeholt hatte, neben der eben geöffneten Grappaflasche. Marissa schaute in die Tüte. Sie enthielt eine halb leere Flasche

mit Barbituraten. Auf dem Sideboard sah sie Pulverspuren von derselben Farbe wie die Pillen – ein Gelb wie die Augen der alten Frau, die an Antonios Wagen gekommen war.

Es sah aus, als hätte er ein paar von den Tabletten zermalmt.

Um sie in ihren Grappa zu mischen, begriff Marissa.

Panik durchflutete sie und sammelte sich in ihrem Bauch. Sie hatte sich in ihrem ganzen Leben noch nie so gefürchtet. Sein Plan hatte also vorgesehen, sie unter Drogen zu setzen – und dann?

Sie durfte keine Zeit mit Spekulationen vergeuden. Sie musste fliehen. Sofort!

Als Marissa die Treppe hinaufschaute, erstarrte sie.

Antonio stand über ihr. In der Hand hielt er ein Schnitzmesser. »Ich sagte doch, ich will nicht, dass du in den Weinkeller gehst, Lucia.«

»Was?«, flüsterte Marissa, kraftlos vor Entsetzen.

»Wieso bist du zurückgekommen?«, flüsterte er. Dann lachte er, dass es ihr kalt über den Rücken lief. »Ach, Lucia, Lucia... Du bist von den Toten auferstanden. Warum? Du hast es verdient zu sterben. Du hast mich in dich verliebt gemacht, du hast mein Herz und meine Seele gestohlen, und dann wolltest du einfach fortgehen und mich allein lassen.«

»Antonio«, sagte Marissa mit brüchiger Stimme, »ich bin nicht...«

»Du dachtest, ich sei nur eine deiner Puppen, oder? Etwas, das du erschaffen und dann verkaufen und im Stich lassen kannst.«

Er schloss die Tür hinter sich und kam die Treppe herunter.

»Nein, Antonio, hör mir zu...«

»Wie hast du es fertiggebracht, zurückzukommen?«

»Ich bin nicht Lucia!«, schrie sie.

Sie dachte an ihre erste Begegnung zurück. Es war kein Engel gewesen, an den sie ihn damals erinnert hatte, sondern die Ehefrau, die er ermordet hatte.

»Lucia«, stöhnte er.

Er hob die Hand und schaltete das Licht aus. Es wurde stockdunkel.

»O Gott, nein. Bitte!« Sie wich zurück, ihre nackten Füße schmerzten auf dem kalten Boden.

Sie hörte, wie er zu ihr nach unten stieg – das Knarren der Holztreppe verriet ihn. Aber dann trat er auf den Steinboden, und sie konnte ihn nicht mehr orten.

Nein... In ihren Augen standen Tränen.

»Bist du zurückgekommen, um mich ebenfalls in eine von deinen Puppen zu verwandeln?«

Marissa wich zurück. Wo war er? Sie konnte ihn nicht hören.

Wo?

War er...?

Heißer Atem strich über ihre linke Wange. Er war unmittelbar neben ihr.

»Lucia!«

Sie schrie und fiel auf die Knie. Sie konnte sich nicht in die Richtung bewegen, in der sie die Treppe vermutete – weil er im Weg stand -, aber sie erinnerte sich, eine kleine Tür an der gegenüberliegenden Wand gesehen zu haben. Vielleicht führte sie ins Freie. Sie tastete sich an der Wand entlang, bis sie die Tür gefunden hatte; sie riss die Tür auf, kroch hinein und schlug sie hinter sich wieder zu.

Schluchzend entzündete sie ein Streichholz.

Nein!

Sie fand sich in einer winzigen Zelle wieder, vielleicht ein Meter zwanzig hoch und kaum vier Quadratmeter groß. Keine Fenster, keine weitere Tür.

Durch ihre Tränen hindurch sah sie einen Gegenstand auf dem Boden vor sich. Zitternd und mit klopfendem Herzen beugte sie sich vor und sah, dass es eine Porzellanpuppe war. Ihre schwarzen Augen starrten an die Decke.

Und an der Wand waren dunkelbraune Streifen – Blut, wie sie begriff – von der letzten Insassin dieser Zelle, von Lucia, die ihre letzten Tage hier in blanker Angst verbracht und vergeblich versucht hatte, sich mit bloßen Händen durch das Gemäuer zu graben.

Das Streichholz ging aus, und Dunkelheit umgab sie.

Marissa brach schluchzend, in panischem Entsetzen, auf dem Boden zusammen. Was war ich nur für eine Närrin, dachte sie.

Ich werde hier sterben, ich werde hier sterben ...

Doch dann hörte sie von außerhalb der Zelle Antonios Stimme, die plötzlich wieder völlig normal klang.

»Alles in Ordnung, Marissa«, rief er. »Mach dir keine Sorgen. Hinter einem losen Stein links neben der Tür gibt es einen Lichtschalter. Schalt das Licht an. Lies die Nachricht, die in der Puppe versteckt ist.«

Was ging hier vor sich? Sie wischte sich die Tränen aus den Augen, fand den Schalter, betätigte ihn. Blinzeln im hellen Licht bückte sie sich und zog ein zusammengefaltetes Stück Papier aus der hohlen Puppe. Sie las:

Marissa, die Wand links von dir ist falsch. Sie ist aus Plastik. Zieh sie ab, und du wirst eine Tür und ein Fenster sehen. Die Tür ist nicht verschlossen. Wenn du bereit bist zu gehen, stoße sie nach außen auf. Aber sieh zuerst aus dem Fenster.

Sie riss den Kunststoff ab. Da war tatsächlich ein Fenster. Sie schaute hinaus und sah die Fußgängerbrücke. Anders als zuvor war das Grundstück nun gut mit Scheinwerfern ausgeleuchtet. Sie sah Antonio, der mit seinem Koffer über die Brücke ging. Er hielt inne, er musste das Licht im Fenster der Zelle gesehen haben und wusste, dass sie ihn beobachtete. Er winkte. Dann verschwand er in Richtung Parkplatz. Einen

Augenblick später hörte sie, wie er seinen Wagen startete und wegfuhr.

Was zum Teufel war hier los?

Sie stieß die Tür auf und trat ins Freie.

Da standen ihr Koffer und ihre Handtasche. Sie riss sich das Kleid vom Leib, zog sich mit zitternden Händen rasch um und holte das Handy aus der Handtasche. Sie hielt es in einer Weise fest, wie sich verängstigte Kinder an ein Stofftier klammern. Dann fuhr sie fort, den Brief zu lesen.

Du bist in Sicherheit. Du warst nie in Gefahr.

Ich bin auf dem Rückweg nach Florenz und nicht irgendwo in der Nähe der Mühle. Aber glaub mir, dass ich kein psychopathischer Mörder bin. Es gibt keine Lucia. Die alte Frau, die dir von ihr erzählt hat, bekam hundert Euro für ihre Vorstellung. Es gab keinen kleinen Jungen, der ertrunken ist; ich habe die Blumen und das Kreuz selbst dort hingelegt, ehe ich dich heute am Bahnhof abgeholt habe. Der Fußball ist nur ein Requisit. Das Blut an der Zellenwand ist Farbe. Die Tabletten waren Bonbons (der Grappa allerdings war echt – und äußerst rar, wie ich hinzufügen darf). Das Foto von mir und meiner »Frau« wurde am Computer hergestellt.

Wahr ist hingegen: Ich heiße Antonio, ich war nie verheiratet, ich habe ein Vermögen mit Computern verdient, und dies ist mein Ferienhaus.

Was, so wirst du dich fragen, soll das alles?

Ich muss es erklären: Als Kind verbrachte ich viel Zeit einsam und gelangweilt. Ich tauchte in die Welt der großen Autoren von Horrorgeschichten ein. Sie machten mir Angst, sicher, aber sie belebten mich auch. Wenn ich ein Publikum bei einem Horrorfilm betrachtete, dachte ich: Sie fürchten sich, aber sie leben.

Diese Erfahrungen ließen mich zu einem Künstler werden. Wie bei jedem wahrhaft großen Musiker oder Maler besteht mein Ziel nicht einfach nur darin, Schönheit zu erschaffen,

sondern ich möchte den Menschen die Augen öffnen und ihre Sichtweise und Wahrnehmung verändern. Der einzige Unterschied ist, dass mein Medium nicht Töne oder Farben sind, sondern Furcht. Wenn ich Menschen wie dich sehe, die, wie Dante schreibt, vom wahren Pfad im Leben abgekommen sind, betrachte ich es als meine Mission, ihnen dabei zu helfen, zu ihm zurückzufinden. An dem Abend in Florenz, an dem wir uns kennenlernten, habe ich dich ausgewählt, weil ich sah, dass deine Augen tot waren. Und ich erfuhr bald, wieso – die Unzufriedenheit mit deiner Arbeit, dein autoritärer Vater, dein bedürftiger Ex-Mann. Aber ich wusste, ich kann dir helfen.

Oh, in diesem Augenblick hasst du mich natürlich; du bist wütend. Wer wäre das nicht?

Aber stell dir folgende Frage, Marissa, und schau tief in dein Herz dabei: Hast du dich nicht wunderbar lebendig gefühlt, weil du solche Angst hattest?

Unten stehen drei Telefonnummern.

Eine ist für einen Mietwagenservice, der dich zum Bahnhof in Florenz zurückbringt.

Die zweite ist das hiesige Polizeirevier.

Die dritte ist meine Handynummer.

Es bleibt dir überlassen, welche du wählst. Ich hoffe aufrichtig, du wählst die letzte, aber wenn du es nicht tun willst – weder heute noch später einmal –, werde ich es verstehen. Es gehört schließlich zum Wesen der Kunst, dass der Künstler seine Schöpfung manchmal in die Welt hinausschicken muss, ohne sie jemals wiederzusehen. Dein Antonio

Wütend, in Tränen aufgelöst und zitternd ging Marissa zu einer Steinbank am Bachufer. Sie setzte sich und holte tief Luft, die Nachricht in der einen Hand, das Handy in der anderen. Sie hob den Blick zu den Sternen. Plötzlich blinzelte sie erschrocken. Eine große Fledermaus, eine dunkle Gestalt vor

dem dunkleren Himmel, flog in einem komplizierten, aber eleganten Zickzackmuster über sie hinweg. Marissa sah ihr gebannt zu, bis das Geschöpf jenseits der Bäume verschwand.

Sie richtete den Blick wieder auf den Bach, hörte das drängende Murmeln des vorbeifließenden Wassers. Im Licht eines an der Außenwand der Mühle angebrachten Scheinwerfers las sie eine der Nummern ab, die ihr Antonio aufgeschrieben hatte, und hämmerte sie in ihr Handy.

Doch dann hielt sie inne, lauschte erneut dem Wasser, atmete die kühle Luft mit ihrem Duft nach Lehm, Heu und Lavendel ein. Marissa löschte die Ziffern, die der Schirm ihres Handys anzeigte. Und sie wählte eine andere Nummer.

Der Freispruch

»Es gibt keinen Besseren als mich.«

»Hm, hm. Wie sehen meine Möglichkeiten aus?«

Paul Lescroix lehnte sich in dem alten Eichenstuhl zurück, sah auf die Lehne hinunter und zupfte an einem Stück Firnis in der Form von Illinois. »Beten Sie manchmal?«, fragte er mit seiner Baritonstimme anstelle einer Antwort.

Die Fesseln klirrten, als Jerry Pilsett die Hände hob und sich ans rechte Ohr läppchen schnippte. Lescroix kannte den Mann jetzt ganze vier Stunden, und er musste das Ohr läppchen in dieser Zeit ein Dutzend Mal angeschnippt haben. »Nö«, sagte der dürre, junge Mann mit den schiefen Zähnen. »Ich bet nich'.«

»Nun, Sie sollten es sich angewöhnen. Und dem Herrn danken, dass ich hier bin, Jerry. Sie haben es geschafft.«

»Da is' noch Mr. Goodwin.«

Ach, ja, Goodwin, ein neunundzwanzigjähriger Pflichtverteidiger. Ahnungsloser Komplize der örtlichen Richter, wenn es darum ging, seinen Klienten zwei- bis dreimal höhere Stra-

fen einzubrocken, als sie verdient hatten. Ein Bauerntrötel wie alle anderen hier.

»Behalten Sie Goodwin, wenn Sie wollen.« Lescroix stellte seine kastanienbraunen italienischen Schuhe auf den Betonboden und schob seinen Stuhl zurück. »Mir egal.«

»Warten Sie. Es is' nur so, dass er mein Anwalt ist, seit sie mich verhaftet haben. Seit fünf Monaten«, fügte er bedeutungsschwer hinzu.

»Ich habe die Unterlagen gelesen«, sagte Lescroix trocken. »Ich weiß, wie lange ihr beiden schon zusammen im Bett seid.«

Jerry blinzelte. Als er diesen Ausdruck nicht verarbeiten konnte, fragte er: »Sie sagen, Sie sind besser als er? Isses so?« Sein unsteter Blick kam zur Ruhe, und er betrachtete Lescroix' makellooses Silberhaar, die schlanke Figur und das kluge, markante Gesicht.

»Sie wissen wirklich nicht, wer ich bin, oder?« Lescroix, der sich normalerweise über eine solche Verirrung empört hätte, war nicht weiter überrascht. Das war immerhin Hamilton hier, ein County voller Bauerntrampel, dessen gesamte Einwohnerzahl kleiner war als die von Lescroix' Stadtviertel, der Upper East Side in Manhattan.

»Ich weiß nur, dass Harry, das is' heut der Oberaufseher, reingekommen is und gesagt hat, ich soll *Regis'n' Kathie Lee* ausschalten und machen, dass ich zu den Besucherzimmern runterkomme. Da wär so'n Anwalt, der mich sehen will, und jetzt sitzen Sie da und sagen, Sie wollen meinen Fall übernehmen, und ich soll Mr. Goodwin rausschmeißen, der wo die ganze Zeit anständig zu mir war.«

»Tja, sehen Sie, Jerry, soviel ich gehört habe, ist Goodwin halt zu allen anständig. Er ist anständig zum Richter, anständig zur Staatsanwaltschaft und anständig zu den Zeugen der Staatsanwaltschaft. Und deshalb ist er ein sehr schlechter Verteidiger, und Sie sitzen ernsthaft in der Patsche.«

Pilsett fühlte sich in die Enge getrieben, wie jeder, der mehr als fünf Minuten mit Lescroix zusammensaß. Und so beschloss er, zurückzuschlagen. (Wahrscheinlich genau das, was auch in jener Nacht im Juni passiert war, dachte Lescroix.) »Wer genau sagt denn, dass Sie was taugen? Wie soll ich das wissen?«

Sollte er ihn mit seinen Erfolgen zu einem Nichts schrumpfen lassen?, überlegte Lescroix. Seine Rolle im ersten Prozess gegen die Menendez-Brüder herunterbeten? Den Freispruch vom Vorwurf des vorsätzlichen Mordes durch Brandstiftung im letzten Jahr für die Ehefrau aus Sacramento erwähnen, den er mit einer innovativen Missbrauchsdefinition bewirkt hatte (wonach das Lächerlichmachen vor Freunden ebenfalls Missbrauch war)? Das volltönende »Nicht schuldig«, das man Fred Johnson zuteil werden ließ, dem kleinen Dieb aus Cabrini-Green in Chicago, der durch *Gehirnwäsche*, jawohl, Gehirnwäsche, meine Damen und Herren, dazu gebracht wurde, einer militanten Zelle, nein, keiner Bande, einer militanten Zelle dabei zu helfen, drei Kunden in einer Wechselstube in der Southside zu ermorden? Das berühmt-berüchtigte Profil in *Time*?

Doch Lescroix wiederholte lediglich: »Es gibt keinen Besseren, Jerry«, und besiegelte das Argument durch die Laserstrahlen seiner Augen.

»Die Verhandlung ist *morgen*. Was wissen Sie überhaupt von dem Fall? Ich meine, kriegen wir eine Vertagung?« Das Wort kam ihm glatt über die Lippen, zu glatt. Er hatte sicher lange gebraucht, um zu begreifen, was es bedeutete.

»Nicht nötig. Ich habe in den letzten drei Tagen nichts anderes getan, als die gesamte Akte zu lesen.«

»Drei Tage.« Ein neuerliches Blinzeln, eine Bewegung zum Ohr läppchen. Das war ihre erste Zusammenkunft heute. Wieso hatte Lescroix in den letzten drei Tagen seine Akte durchgearbeitet?

Aber Lescroix erklärte es nicht. Er erklärte nie etwas, wenn es nicht unbedingt sein musste, am wenigsten einem Klienten.

»Aber sagten Sie nicht, dass Sie aus New York sind oder was? Können Sie hier einfach einen Prozess machen?«

»Goodwin wird mich den Prozess ›machen‹ lassen. Kein Problem.«

Weil er ein anständiger Kerl ist.

Und ein rückgratloser Waschlappen.

»Aber er berechnet mir nichts. Machen Sie es auch umsonst?«

Er weiß wirklich nichts über mich. Erstaunlich. »Nein, Jerry, ich arbeite nie gratis. Man wird nicht respektiert, wenn man gratis arbeitet.«

»Mr. Goodwin...«

»Mr. Goodwin wird nicht respektiert.«

»Ich respektiere ihn.«

»Ihr Respekt zählt nicht, Jerry. Ihr Onkel bezahlt mein Honorar.«

»Onkel James?«

Lescroix nickte.

»Er ist ein guter Mensch. Hoffentlich hat er seine Farm nicht verpfändet.«

Er ist kein guter Mensch, dachte Lescroix. Er ist ein Idiot.

Weil er glaubt, es gibt immer noch Hoffnung für dich. Und es interessiert mich einen feuchten Kehrrecht, ob er die Farm verpfändet hat oder nicht. »Also, was meinen Sie, Jerry?«

»Na ja, also gut. Aber eins müssen Sie noch wissen.« Er rutschte näher, dass die Fesseln klirrten. Dann beugte sich das junge Stoppelgesicht über den Tisch, und die dünnen Lippen verzogen sich zu einem schiefen Lächeln.

Doch Lescroix hielt einen Zeigefinger in die Höhe, der in einem manikürten Nagel endete. »Jetzt verraten Sie mir ein großes Geheimnis, nicht wahr? Dass Sie Patricia Cabot nicht getötet haben. Dass Sie vollkommen unschuldig sind. Sie

wurden hereingelegt. Es ist alles ein schrecklicher Irrtum, Sie waren nur zufällig am Tatort.«

»Ich...«

»Nein, Jerry, es ist kein Irrtum.«

Pilsett sah Lescroix voll Unbehagen an, und genauso wollte der Anwalt angesehen werden. Er war eine Naturgewalt, ein Phänomen. Kein Staatsanwalt konnte es mit ihm aufnehmen, kein Klient verkaufte ihn je für dumm.

»Vor zwei Monaten – am 2. Juni – wurden Sie von Charles Arnold Cabot angeheuert, damit Sie seinen Rasen mähten und einen Stoß verfaultes Brennholz abtransportierten, das vor seinem Haus in Bentana lagerte, der vornehmsten Gegend in Hamilton. Er hatte Sie früher schon einige Male beschäftigt, und Sie mochten ihn eigentlich nicht – Cabot ist so ein richtig feiner Pinkel -, aber natürlich machten Sie die Arbeit und nahmen die fünfzig Dollar, die er Ihnen dafür versprochen hatte. Er gab Ihnen kein Trinkgeld. Sie haben sich an diesem Abend dann betrunken, und je mehr Sie tranken, desto wütender wurden Sie, weil Ihnen einfiel, dass er Ihnen eigentlich nie genug bezahlte – auch wenn Sie nie um mehr feilschten und jedes Mal zur Stelle waren, wenn er Sie anrief.«

»Warten...«

»Psst. Am nächsten Tag, als Cabot und seine Frau unterwegs waren, waren Sie immer noch betrunken und immer noch wütend. Sie brachen in das Haus ein, und während Sie gerade die Lautsprecherkabel ihrer zweitausend Dollar teuren Stereoanlage durchtrennten, kam Patricia Cabot unerwartet nach Hause zurück. Sie hat Ihnen einen Heidenschreck eingejagt, und Sie schlugen ihr mit dem Hammer auf den Kopf, mit dem Sie die Tür zwischen Garage und Küche aufgebrochen hatten. Sie war bewusstlos. Aber Sie haben sie nicht getötet. Sie fesselten sie. Überlegten, sie später vielleicht zu vergewaltigen... lassen Sie mich ausreden. Sie überlegten sich also, sie später vielleicht zu vergewaltigen. Sehen Sie mich nicht so an, Jerry. Sie war vierunddreißig, sehr attraktiv und bewusstlos.

Und schauen Sie sich an. Haben Sie eine Freundin? Ich bezweifle es.

Dann erschranken Sie plötzlich. Die Frau kam zu sich und begann zu schreien. Sie brachten die Sache mit dem Hammer zu Ende und rannten zur Tür hinaus. Der Ehemann sah Sie im Eingang mit dem blutigen Hammer, der Stereoanlage und ihrer CD-Sammlung unter dem Arm. Er rief die Polizei, und die nagelte Sie fest. Hat es sich in etwa so abgespielt?«

»Ich hab nicht die ganzen CDs genommen. Die von Michael Bolton hab ich liegengelassen.«

»Versuchen Sie mir nie wieder witzig zu kommen, Jerry.«

Pilsett schnippte sich erneut ans Ohrläppchen. »Ja, so isses ungefähr abgelaufen.«

»Also gut, Jerry. Hören Sie zu. Das ist eine kleine Stadt hier, und die Leute sind reichlich dumm. Ich halte mich für den besten Strafverteidiger im Lande, aber dieser Fall ist glasklar. Sie waren es, jeder weiß, dass Sie es waren, und alle Indizien sprechen gegen Sie. Es gibt keine Todesstrafe in diesem Bundesstaat, aber sie sind verdammt großzügig, wenn es darum geht, ein Lebenslänglich ohne Chance auf Begnadigung auszusprechen. So. Das ist die Zukunft, der Sie entgensehen.«

»Ja. Und wissen Sie, was mir das sagt? Dass *Sie* derjenige sind, der in dieser Situation nicht verlieren kann.«

Vielleicht waren sie doch nicht so dumm in Hamilton, wie er gedacht hatte.

»Sie kommen den weiten Weg von New York hierher«, fuhr der junge Mann fort. »Sie machen den Prozess und verschwinden wieder. Wenn Sie mich raushauen, sind Sie eine Berühmtheit, Sie kriegen Ihr Geld und werden bei *Oprah* oder so was eingeladen, weil Sie einen hoffnungslosen Fall gewonnen haben. Und wenn Sie verlieren, kriegen Sie Ihr Geld, und keiner schert sich was drum, weil ich eingebuchtet werde, wie ich's verdient hab.«

Lescroix musste grinsen. »Jerry, Jerry. Das ist ein Grund, warum ich diesen Job so liebe. Keine Scharaden zwischen uns.«

»Was sind Scharaden?«

»Spielt keine Rolle.«

»Ich habe'ne Frage.« Er runzelte die Stirn.

Lass dir Zeit...

»Angenommen, Sie hau'n mich raus. Können die mich dann noch mal belangen?«

»Nein. Man kann nicht zweimal wegen der gleichen Sache vor Gericht gestellt werden. Das ist das Tolle an diesem Land. Wenn eine Jury Sie für unschuldig erklärt hat, sind Sie frei, und der Staatsanwalt kann nicht mehr das Geringste machen... Jetzt kommen Sie – werden Sie mich engagieren und diesen Goodwin in die juristische Bibliothek zurückschicken, wo er hingehört?«

Pilsett schnippte wieder an sein Ohrläppchen. Die Ketten klirrten. »Also gut.«

»Dann an die Arbeit.«

Paul Lescroix' Lebenslauf war über die Jahre reichlich aufgepeppt worden. Er hatte sein Juradiplom im Abendstudium an einem städtischen Institut erworben. Was sich natürlich in den vielen Artikeln über ihn, von denen er phantasierte, nicht so gut machen würde. Deshalb hatte er sich sofort nach dem Examen für Fortbildungskurse in Cambridge eingetragen, die jedem Anwalt offenstanden, der bereit war, fünfhundert Dollar dafür zu bezahlen. Somit stimmte die Behauptung, er habe eine »Harvard-Ausbildung« absolviert.

Er bekam einen Job, in dem er für einen Mindestlohn juristische Kommentare für Verkehrsrichter umschrieb und archivierte. Somit konnte er behaupten, er habe in seiner Lehrzeit juristische Kommentare für Strafrichter verfasst.

Er ließ sich mit einer eigenen Praxis über einem chinesischen Heimservice in einem rußgeschwärzten Gebäude an der Maiden Lane im Finanzdistrikt von Manhattan nieder. Auf diese Weise wurde er zum »Partner in einem auf Wirtschaftskriminalität spezialisierten Wall-Street-Unternehmen«.

Aber diese kleinen Ungereimtheiten in der Geschichte Paul Lescroix' (na gut, ursprünglich Paul Vito Lacosta) taten seinem einen großen Talent keinen Abbruch – der unheimlichen Fähigkeit, seine Gegenspieler vor Gericht zu schwächen. Was eine Gabe ist, die kein Anwalt fälschen kann. Er förderte alle Tatsachen über einen Fall zutage, an die er herankam, über die Parteien, den Richter, den Staatsanwalt; dann bearbeitete er sie heftig, drückte und zwickte sie und knetete sie wie Teigmasse. Danach waren es immer noch Tatsachen, aber mutierte: Sie wurden in seinen Händen zu Waffen, Schilden, Viren, Tarnungen.

Am Abend und in der Nacht vor der Pilsett-Verhandlung verbrachte er eine Stunde damit, aus dem armen Al Goodwin herauszuholen, was an Erkenntnis über den Fall möglicherweise in ihm steckte, zwei Stunden lang traf er sich mit Reportern, und zehn Stunden lang ging er zwei Dinge durch: den Polizeibericht und ein umfangreiches Dokument, das ein von ihm beauftragter Privatdetektiv erstellt hatte. Diesen hatte er vor drei Tagen engagiert, als James Pilsett, Jerrys Onkel, mit dem Honorarvorschuss bei ihm erschienen war.

Lescroix sah auf Anhieb, dass trotz der massiven Indizienbeweise gegen Pilsett die größte Gefahr von Charles Cabot selbst ausging. Sie hatten natürlich Glück, dass er der einzige Zeuge war, aber Pech, weil er zufällig auch der Ehemann der getöteten Frau gewesen war. Es ist höchst riskant, die Glaubwürdigkeit eines Zeugen in Frage zu stellen, der unter dem Verbrechen selbst gelitten hat.

Doch RA Paul Lescroix erhielt vierhundert Dollar die Stunde und fünfstellige Vorschussschecks, weil er gewillt – nein, gierig darauf – war, solche Risiken einzugehen.

In sich hineinlächelnd, ließ er sich vom Zimmerservice eine große Kanne Kaffee kommen, und während der Mörder Jerry Pilsett, der anständige Al Goodwin und all die einfachen Leute von Hamilton ihre einfachen Träume träumten, bereitete sich Paul Lescroix auf die Schlacht vor.

Er kam wie immer sehr früh in den Gerichtssaal und saß bereits ordentlich am Verteidigertisch, als die Zeugen, Zuschauer und (danke, lieber Gott!) die Presse eintrafen. Er posierte dezent für die Kameras und nahm den Staatsanwalt in den Blick (Absolvent der hiesigen Universität, wie Lescroix in Erfahrung gebracht hatte, unter den oberen vierzig Prozent, fünfzehn Jahre auf dem Buckel und abgestumpft davon, dass er in einer perspektivlosen Laufbahn stecken geblieben war, die er vor dreizehn Jahren hätte aufgeben sollen.)

Dann wandte er den Blick einem Mann zu, der im hinteren Teil des Gerichtssaals saß. Charles Cabot. Neben ihm hatte eine Frau in den Sechzigern Platz genommen – Mutter oder Schwiegermutter, den Tränen nach, schätzte Lescroix. Der Anwalt war leicht beunruhigt. Er hatte einen steifen Vertreter der oberen Mittelklasse erwartet, den typischen Bewohner besserer Vororte, jemanden, der wenig Sympathie bei der Jury wecken würde. Doch der Mann, obschon um die vierzig, wirkte jungenhaft. Er hatte zerwühltes, dunkelblondes Haar und trug eine verknitterte Sportjacke, eine leichte Hose und gestreifte Krawatte. Ein freundlicher Versicherungskaufmann. Er tröstete die Frau und vergoss selbst ein paar Tränen. Er war die Sorte Witwer, in den sich eine Jury leicht verlieben konnte.

Nun, Lescroix war schon in schlimmeren Nöten gewesen. Es hatte Fälle gegeben, in denen er trauernde Mütter attackieren musste, zur Witwe gemachte Frauen und selbst verstörte Kinder. Er würde sich einfach herantasten müssen, wie ein Musiker, der die Reaktion des Publikums erfühlt und sein Spiel vorsichtig angleicht. Er konnte ...

Lescroix nahm plötzlich wahr, dass Cabot ihn anstarrte. Die Augen des Mannes waren wie kalte Kugellager. Lescroix schauderte sogar – *das* war ihm vor Gericht noch nie passiert – und hatte Mühe, den Blickkontakt zu halten. Es war nur ein Moment. Doch Lescroix war froh um die Herausforderung. Etwas in Cabots Blick machte die ganze Sache zu einer persönlichen Angelegenheit, und das erleichterte es ihm sehr, zu tun, was er gleich tun würde. Sie sahen sich unverwandt an, die Spannung zwischen ihnen knisterte wie Elektrizität. Dann ging eine Tür auf, und alle erhoben sich, als der Gerichtsdienner eintrat.

»Das Strafgericht von Hamilton County, erster Bezirk, nimmt seine Verhandlung auf. Den Vorsitz führt der ehrenwerte Richter Jennings P. Martell. Wer vor diesem Gericht etwas zu sagen hat, möge sich melden, um gehört zu werden.«

Pilsett, der einen lächerlichen braunen Anzug trug, wurde behutsam hereingeführt. Er nahm neben seinem Anwalt Platz. Der Angeklagte grinste dümmlich, bis Lescroix ihm befahl, damit aufzuhören. Er schnippte sich ein paar Mal ans Ohrläppchen.

Als Lescroix zu Cabot zurückblickte, war dessen metallischer Blick weitergewandert und bohrte sich nun in den Rücken des Mannes, der seine Frau mit einem Klauenhammer für vier Dollar neunundneunzig von Sears Craftsman getötet hatte.

Der Staatsanwalt präsentierte als Erstes die forensischen Beweise, und Lescroix langweilte sich eine halbe Stunde lang mit den Aussagen der Labortechniker und Polizisten, wenngleich die Spurensicherung überraschend gut für so eine kleine Polizeidienststelle gearbeitet hatte. Ein kleiner Sieg für die Anklage, räumte Lescroix in Gedanken ein.

Dann rief der Staatsanwalt Charles Cabot auf.

Der Witwer richtete seine Krawatte, umarmte die Frau neben ihm und ging zum Zeugenstand.

Gelenkt von den trockenen Fragen des Anklagevertreters, schilderte der Mann emotionslos, was er am 3. Juni gesehen hatte. Einsilbige Trauer, ein paar Tränen. Lescroix ordnete die Darstellung als nicht überzeugend ein, wenngleich die gebrochene Redeweise des Mannes die Jury sicherlich gebannt zuhören ließ. Aber das hatte er einkalkuliert. Wir lieben Tragödien nun mal ebenso sehr wie Liebesgeschichten und fast so sehr wie Sex.

»Keine weiteren Fragen, Euer Ehren«, sagte der Staatsanwalt und sah Lescroix abschätzig an.

Der Anwalt erhob sich langsam, knöpfte sein Jackett auf und fuhr sich mit der Hand durchs Haar. Er ging langsam vor dem Zeugen auf und ab. Als er sprach, sprach er zur Jury. »Ich bedauere Ihr Unglück sehr, Mr. Cabot.«

Der Zeuge nickte, aber sein Blick war wachsam.

»Der Tod einer jungen Frau ist eine schreckliche Sache«, fuhr Lescroix fort. »Einfach furchtbar. *Nicht zu entschuldigen.*«

»Äh, ja. Danke.«

Die Blicke der Jurymitglieder forschten kollektiv in Lescroix' besorgtem Gesicht. Er sah zum Zeugenstand. Cabot wusste nicht, was er sagen sollte. Er hatte einen Angriff erwartet. Er war unsicher. Seine Augen waren nicht mehr stahlhart. Sie blickten vorsichtig. Das war gut. Die Leute verabscheuen einen selbstsicheren Lügner weniger als jemanden, der mit argwöhnischem Blick die Wahrheit sagt.

Lescroix wandte sich wieder den zwölf Männern und Frauen seines Publikums zu.

Er lächelte. Niemand lächelte zurück.

Es machte nichts. Das war erst die Ouvertüre.

Er ging zum Tisch und hob eine Mappe auf. Schritt zurück zur Jurybank. »Mr. Cabot, womit verdienen Sie Ihren Lebensunterhalt?«

Die Frage erwischte ihn auf dem falschen Fuß. Er ließ den Blick durch den Gerichtssaal schweifen. »Nun ja, ich besitze

eine Firma. Wir produzieren Gehäuse für Computer und Zubehörgeräte.«

»Verdienen Sie viel Geld damit?«

»Einspruch.«

»Abgelehnt. Aber Sie kommen demnächst auf den Punkt, Mr. Lescroix, ja?«

»Worauf Sie sich verlassen können, Euer Ehren. Nun, Mr. Cabot, antworten Sie bitte.«

»Unser Umsatz lag vergangenes Jahr bei acht Millionen.«

»Und Ihr Einkommen war?«

»Ich brachte rund zweihunderttausend nach Hause.«

»Und Ihre Frau, war sie ebenfalls in der Firma angestellt?«

»In Teilzeit. Als Verwaltungsrätin. Und sie war beratend tätig.«

»Verstehe. Und wie viel hat sie gemacht?«

»Das weiß ich nicht genau.«

»Geben Sie uns eine grobe Schätzung, Mr. Cabot.«

»So in der Nähe von hunderttausend.«

»Wirklich? Interessant.«

Er blätterte langsam in der Mappe, während sich die Jurymitglieder fragten, was an dieser Information interessant sein könnte.

Lescroix blickte auf. »Wie wurde Ihre Firma ursprünglich finanziert?«

»Einspruch, Euer Ehren«, sagte der graugesichtige Staatsanwalt. Sein junger Assistent nickte heftig, als wäre jedes Auf und Ab seines Kopfs ein juristisches Zitat, das seinem Boss Recht gab.

»Führt das irgendwo hin, Mr. Lescroix?«, fragte der Richter. »Oder kommen wir gerade in den Genuss eines Ihrer berühmten Fischzüge?«

Wunderbar. Lescroix wandte sich der Jury zu, die Augenbrauen leicht hochgezogen; der Richter bemerkte es nicht. Sehen Sie, womit ich mich herumschlagen muss, fragte er

lautlos. Er wurde mit einem einzelnen verschwörerischen Lächeln eines Jurymitglieds belohnt.

Und dann, gepriesen sei der Herr, noch eins.

»Das führt sehr wohl irgendwo hin, Euer Ehren. Auch wenn nicht alle Anwesenden sehr glücklich darüber sein werden.«

Hier und dort wurde Murmeln laut.

»Wir werden ja sehen«, brummte der Richter. »Einspruch abgelehnt. Antworten Sie, Mr. Cabot.«

»Soweit ich mich erinnere, war die Finanzierung sehr kompliziert.«

»Dann wollen wir es doch vereinfachen. Ihr Schwiegervater ist ein reicher Geschäftsmann, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht, was Sie unter reich verstehen.« Cabot schluckte.

»Ein Nettovermögen von zwölf Millionen Dollar dürfte wohl unter diese Definition fallen, oder?«

»Ich denke, ja.«

Mehrere Jurymitglieder stimmten in Lescroix' Gelächter ein.

»Hat nicht Ihr Schwiegervater das Startkapital für Ihre Firma bereitgestellt?«

»Ich habe jeden Cent zurückgezahlt...«

»Mr. Cabot«, fragte Lescroix geduldig, »hat Ihr Schwiegervater das Startkapital bereitgestellt, ja oder nein?«

Eine Pause. Dann ein mürrisches: »Ja.«

»Wie viel von der Firma gehörte Ihrer Frau?«

»Wenn ich mich recht erinnere, gab es komplizierte Formeln, die...«

»Schon wieder kompliziert?« Lescroix seufzte. »Vereinfachen wir es auch diesmal, ja? Sagen Sie uns nur, wie hoch der *Prozentsatz* war, der Ihrer Frau von der Firma gehörte.«

Erneutes Zögern. »Neunundvierzig.«

»Und Ihrer?«

»Neunundvierzig.«

»Und wem gehören die restlichen beiden Prozent?«

»Ihrem Vater.«

»Und wer bekommt nach dem Tod Ihrer Frau ihre Anteile?«

Kurzes Zögern. »Wenn wir Kinder gehabt hätten...«

»Haben Sie Kinder?«

»Nein.«

»Verstehe. Dann sagen Sie uns doch, was tatsächlich aus den Anteilen Ihrer Frau wird.«

»Die bekomme dann wohl ich. Damit hatte ich mich noch gar nicht beschäftigt.«

Führ sie richtig. Genau wie ein Orchesterdirigent. Mit leichter Hand. Füg nicht an: »Dann sind Sie also derjenige, der vom Tod Ihrer Frau profitiert.« Oder: »Dann kontrollieren Sie jetzt also die Firma.« Sie sind nicht die Hellsten, aber selbst der Dümme begreift allmählich, wohin die Reise geht.

Cabot trank einen Schluck Wasser, verschüttete ein paar Tropfen auf sein Jackett und büstete sie fort.

»Mr. Cabot, lassen Sie uns an den Juni zurückdenken. Sie haben am 2. Juni, einen Tag vor dem Tod Ihrer Frau, Jerry Pilsett angeheuert, damit er ein paar Arbeiten für Sie erledigt. Ist das richtig?«

Nicht: *Bevor sie ermordet wurde*. Immer schön neutral bleiben.

»Ja.«

»Und Sie hatten ihn schon vorher einige Male beschäftigt, ja?«

»Ja.«

»Wann zum ersten Mal?«

»Ich weiß nicht, vor sechs Monaten vielleicht.«

»Wie lange wissen Sie schon, dass Jerry in Hamilton wohnt?«

»Fünf, sechs Jahre, würde ich sagen.«

»Obwohl Sie ihn also seit sechs Jahren kannten, haben Sie ihn bis letztes Frühjahr nie beschäftigt?«

»Nein, aber...«

»Obwohl es viele Gelegenheiten dazu gegeben hatte?«

»Nein, aber ich wollte sagen...«

»Der 2. Juni war was für ein Wochentag, Mr. Cabot?«

Nach einem Blick zum Richter sagte Cabot. »Das weiß ich nicht mehr.«

»Es war ein Freitag.«

»Wenn Sie das sagen«, antwortete der Zeuge mürrisch.

»*Ich* sage das nicht, Mr. Cabot. Es steht so in meinem Kalender.« Und er hielt einen Kalender in die Höhe, auf dem ein Foto von flauschigen Hündchen prangte.

Schrilles Gelächter von mehreren Jurymitgliedern.

»Und um welche Uhrzeit sollte Jerry Pilsett diese Arbeit erledigen?«

»Ich weiß nicht.«

»Früh?«

»Nicht allzu früh.«

»Nicht allzu früh«, wiederholte Lescroix langsam. Dann, wie ein Peitschenhieb. »War es nicht tatsächlich am späten Nachmittag und Abend?«

»Kann sein.«

Stirnrunzeln, Aufund-Ab-Laufen. »Ist es nicht sonderbar, dass Sie jemanden am Freitagabend für Gartenarbeit anheuern?«

»Es war noch nicht Abend. Es dämmerte gerade und...«

»Bitte beantworten Sie die Frage.«

»Mir kam nichts daran sonderbar vor.«

»Verstehe. Könnten Sie uns genau sagen, wozu Sie ihn anstellten?«

Ein säuerlicher Blick von Cabot. »Er mähte den Rasen und hat verfaultes Brennholz weggeschafft.«

»Verfaultes?«

»Na ja, von Termiten befallenes.«

»War das gesamte Holz von Termiten befallen?«

Cabot sah den Staatsanwalt an, in dessen milchweißem Gesicht ernste Sorge stand, und dann seinen jungen Assistenten, der vermutlich ebenfalls besorgt gewesen wäre, wenn in diesem Moment nicht die Verwirrung überwogen hätte. Jerry Pilsett schnippte nur an sein Ohrläppchen und stierte grämlich in den Boden.

»Weiter«, drängte der Richter. »Beantworten Sie die Frage.«

»Ich weiß nicht. Ich habe Termitenlöcher gesehen. Mein Haus ist eine Holzkonstruktion, und ich wollte nicht das Risiko eingehen, dass sie darauf übergreifen.«

»Sie haben also *Anzeichen* für Termiten gesehen, aber der Holzstoß war nicht völlig verrottet, oder?«

»Was weiß ich. Vielleicht nicht.« Cabot lachte nervös.

»Es gab also noch einiges – möglicherweise eine ganze Menge – gesundes Holz?«

»Kann sein. Welche Rolle...«

»Aber aus irgendeinem Grund wollten Sie, dass Jerry Pilsett den ganzen Stapel wegschleppt. Und dass er es an diesem bestimmten Freitagabend tat.«

»Wieso stellen Sie mir alle diese Fragen?«

»Um zur Wahrheit vorzudringen«, spie Lescroix aus. »Denn deshalb sind wir ja wohl hier, nicht wahr? Nun sagen Sie uns, war der Holzstoß mit etwas bedeckt?«

Ein leichtes Stirnrunzeln. Cabot überlegte wahrscheinlich nur, wieso der Anwalt diese Frage stellte, aber das Ergebnis war ein wunderbar verdächtiger Gesichtsausdruck.

»Ja. Von einer alten Plane.«

»Und war die Plane im Boden festgemacht?«

»Ja.«

»Und Sie haben die Plane selbst über das Holz gelegt?«

»Ja.«

»Wann?«, fragte Lescroix.

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Nein? War es vielleicht erst wenige Tage bevor Sie Jerry angeheuert haben?«

»Nein... na, ja, vielleicht.«

»Hat Jerry etwas über die Plane gesagt?«

»Ich erinnere mich nicht.«

Lescroix wurde ungeduldig. »Sagte er nicht, die Pflöcke seien zu fest in den Boden geschlagen, als dass er sie herausziehen könnte, und dass er etwas brauche, um sie zu lockern?«

Cabot blickte voll Unbehagen zum Richter hinauf. Er schluckte wieder, schien zu überlegen, ob er einen Schluck Wasser trinken sollte, ließ es aber sein. Vielleicht zitterten seine Hände zu stark. »Muss ich diese Fragen beantworten?«

»Ja, das müssen Sie«, sagte der Richter ernst.

»Kann sein.«

»Und haben Sie zu ihm gesagt, in der Garage würde Werkzeug liegen, das er benutzen könne?«

Eine weitere gewichtige Pause. Cabot suchte in der schmutzigen Stuckdecke des Saals nach der Antwort. »Könnte sein.«

»Aha.« Lescroix' Gesicht hellte sich auf. Mindestens die halbe Jury war nun auf seiner Seite, schwebte im Einklang mit der Musik und fragte sich, wie das Stück weitergehen würde. »Könnten Sie unseren verehrten Jurymitgliedern verraten, wie viele Werkzeuge Sie in der Garage haben, Sir?«

»Das weiß ich nicht, Herrgott noch mal.«

Fluchen vor der Jury. Wundervoll schlechter Stil.

»Lassen Sie mich etwas konkreter fragen«, bot Lescroix hilfreich an. »Wie viele *Hämmer* besitzen Sie?«

»Hämmer?« Er blickte auf die Mordwaffe, einen Klauenhammer, der, braun vom getrockneten Blut seiner Frau, auf dem Tisch des Staatsanwalts lag. Die Jury blickte ebenfalls darauf.

»Nur einen. Den dort.«

Lescroix hob die Stimme. »Als Sie Jerry rieten, sich ein Werkzeug aus der Garage zu holen, um die Pflöcke zu lockern, die Sie eingeschlagen hatten, wussten Sie also, dass er nur ein Werkzeug wählen konnte. Diesen Hammer dort.«

»Nein, ich meine... Ich weiß nicht, was er benutzt hat.«

»Sie wussten nicht, dass er diesen Hammer benutzt hat, um die Pflöcke zu lockern?«

»Gut, das wusste ich schon, aber...« Sein Blick verdüsterte sich. »Wieso be-«

»Wieso was, Sir?«

Cabot lehnte sich zurück.

Lescroix beugte sich nahe zu dem Zeugen. »Wieso ich Sie beschuldige? Wollten Sie das sagen? Warum sollte ich Sie wegen etwas beschuldigen?«

»Vergessen Sie's. Tut mir leid.«

»Okay, Mr. Lescroix«, murmelte der Richter. »Machen wir weiter.«

»Selbstverständlich, Euer Ehren. Und deshalb, als Folge davon, dass Sie ihn anwiesen, diesen Hammer zu benutzen, sind seine Fingerabdrücke nun auf der Mordwaffe. Ist es nicht so?«

Cabot blickte in das angewiderte Gesicht des Staatsanwalts. »Ich weiß nicht.«

»Sie wissen es nicht?«

Sonate für Zeugen und Jury.

»Vielleicht stimmt es. Aber...«

»Lassen Sie uns fortfahren, Sir. Nachdem Jerry Pilsett an jenem 2. Juni den Rasen gemäht und das Holz in seinen Pickup geladen hatte, um es wegzufahren, baten Sie ihn ins Haus, um ihn zu bezahlen, richtig?«

»Ich denke, ja.«

»Und Sie baten ihn in Ihr Wohnzimmer. Richtig?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

Lescroix blätterte eine Reihe Seiten in seiner Mappe um, als wären sie gerammelt voll mit Datenmaterial der Spurensi-

cherung und Abschriften von Zeugenaussagen. Er starrte eine Weile auf ein Blatt, das so unbeschrieben war wie alle anderen, dann schloss er die Mappe wieder.

»Sie wissen es nicht mehr?«

Cabot blickte ebenfalls auf die Mappe. »Na ja, ich glaube schon.«

»Sie gaben ihm ein Glas Wasser.«

»Vielleicht.«

»Ja oder nein?«

»Ja!«

»Und Sie zeigten ihm Ihre neueste Erwerbung, die Stereoanlage. Von der Sie später behaupteten, er habe sie gestohlen.«

»Wir haben uns über Musik unterhalten, und ich dachte, sie könnte ihn interessieren.«

»Ich verstehe.« Lescroix runzelte die Stirn. »Entschuldigen Sie, Mr. Cabot, aber Sie müssen mir da weiterhelfen. Es kommt mir merkwürdig vor. Da hat der Mann also stundenlang in der Sommerhitze gearbeitet, er ist verschwitzt, voller Erde und Grasflecken... und Sie bitten ihn ins Haus. Und zwar nicht in die Eingangshalle, nicht in die Küche, sondern ins Wohnzimmer.«

»Ich wollte eben höflich sein.«

»Schön von Ihnen. Nur war das Ergebnis dieser... dieser *Höflichkeit*, dass er seine Fußabdrücke auf dem Teppich und seine Fingerabdrücke auf der Stereoanlage, einem Wasserglas, auf Türgriffen und wer weiß was noch hinterließ, nicht wahr?«

»Was wollen Sie damit *sagen*?«, fragte Cabot. Sein Gesichtsausdruck übertraf Lescroix' Erwartungen noch. Es sollte schockiert aussehen, aber es sah gemein und hinterlistig aus. Ein Nixon-Blick.

»Bitte antworten Sie, Sir.«

»Vermutlich waren seine Fußabdrücke da, und seine Fingerabdrücke könnten auch auf ein paar Sachen gewesen sein, aber das heißt nicht...«

»Danke. Nun, Mr. Cabot, würden Sie der Jury verraten, ob Sie Jerry Pilsett gebeten haben, am folgenden Tag wiederzukommen.«

»Wie bitte?«

»Haben Sie Jerry gebeten, am nächsten Tag wieder zu Ihnen nach Hause zu kommen? Das wäre dann Samstag, der 3. Juni, gewesen.«

»Nein.«

Lescroix runzelte dramatisch die Stirn. Er öffnete die Mappe wieder, entdeckte ein weiteres wichtiges leeres Blatt und tat, als würde er etwas lesen. »Sie sagten nicht zu Jerry Pilsett, und ich zitiere: »Das war gute Arbeit, Jerry. Kommen Sie morgen um fünf wieder, dann habe ich noch mehr für Sie zu tun?«

»Das habe ich nicht gesagt, nein.«

Ein atemloses Hönnen. »Sie bestreiten, dass Sie das gesagt haben?«

Cabot zögerte, sah den Staatsanwalt an und brachte ein kraftloses »Ja« hervor.

»Mr. Cabot. Seine Ehren wird Sie daran erinnern, dass Lügen unter Eid Meineid ist, und das ist ein ernstes Vergehen. Nun beantworten Sie die Frage. Haben Sie Jerry Pilsett gebeten, am Samstag, den 3. Juni, wieder zu Ihnen nach Hause zu kommen, ja oder nein?«

»Nein. Wirklich, ich schwöre es.« Seine Stimme war schrill vor Stress. Lescroix liebte es, wenn das passierte, dann klang selbst ein Zeuge, der zuvor noch als ein Heiliger erschienen war, wie ein Lügner. Und Zusätze wie »wirklich« oder »Ich schwöre« trugen zum Tonfall der Täuschung bei.

Du armer Teufel.

Lescroix wandte sich an die Jury, blies die Backen auf. Weiteres teilnahmsvolles Lächeln. Auch Kopfschütteln, ein

Zeuge, der lügt – wie empörend! Der zweite Schritt in Lescroix' Vorstellung schien gut geklappt zu haben.

»Nun gut«, murmelte der Anwalt skeptisch. »Lassen Sie uns zu den Ereignissen des 3. Juni zurückkehren.«

Cabot legte die Hände in den Schoß. Eine rein defensive Geste, wiederum als Reaktion auf den Stress, dem er ausgesetzt gewesen war. Doch Jurys lesen manchmal eine andere Botschaft heraus: Schuldgefühl. »Sie haben dem Gericht mitgeteilt, dass Sie gegen fünf Uhr nach Hause kamen. Richtig?«

»Ja.«

»Wo waren Sie gewesen?«

»Im Büro.«

»Am Samstag?«

Cabot brachte ein Lächeln zustande. »Wenn man sein eigenes Unternehmen hat, arbeitet man häufig am Samstag. Ich tu es jedenfalls.«

»Sie kamen um siebzehn Uhr zurück und sahen Jerry Pilsett in der Haustür stehen.«

»Ja, mit dem Hammer in der Hand.«

»Dem blutigen Hammer.«

»Ja.«

»Er *war* doch blutig?«

»Ja.«

Erneutes Studieren der ominösen Akte, doch diesmal betrachtete er ein Dokument, auf dem tatsächlich etwas geschrieben stand. »Hm. Die Polizei fand Ihren Wagen auf dem Parkstreifen, fast zwanzig Meter von der Tür entfernt, in der Sie Jerry angeblich sahen. Richtig?«

»Genau dort war der Wagen. Es ist die Wahrheit.«

»Wieso war der Wagen so weit vom Haus entfernt?«

»Ich... als ich zum Haus fuhr, bekam ich Panik und fuhr über den Randstein. Ich machte mir Sorgen um meine Frau.«

»Aber Sie konnten Ihre Frau nicht sehen, oder?«

Eine Pause. »Nein. Aber ich konnte den Hammer sehen, das Blut.«

»Zwanzig Meter ist eine ziemliche Entfernung. Sie konnten tatsächlich den Hammer in Jerrys Hand sehen?«

Immer »Jerry«, nie »der Angeklagte« oder »Pilsett«. Ihn menschlich machen. Ihn zum Kumpel aller Jurymitglieder machen. *Ihn* zum Opfer machen.

»Natürlich.«

»Und das Blut darauf?«

»Ich bin mir sicher, ich konnte es sehen. Ich...«

Lescroix schlug zu. »Sie sind sich *sicher*.« Nur der leiseste Anflug von Sarkasmus. Er überflog eine weitere Seite und schüttelte den Kopf. »Ihr Sehvermögen ist nicht sehr gut, oder?« Der Anwalt blickte auf. »Tatsächlich dürfen Sie ohne Brille oder Kontaktlinsen gar nicht Auto fahren.«

»Ich...« Das Ausmaß von Lescroix' Recherche verblüffte den Mann offenbar. Dann lächelte er. »Das stimmt. Und ich hatte meine Brille auf, als ich zum Haus fuhr. Deshalb konnte ich den blutigen Hammer in seiner Hand sehen.«

»Nun, wenn das so ist, Sir, wieso hat Ihnen ein Beamter dann später am Abend die Brille ins Haus gebracht? Als Sie sich ein paar Dinge im Haus ansehen mussten? Er fand sie in Ihrem Wagen.«

Das stand im Polizeibericht.

»Das... warten Sie, ich muss... ich habe sie wahrscheinlich abgenommen, um auf dem Handy die Polizei anzurufen. Es sind Weitsichtgläser. Danach habe ich dann wohl vergessen, sie wieder aufzusetzen.«

»Ich verstehe. Sie behaupten also, Sie sahen einen Mann mit einem blutigen Hammer in Ihrer Einfahrt, Sie nahmen Ihre Brille ab, die Sie zum Autofahren benutzen, und wählten die Notrufnummer.«

»Ja, so wird es gewesen sein.«

Der Ausdruck »Sie behaupten« fiel ihm nicht auf. Einer Jury fällt er immer auf.

»Das bedeutet also, Sie riefen die Notrufnummer noch vom Wagen aus an?«

»Ich habe natürlich sofort angerufen, ja.«

»Aber aus dem Wagen? Sie behaupten, Sie sahen einen Mann mit einem blutigen Hammer in Ihrer Haustür stehen, und doch parkten Sie zwanzig Meter von Ihrem Haus entfernt und blieben im sicheren Wagen, um Hilfe zu rufen? Warum sind Sie nicht aus dem Auto gesprungen und haben nachgesehen, was los ist? Haben nach Ihrer Frau gesehen?«

»Das tat ich ja.«

»Aber erst, nachdem Sie die Notrufnummer gewählt hatten.«

»Ich weiß nicht. Ich... Vielleicht habe ich erst später angerufen.«

»Aber dann wäre Ihre Brille nicht im Wagen gewesen.«

Cabot war mittlerweile so orientierungslos wie ein Hecht am Angelhaken. »Ich weiß nicht. Ich bin in Panik geraten. Ich weiß nicht mehr, was passiert ist.«

Was natürlich die vollständige Wahrheit war.

Und Lescroix demzufolge nicht interessierte.

Er entfernte sich einige Schritte vom Zeugenstand, blieb stehen und drehte sich zu Cabot um. Die Jury schien sich vorzubeugen und auf seinen nächsten Schachzug zu warten.

»Um welche Zeit haben Sie am Samstag, den 3. Juni, Ihr Büro verlassen?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

»Nun, Sie sind gegen fünf zu Hause eingetroffen, wie Sie behaupten. Von Ihrem Büro sind es zehn Minuten Fahrt. Dann müssten Sie gegen vier Uhr fünfundvierzig aufgebrochen sein. Sind Sie direkt nach Hause gefahren?«

»Ich... ich glaube, ich habe noch ein paar Erledigungen gemacht.«

»Was für Erledigungen? Wo?«

»Das weiß ich nicht mehr. Wie können Sie erwarten, dass ich mich daran erinnere?«

»Man sollte meinen, Sie würden sich wenigstens an ein, zwei Orte erinnern, an denen Sie im Lauf von zwei Stunden waren.«

»Zwei Stunden?« Cabot runzelte die Stirn.

»Sie haben das Büro um drei verlassen.«

Der Zeuge starrte seinen Inquisitor an.

»Gemäß dem Video der Überwachungskamera in der Eingangshalle Ihres Gebäudes.«

»Okay, vielleicht bin ich um diese Zeit gegangen. Es ist eine Weile her. Und das war alles sehr schwer für mich. Es ist nicht leicht, sich an alles zu erinnern...«

Er ließ den Satz leise ausklingen, während Lescroix den Bericht des Privatdetektivs aufschlug und Fotokopien von Cabots Bankauszügen und eingereichten Schecks fand.

»Wer«, fragte der Anwalt pointiert, »ist Mary Henstroth?«

Cabots Blick wich dem des Anwalts aus. »Woher wissen Sie von...«

Ich mache eben meine Hausaufgaben, hätte Lescroix erklären können. »Wer ist sie?«

»Eine Freundin. Sie...«

»Eine Freundin. Verstehe. Wie lange kennen Sie sie?«

»Ich weiß nicht. Ein paar Jahre.«

»Wo wohnt sie?«

»In Gilroy.«

»Gilroy liegt fünfzehn Minuten Fahrzeit von Hamilton entfernt, richtig?«

»Kommt drauf an.«

»Kommt worauf an? Wie scharf man darauf ist, nach Gilroy zu kommen?«

»Einspruch.«

»Stattgegeben. Bitte, Mr. Lescroix.«

»Verzeihung, Euer Ehren. Nun, Mr. Cabot, haben Sie am 3. Juni dieses Jahres einen Scheck über die Summe von fünfhundert Dollar auf Ms. Henstroth ausgeschrieben?«

Cabot schloss die Augen. Er presste die Kiefer zusammen. Nickte.

»Antworten Sie bitte für das Protokoll.«

»Ja.«

»Und haben Sie diesen Scheck persönlich überbracht?«

»Ich weiß nicht mehr«, sagte er matt.

»Sie sind nach der Arbeit nicht nach Gilroy gefahren und haben Ms. Henstroth im Laufe Ihres... *Besuchs* nicht einen Scheck über fünfhundert Dollar ausgehändigt?«

»Kann sein.«

»Haben Sie ihr im Lauf der letzten Jahre weitere Schecks ausgestellt?«

»Ja«, flüsterte er.

»Lauter bitte, Sir.«

»Ja.«

»Und haben Sie diese anderen Schecks Ms. Henstroth persönlich ausgehändigt?«

»Manche. Die meisten.«

»Ist es also vernünftig, anzunehmen, dass Sie den Scheck, den Sie am 3. Juni ausschrieben, ebenfalls persönlich überbracht haben?«

»Ich sagte: ja, kann sein«, murmelte er.

»Diese Schecks, die Sie Ihrer ›Freundin‹ im Lauf der letzten Jahre ausgeschrieben haben, gingen von Ihrem Geschäftskonto weg, nicht von Ihrem gemeinsamen Privatkonto, richtig?«

»Ja.«

»Man kann also berechtigterweise annehmen, dass Ihre Frau die Bankauszüge, die belegten, dass Sie diese Schecks ausstellten, nicht erhalten hat. Trifft das ebenfalls zu?«

»Ja.« Der Zeuge ließ die Schultern sinken. Eine geringfügige Geste, aber Lescroix war sich sicher, dass sie von einer Reihe von Jurymitgliedern bemerkt worden war.

Sie alle sahen, wie der Staatsanwalt seinen Kugelschreiber angewidert auf den Tisch feuerte. Er flüsterte seinem betreten

dreinschauenden Assistenten etwas zu, der nickte und noch betretener dreinschaute.

»Wofür war dieses Geld?«

»Ich... weiß es nicht mehr.«

Perfekt. Besser diese ausweichende Antwort stehen zu lassen, als Cabot Druck zu machen, sodass er womöglich eine glaubwürdige Lüge auftische.

»Verstehe. Haben Sie Ihrer Frau erzählt, dass Sie Ms. Henstroth an diesem Nachmittag besuchen würden?«

»Ich... nein.«

»Das habe ich auch nicht angenommen«, murmelte Lescroix, den Blick auf die wie gebannt lauschende Jury gerichtet. Sie liebten dieses neue Thema seiner Symphonie.

»Euer Ehren«, brauste der Staatsanwalt auf.

»Ich ziehe die Bemerkung zurück«, sagte Lescroix. Er zog ein zerknittertes Stück Papier aus der Mappe; es enthielt mehrere handgeschriebene Absätze und sah wie ein Brief aus, obwohl es in Wirklichkeit ein früher Entwurf für eine Rede war, die Lescroix im vergangenen Jahr vor dem Verband der amerikanischen Prozessanwälte gehalten hatte. Er las langsam den ersten Absatz und schüttelte den Kopf. Selbst die Staatsanwälte schienen sich gespannt vorzubeugen. Dann legte er das Papier beiseite und blickte auf. »Ist Ihre Beziehung zu Ms. Henstroth nicht eine Liebesbeziehung?«, fragte er rundheraus.

Cabot bemühte sich, entrüstet dreinzuschauen. »Ich verwahre mich...«

»Also, bitte, Mr. Cabot. Sie haben die Dreistigkeit, einen unschuldigen Mann des Mordes zu bezichtigen, und Sie *verwahren* sich dagegen, dass ich Ihnen ein paar Fragen zu Ihrer Geliebten stelle?«

»Einspruch!«

»Zurückgezogen, Euer Ehren.«

Lescroix schüttelte den Kopf und sah die Jury an. Mit was für einem Monster haben wir es hier zu tun?, schien sein

Blick zu fragen. Er lief hin und her, während er die letzte Seite der Mappe aufblätterte. Er las eine Weile, schüttelte wieder den Kopf und warf die Papiere mit lautem Klatschen auf den Tisch der Verteidigung. Dann fuhr er zu Cabot herum und schrie: »Trifft es nicht zu, dass Sie seit mehreren Jahren eine Affäre mit Mary Henstroth haben?«

»Nein!«

»Trifft es nicht zu, dass Sie befürchteten, im Falle einer Scheidung von Ihrer Frau die Kontrolle über die Firma zu verlieren, die ihr und ihrem Vater zu einundfünfzig Prozent gehörte?«

»Das ist eine Lüge!«, rief Cabot.

»Trifft es nicht zu, dass Sie am 3. Juni dieses Jahres früher aus dem Büro aufbrachen, bei Mary Henstroth in Gilroy Halt machten, mit ihr schliefen und dann zu Ihnen nach Hause weiterfuhren, wo Sie mit einem Hammer in der Hand Ihrer Frau auflauerten? Mit diesem Hammer hier, Beweisstück A?«

»Nein, nein, nein!«

»Und dann haben Sie sie erschlagen. Sie sind zu Ihrem Wagen zurückgegangen und haben gewartet, bis Jerry Pilsett auftauchte, worum Sie ihn gebeten hatten. Und als er kam, nahmen Sie Ihre Brille ab und riefen auf Ihrem Handy die Polizei an, um ihn – einen unschuldigen Mann – als den Mörder anzuzeigen.«

»Nein, das stimmt nicht. Das ist lächerlich!«

»Einspruch!«

»Trifft es nicht zu«, schrie Lescroix, »dass Sie Patricia, Ihre Sie liebende Frau, kaltblütig töteten?«

»Nein!«

»Stattgegeben! Genug jetzt, Mr. Lescroix. Ich dulde kein solches Theater in meinem Gerichtssaal.«

Aber von einem Provinzrichter ließ sich der Anwalt nicht aufhalten. Er war nicht mehr zu bremsen, angefeuert vom Murmeln und den erstaunten Ausrufen der Zuschauer, schwang sich seine empörte Stimme in die hintersten Winkel

des Gerichtssaals mit ihrem »Trifft es nicht zu? – Trifft es nicht zu?«

Sein Publikum auf der Geschworenenbank saß vornübergebeugt, als wollte es jeden Moment zu einer stehenden Ovation für den Dirigenten aufspringen, und Charles Cabots ängstlicher Blick, der allen stählernen Zorn verloren hatte, schweifte panisch durch den Gerichtssaal. Er war sprachlos, ohne Stimme, als hätte sich seine tote Frau hinter ihm materialisiert und ihre Arme um seinen Hals geschlossen, um das bisschen an Leben, das seinem schuldbeladenen Herzen geblieben war, aus ihm herauszuquetschen.

Drei Stunden für einen Freispruch in allen Punkten.

Kein Rekord, aber ganz gut, dachte Lescroix, als er am Abend in seinem Hotelzimmer saß. Er ärgerte sich, weil er den letzten der beiden täglichen Flüge aus Hamilton verpasst hatte, aber neben ihm stand ein Glas Whiskey, in seinem tragbaren CD-Spieler lief Musik, und seine Füße ruhten auf der Fensterbank, in italienischen Socken, die so glatt wie ein schwarzer Frauenstrumpf waren. Er vertrieb sich die Zeit, indem er seinen Sieg in Gedanken noch einmal durchspielte und überlegte, ob er einen Teil seines Honorars dafür verwenden sollte, seine Hängebacken richten zu lassen.

Es klopfte an der Tür.

Lescroix stand auf und ließ Jerry Pilsetts Onkel ins Zimmer. Der Anwalt hatte ihm bei ihrer ersten Begegnung nicht viel Beachtung geschenkt, und er erkannte jetzt, dass der Mann mit seinen flinken Augen und der maßgeschneiderten Kleidung kein Bauerntrommel war. Er musste mit einem der großen industriellen Farmbetriebe zu tun haben. Wahrscheinlich hatte er den Familienbesitz keineswegs verpfänden müssen, und Lescroix bedauerte, dass er nur fünfundsiebzigtausend Dollar für den Fall verlangt hatte. Er hätte glatte hunderttausend nehmen sollen. Nun gut.

Der ältere Pilsett nahm ein Glas Whiskey an und trank einen großen Schluck. »Nach der ganzen Aufregung heute kann ich den gebrauchen, oh ja.«

Er zog ein Kuvert aus der Tasche und legte es auf den Tisch. »Der Rest Ihres Honorars. Ich muss sagen, ich hätte nicht gedacht, dass Sie es schaffen. Nicht mal wegen Einbruchs wurde er belangt«, fügte er erstaunt an.

»Nun, das konnten sie ja wohl schlecht machen, oder? Entweder er war in allen Punkten schuldig oder in keinem.«

»Ja, da haben Sie wohl Recht.«

Lescroix wies mit einem Kopfnicken auf das Honorar. »Viele Leute hätten das nicht getan. Nicht einmal für Angehörige.«

»Ich glaube fest daran, dass die Familie zusammenhalten sollte. Und dass man für die Familie tun sollte, was getan werden muss.«

»Eine gute Einstellung«, bemerkte der Anwalt.

»Sie sagen das, als würden Sie weder an Einstellungen noch an Familie glauben.«

»Ich hatte noch keine Gelegenheit, an eins von beiden zu glauben oder nicht«, antwortete Lescroix. »Mein Leben ist meine Arbeit.«

»Leute aus dem Gefängnis holen.«

»Ich nenne es lieber, der Gerechtigkeit zu dienen.«

»Gerechtigkeit?«, schnaubte der Alte. »Wissen Sie, ich hab diesen Prozess von O.J. Simpson verfolgt. Und ich habe nach dem Urteilsspruch einen Kommentator sagen hören, dieser zeige nur, dass man, egal welcher Rasse man angehört, Gerechtigkeit kaufen kann. Darüber musste ich lachen. Wie meinte er das, *Gerechtigkeit*? Freiheit kann man kaufen, wenn man Geld hat. Das hat nicht unbedingt etwas mit Gerechtigkeit zu tun.«

Lescroix klopfte auf das Kuvert. »Und was kaufen *Sie*?« Pilsett lachte. »Seelenfrieden. Den kauf ich. Besser als Ge-

rechtigkeit und Freiheit zusammen. So, und wie hat mein Nef-
fe die ganze Tortur überstanden?»

»Er hat überlebt.«

»Er ist nicht zu Hause. Wohnt er hier?»

Lescroix schüttelte den Kopf. »Er war der Ansicht, dass er
in nächster Zeit nicht allzu willkommen sein wird in Hamil-
ton. Er ist im Skyview Motel an der Route 32 West. Ich glau-
be, er möchte Sie gern sehen. Ihnen persönlich danken.«

»Meine Frau und ich werden ihn anrufen und ihn zum Es-
sen einladen.« Der Mann trank seinen Whiskey aus. »Nun,
Mister, kein leichter Job, den Sie da machen. Ich beneide Sie
nicht darum.« Er musterte den Anwalt mit diesen scharfen
Augen. »Vor allem beneide ich Sie nicht um die schlaflosen
Nächte. Mit Ihrem Gewissen.«

Lescroix runzelte bei dieser Bemerkung leicht die Stirn.
Aber dann lächelte er. »Ich schlafe wie ein Baby. Solange ich
zurückdenken kann.«

Sie schüttelten einander die Hände und gingen zur Tür. Jer-
rys Onkel trat in den Flur hinaus, blieb aber noch einmal ste-
hen und drehte sich um. »Ach ja, an Ihrer Stelle würde ich mir
die Nachrichten ansehen.« Dann fügte er geheimnisvoll an:
»Sie werden ein paar Dinge hören, über die Sie vielleicht
nachdenken sollten.«

Lescroix schloss die Tür und kehrte zu dem unbequemen
Sessel und seinem großzügig bemessenen Whiskey zurück.

Dinge, über die ich nachdenken sollte?

Um achtzehn Uhr griff er zur Fernbedienung, schaltete den
Fernseher an und suchte nach einem lokalen Nachrichtensen-
der. Er sah eine hübsche junge Sprecherin, die ein Mikrofon
in der Hand hielt.

»Es war heute Nachmittag, während die Staatsanwälte den
freigelassenen Verdächtigen Jerry Pilsett wegen Charles
Cabots Rolle beim Tod seiner Frau befragten, als Pilsett das
schockierende Geständnis ablegte. Später wiederholte er die
Aussage vor Reportern.«

O mein Gott. Nein. Das kann er doch nicht getan haben!

Lescroix beugte sich vor, der Mund blieb ihm offen.

Jerry erschien auf dem Bildschirm, er grinste schief und schnippte sich ans Ohrläppchen. »Klar hab ich sie umgebracht. Das hab ich meinem Anwalt von Anfang an gesagt. Aber keiner kann mir jetzt noch irgendwas. Sie dürfen mich nicht noch mal vor Gericht stellen, hat er gesagt. Is nach dem Gesetz verboten. Kann ich ja wohl nichts dafür, wenn sie beim ersten Mal nicht genug für'ne Verurteilung beisammen hatten.«

Lescroix bekam eine Gänsehaut.

Zurück zu der blonden Sprecherin. »Ebendieser Anwalt, Paul Lescroix aus New York, hatte zuvor beim Prozess für Aufsehen gesorgt, als er andeutete, der Geschäftsmann Charles Cabot aus Hamilton selbst habe seine Ehefrau getötet, weil er eine andere Frau liebte. Die Polizei hat jedoch festgestellt, dass es sich bei der Frau, mit der Cabot Lescroix zufolge angeblich ein Verhältnis hatte, um Schwester Mary Helen Henstroth handelt, eine fünfundsiebzigjährige Nonne, die ein Jugendzentrum in Gilroy führt. Cabot und seine Frau arbeiteten häufig ehrenamtlich in der Einrichtung mit und spendeten ihr Tausende von Dollar.

Die Polizei hat außerdem Lescroix' andere Theorie zerstreut, wonach Cabot seine Frau getötet haben könnte, um die Kontrolle über die Firma zu übernehmen, deren Präsident er ist. Denn obwohl er nur eine Minderheit der Unternehmensanteile besaß, hat eine Durchsicht der Firmenunterlagen ergeben, dass Patricia Cabot und ihr Vater ihm freiwillig hundert Prozent der Stimmrechte abtraten, nachdem Cabot die fünfzigtausend Dollar zurückgezahlt hatte, die ihm sein Schwiegervater zur Gründung der Firma vor fünf Jahren geliehen hatte.

Die Staatsanwaltschaft prüft nun, ob sie Lescroix wegen Verleumdung und Missbrauch der Verfahrensregeln anklagen kann.«

Wütend schleuderte Lescroix die Fernbedienung durch das Zimmer. Sie zersprang in ein Dutzend Teile.

Das Telefon läutete.

»Mr. Lescroix, ich bin von WPIJ News. Könnten Sie etwas zu der Behauptung sagen, dass Sie wissentlich einen Unschuldigen...«

»Nein.« *Klick.*

Es läutete erneut.

»Hallo?«

»Ich bin Reporter der *New York Times*...«

Klick.

»Ja?«

»Ist dort dieser gottverdammte Rechtsverdrehler? Wenn ich Sie finde, dann...«

Klick.

Lescroix steckte das Telefon aus, stand auf und lief im Zimmer hin und her. Keine Panik. Es ist alles nicht so schlimm. In ein paar Tagen würde die ganze Sache vergessen sein. Es war nicht *seine* Schuld. Er war verpflichtet, einen Klienten so gut es ging zu vertreten. Doch noch während er sich gut zuredete, sah er sich im Geiste vor der Ethikkommission der Anwaltskammer, sah sich die Angelegenheit seinen Klienten, Golfpartnern und Freundinnen erklären ...

Pilsett. Was für ein unfassbarer Narr. Er ...

Lescroix erstarrte. Auf dem Bildschirm war ein Mann in den Fünfigern zu sehen. Unrasiert. Verknittertes weißes Hemd. Ein unsichtbarer Interviewer fragte ihn nach seiner Reaktion auf den Urteilsspruch im Fall Pilsett. Was jedoch Lescroix' Aufmerksamkeit gefesselt hatte, war die eingblendete Zeile am unteren Rand des Bildschirms: *James Pilsett. Onkel des freigesprochenen Verdächtigen.*

Das war nicht der Mann, der ihn engagiert hatte, der vor einer Stunde hier im Zimmer gewesen war, um das Honorar abzuliefern.

»Wissense«, nuschelte der Mann, »Jerry war immer'n Problem. Hat nie gemacht, was er sollte. Hat sich jede einzelne Ohrfeige verdient, die er gekriegt hat. Also, dass sie ihn heut ham laufen lassen... das versteh ich überhaupt nich. Kommt mir nich richtig vor.«

Lescroix eilte zum Schreibtisch und öffnete das Kuvert. Es enthielt die volle restliche Summe. Aber kein Scheck, sondern in bar, wie schon der Vorschuss. Es gab keinen Zettel, nichts mit einem Namen darauf.

Wer zum Teufel war dieser Mann?

Er steckte das Telefon wieder ein und rief im Skyview Motel an.

Es läutete und läutete.

Endlich meldete sich jemand. »Hallo?«

»Jerry, hier ist Lescroix. Hören Sie...«

»Tut mir leid«, sagte die Stimme des Mannes. »Jerry kann im Moment nicht ans Telefon kommen.«

»Wer spricht da?«

Eine Pause.

»Hallo, Anwalt?«

»Wer sind Sie?«, fragte Lescroix.

Am anderen Ende hörte er leises Lachen. »Erkennen Sie mich nicht? Und das nach unserem langen Gespräch vor Gericht heute Morgen. Ich bin enttäuscht.«

Cabot! Es war Charles Cabot.

Wie war er in Jerrys Motelzimmer gekommen? Lescroix war der Einzige, der wusste, wo sich der Mann versteckt hielt.

»Sie sind verwirrt, Anwalt?«

Aber nein, fiel Lescroix ein, er war *nicht* der Einzige, der es wusste. Er hatte dem Mann, der sich als Jerrys Onkel ausgab, vom Skyview erzählt. »Wer war das?«, flüsterte Lescroix. »Wer war der Mann, der mich bezahlt hat?«

»Kommen Sie nicht drauf?«

»Nein.«

Aber im selben Moment, in dem er es sagte, begriff er. Lescroix schloss die Augen. Setzte sich aufs Bett. »Ihr Schwiegervater.«

Der reiche Geschäftsmann. Patricias Vater.

Ich glaube fest daran, dass die Familie zusammenhalten sollte...

»Er hat mich engagiert?«

»Wir beide«, sagte Cabot.

»Um den Mörder Ihrer Frau zu verteidigen? Wieso?«

Cabot seufzte. »Was glauben Sie, Anwalt?«

Langsam, wie Eis auf einem Teich im November, formten sich Lescroix' Gedanken. »Weil es in diesem Bundesstaat keine Todesstrafe gibt.«

»Richtig, Anwalt. Vielleicht wäre Jerry lebenslänglich ins Gefängnis gewandert, aber das reichte uns nicht.«

Und Cabot und sein Schwiegervater konnten nur an Pilsett herankommen, wenn sie dafür sorgten, dass er freigesprochen wurde. Deshalb engagierten sie den besten Strafverteidiger im Land.

Lescroix lachte angewidert. In Wirklichkeit hatte Cabot vor Gericht also mit *ihm* gespielt. Hatte schuldbewusst getan, nie erklärt, was er hätte erklären können, sich bei Lescroix' weit hergeholten Andeutungen gekrümmt.

Plötzlich fielen ihm Cabots Worte ein: *Jerry kann im Moment nicht ans Telefon kommen...*

»O mein Gott, werden Sie ihn töten?«

»Jerry? Na, im Augenblick besuchen wir ihn nur«, sagte Cabot. »Wir drei sitzen nett zusammen. Aber ich sollte Ihnen vielleicht sagen, dass Jerry leider sehr depressiv ist. Ich mache mir Sorgen, er könnte sich etwas antun. Er hat sogar damit gedroht, sich aufzuhängen. Das wäre ein Jammer. Aber natürlich ist das jedermanns freie Entscheidung. Wie käme ich dazu, mich einzumischen?«

»Ich sage es der Polizei.«

»Ach ja? Ich denke, das könnten Sie wohl tun. Aber dann stünde mein Wort gegen Ihres, und ich muss sagen, dass Ihre Aktien nach dem Prozess heute nicht allzu hoch stehen hier in der Gegend. Und Jerrys ebenfalls nicht.«

Und was kaufen Sie?

Seelenfrieden...

»Tut mir leid, aber ich muss Schluss machen«, fuhr Cabot fort. »Ich glaube, ich höre komische Geräusche aus dem anderen Zimmer. Wo Jerry ist. Ich geh mal lieber schnell nachsehen. Mir ist, als hätte ich ein Seil da drin gesehen.«

Ein tiefes, verzweifelt Stöhnen drang durch die Leitung.

»Was war das?«, schrie Lescroix.

»O je, ich glaube, ich leg besser auf. Machen Sie's gut, Anwalt. Ich hoffe, Sie hatten einen angenehmen Aufenthalt in Hamilton.«

»Warten Sie!«

Klick.

Das Mädchen im Stollen

»Entschuldigen Sie, dass ich so früh störe, Sir.«

Ein beunruhigter Ron Badgett blinzelte um sechs Uhr morgens benommen den Mann vor seiner Tür an, der mit einem Anzug bekleidet war und ihm eine Dienstmarke der Polizei entgegenstreckte.

»Ich bin Detective Larry Perillo.«

»Was ist los, Officer?«

»Sie sind der Eigentümer des Gebäudes Humbolt Way 77?«

»Ja. Dort befindet sich meine Firma.« Ron Badgett begann sich ernsthaft Sorgen zu machen. Vor drei Minuten mochte er noch schlaftrunken und müde gewesen sein. Jetzt war er hellwach. »Hat es gebrannt, oder was?« Der dickbäuchige Mann

mittleren Alters mit dem schütterten Haar zog den Gürtel seines beigen Frotteebademantels fester zu.

Es war ein kühler Samstagmorgen im September, und die beiden Männer standen im Eingang von Rons renovierungsbedürftigem Wohnhaus im Kolonialstil, das sich von den drei Kindern der Vorbesitzer noch nicht ganz erholt hatte. Offenbar waren diese auf jeder erreichbaren Oberfläche herumgehüpft und -getrampelt, und Ron und seine Frau verbrachten den größten Teil ihrer Freizeit mit Reparaturarbeiten.

»Nein, Sir, mit Ihrem Geschäft ist alles in Ordnung. Aber wir hoffen, Sie können uns helfen. Kennen Sie das alte Gebäude hinter Ihrem, auf der anderen Seite des Parkplatzes?«

»Der heruntergekommene alte Kasten?«

»Genau.«

Sandra, Rons Ehefrau seit achtzehn Jahren, erschien in der Tür und runzelte die Stirn. Sie trug einen blauen Steppmantel und Hausschuhe. Ihr Haar war unordentlich, und sie hatte diesen schläfrigen Morgenblick, den Ron auch nach achtzehn Ehejahren immer noch attraktiv fand. »Was ist los, Schatz?«

»Es gibt ein Problem mit einem alten Gebäude hinter dem Büro.« Er stellte sie dem Beamten vor.

»Ach, das eine, das sie abreißen wollen?« Sandra, die zurzeit nur gelegentlich freiberuflich arbeitete, hatte Ron eine Woche lang beim Umzug in das neue Gebäude geholfen. Eines Tages, als sie an der Laderampe auf der Rückseite stand, hatte sie bemerkt, dass der Bau gefährlich aussah.

»Richtig«, sagte Perillo und fügte dann hinzu: »Gestern Abend hat anscheinend eine Studentin des City College eine Abkürzung durch das Gelände dort hinten genommen. Ein Teil des Gebäudes ist eingestürzt. Sie sitzt in einem dieser alten Lieferstollen fest, die früher die Fabriken und Lagerhäuser in der Gegend miteinander verbunden haben.«

»Großer Gott«, flüsterte Sandra.

»Aber sie lebt noch?«, fragte Ron.

»Bis jetzt, ja. Wir hören sie um Hilfe rufen, aber sie klingt nicht sehr kräftig.«

Rons Frau schüttelte den Kopf. Die beiden hatten eine siebzehnjährige Tochter, die zurzeit in Washington D.C. zur Schule ging, und Sandra dachte daran, wie es wäre, wenn ihr eigenes Kind verletzt oder eingesperrt wäre. Niemand kann so mitfühlen wie andere Eltern.

Der Polizist warf einen Blick auf die Morgenzeitung, die in einer Plastikhülle auf dem Rasen lag. Er hob sie auf und zeigte ihnen die Schlagzeile: WIRD DAS MÄDCHEN IM STOLLEN GERETTET?

Ein Foto zeigte Dutzende von Rettungskräften, die einen Berg Schutt umstanden. Im Vordergrund schnüffelte ein Polizeihund an einem klaffenden Loch im Boden. Ein grimmig blickendes Paar stand in der Nähe; es waren die Eltern von Tonya Gilbert, dem verschütteten Mädchen. Ein weiteres Foto zeigte das Bild des Mädchens im Jahrbuch der High-school. Ron überflog den Artikel und erfuhr ein paar Dinge über Tonya. Sie hatte gerade ihr Abschlussjahr am City College begonnen, nachdem sie den Sommer über als Wanderführerin in einem Naturpark in den Appalachen gearbeitet hatte. Ihr Studienschwerpunkt lag im öffentlichen Gesundheitswesen. Ihr Vater war Geschäftsmann, ihre Mutter arbeitete ehrenamtlich in einer Reihe von Wohltätigkeitsvereinen in der Stadt. Tonya war ihr einziges Kind.

Ron tippte auf einen Artikel am Rand der Seite. »Hey, sieh mal an.« ELTERN BIETEN 500 000 \$ FÜR RETTUNG DES KINDES, lautete die Schlagzeile.

Eine halbe Million, dachte er. Dann fiel ihm ein, dass sich der Nachname des Mädchens bekannt anhörte. Ihr Vater war wahrscheinlich derselbe Gilbert, dem eine große Investmentbank in der City gehörte und der in der Presse immer auf Versteigerungen für wohltätige Zwecke und kulturellen Benefizveranstaltungen auftauchte.

»Wie können wir helfen?«, fragte Sandra den Detective.

»Unsere Rettungsteams haben versucht, von der Oberfläche zu dem Mädchen vorzudringen, aber es ist zu gefährlich. Der Rest des Gebäudes könnte jeden Moment einstürzen. Die Behörden würden gern versuchen, über den Keller Ihres Bürogebäudes zu ihr vorzustoßen.«

Sandra schüttelte den Kopf. »Aber was sollte das helfen? Er ist ja ein ganzes Stück entfernt von dem alten Gebäude.«

»Unsere Leute haben sich alte Karten von Gebäuden angesehen, die früher in der Gegend standen. Es gibt einige Kellergeschosse unter dem Parkplatz, zwischen Ihrem Gebäude und dem eingestürzten, und wir glauben, dass diese nicht aufgefüllt wurden. Wir hoffen, dass sich jemand unterirdisch an das Mädchen heranarbeiten kann.«

»Ach so, natürlich«, sagte Ron. »Wir helfen, so gut es nur geht.«

»Vielen Dank, Sir.«

»Ich komme sofort runter und lasse Sie rein. Geben Sie uns nur ein paar Minuten, damit wir uns etwas anziehen können.«

»Sie können mir hinterherfahren.« Der Detective zeigte auf seinen dunkelblauen zivilen Wagen.

Ron und Sandra eilten ins Haus zurück. »Das arme Mädchen... beeilen wir uns«, flüsterte Sandra.

Im Schlafzimmer warf Ron Bademantel und Pyjama auf den Boden, während Sandra in ihr Ankleidezimmer ging, um sich umzuziehen. Während Ron Jeans und ein Sweatshirt anzog, klickte er den lokalen Fernsehkanal an. Ein Team war vor Ort, und ein Reporter erzählte dem Nachrichtensprecher gerade, dass ein weiterer Teil des Gebäudes eben eingestürzt sei, die Trümmer hätten Tonya jedoch verfehlt. Sie lebte noch.

Gott sei Dank, dachte Ron. Er schlüpfte in seine Jacke und schaute auf den Bildschirm. Die Kamera schwenkte auf zwei junge Frauen, die an der Polizeiabsperrung standen. Eine wischte sich die Tränen fort, während die andere ein Schild in die Höhe hielt. »Wir ♥ Dich, Tonya!« stand darauf.

RB Graphic Design war in einem alten Lagerhaus für Kaffee untergebracht, einem kleinen, nahe am Fluss und auf der Straßenseite gegenüber dem City College.

Vor zwei Jahren hatten ein Dutzend Bauträger beschlossen, dieses frühere Industriegebiet umzuwandeln und Lofts, schicke Restaurants, Theater und künstlerisch angehauchte Gewerbe anzusiedeln – so wie es neuerdings viele Städte in dem mehr oder weniger verzweiferten Bemühen taten, den Trend zur Flucht in die genormten Schlafstädte zu stoppen.

Die Immobiliengesellschaften steckten auf dem acht Straßenzüge im Quadrat großen Gelände enorme Summen in Renovierung und Neubauten, während die Stadt selbst sich zu Steuererleichterungen bereit erklärte, um Menschen und Firmen zum Umzug zu bewegen, und ein paar billige Skulpturen, die Beschilderung und ein PR-Unternehmen bezahlte, das sich den Namen NeDo einfallen ließ, was für New Downtown stand. Trotz des wenig geistreichen Namens und einiger anderer Planungsfehler (zum Beispiel hatte man vergessen, dass die Besucher der schicken Restaurants und Theater und die Angestellten in den kreativen Unternehmen ihre Autos irgendwo parken mussten), fand die Erschließung Anklang. Ron Badgett etwa wusste sofort, dass er seine Firma in das Viertel verlegen wollte, und besonders hatte es ihm das alte Kaffeelagerhaus angetan. Er könne es nicht erklären, sagte er zu Sandra, aber ihm sei instinktiv klar gewesen, dass es perfekt zu seiner Persönlichkeit passe.

Ron hielt außerdem die Zeit für gekommen, sein ursprüngliches Büro aufzugeben. Er fand, die Vorteile des alten Gebäudes hatten sich erschöpft, das im ursprünglichen Stadtzentrum lag, in einer langweiligen Umgebung mit lauter Bürogebäuden aus den 1950ern, dem Busbahnhof und einer kürzlich stillgelegten Sekretärinnenschule. Nachts war es eine Geisterstadt. Gewaltverbrechen hatten in den letzten Jahren zuge-

nommen, und Sandra hasste es, abends allein in das Gebiet zu fahren, um Ron zu treffen.

Doch obwohl NeDo allmählich populär wurde, hatte sich der Umzug in finanzieller Hinsicht für Ron nicht so gelohnt wie erhofft. Offenbar zogen eine Reihe seiner Kunden die alte Gegend vor (die nicht verstopfte Straßen, reichlich Parkplätze und stille, unpräntiöse Restaurants zu bieten hatte). Er hatte ein halbes Dutzend Kunden verloren, und auch wenn er ein paar neue an Land ziehen konnte, litt er immer noch unter dem Umsatzeinbruch und den Kosten des Umzugs, die höher als berechnet ausgefallen waren.

Die Finanzen waren ein Problem, vor allem für Sandra. Sie war ehrgeiziger – und hatte einen kostspieligeren Geschmack – als ihr Mann, und ihrer beider Einkommen hatte sich empfindlich verringert, als sie vor sechs Monaten als Ingenieurin bei einem Energieunternehmen entlassen worden war. Er wusste, sie würde es gern sehen, wenn er sich von einer großen Werbeagentur fest anstellen ließe, aber er konnte sich nicht dazu aufraffen. Ron Badgett hatte seine Frau nie darüber im Unklaren gelassen, dass er wichtigere Ziele hatte als Geld anzuhäufen. »Ich muss selbstständig arbeiten. Verstehst du, ich muss meiner Kreativität folgen.« Er hatte wehmütig gelächelt. »Ich weiß, das klingt bescheuert. Aber ich kann nicht anders. Ich muss mir treu bleiben.«

Letzten Endes, glaubte er, verstand ihn Sandra und unterstützte ihn. Abgesehen davon gefiel es ihm sehr in NeDo, und er verspürte kein Verlangen, wegzuziehen.

Während die Badgetts nun dem dahinrasenden Polizeiauto folgten, waren alle Gedanken über Stadtviertel, ihre finanzielle Lage und ihrer beider Persönlichkeiten jedoch in weite Ferne gerückt. Ron konnte an nichts anderes denken als an Tonya Gilbert, das Mädchen im Stollen, das unter dem eingestürzten Gebäude lag.

Ein Stück voraus sah er das Treiben rund um die Tragödie: Massen an Helfern, Feuerwehrautos, Streifenwagen, Schau-

lustige hinter gelbem Absperrband. Auch die Presse natürlich, ein halbes Dutzend Lkws mit den Logos der Sender an den Seiten und von himmelwärts gerichteten Satellitenschüsseln gekrönt.

Ron hielt vor seinem Gebäude – unter einem vorspringenden Parkverbotsschild –, und er und Sandra stiegen eilig aus. Sie folgten dem Detective zur Einganstür von RB Graphic Design, wo mehrere düster blickende Vertreter von Polizei und Feuerwehr standen. Es waren kräftige Männer und Frauen, einige trugen Overalls und Gürtel mit Rettungsutensilien, andere Anzüge oder Uniformen.

Einer von ihnen, ein weißhaariger Mann in einer marineblauen Uniform mit Bändern und Abzeichen auf der Brust, schüttelte den Badgetts die Hand, nachdem Perillo sie vorgestellt hatte. »Ich bin Feuerwehrkommandant Knoblock. Vielen Dank, dass Sie gekommen sind, um uns zu helfen. Wir haben hier ein massives Problem.«

»Du lieber Himmel, unter dem ganzen Zeug hier liegt sie?«, fragte Sandra und blickte durch die Gasse neben Rons Gebäude auf einen riesigen Berg Schutt. Die verbliebenen Wände ragten bedenklich labil über klaffenden Löchern im Untergrund auf. Sie sahen aus, als könnten sie jeden Moment einstürzen. Eine Staubwolke vom letzten Einsturz hing wie grauer Nebel in der Luft.

»Leider ja«, sagte der Kommandant. »Sie befindet sich acht bis zehn Meter tief in einem Teilstück eines alten Transportstollens, den man früher benutzte, als die Fabriken und Lagerhäuser hier noch in Betrieb waren. Ein Wunder, dass sie noch lebt.« Der hoch gewachsene Mann mit der makellosen Körperhaltung schüttelte den Kopf. »Und das alles, um ein paar Blocks abzukürzen.«

»Man hätte Warnschilder oder so etwas aufstellen sollen«, sagte Ron.

»Die gab es wahrscheinlich«, erwiderte der Kommandant. »Sie wird sie wohl ignoriert haben. Sie wissen ja, wie die jun-

gen Leute heute sind«, sagte er mit der Miene eines Mannes, der so manche von törichten Teenagern verursachte Tragödien gesehen hatte.

»Warum ist das Gebäude eingestürzt?«, fragte Ron.

»Das weiß niemand genau. Die Inspektoren sagten, viele der Stützbalken seien zwar verrottet gewesen, aber sie rechneten nicht damit, dass es in absehbarer Zeit einstürzen würde, sonst hätten sie es mit einem Zaun gesichert.«

»Nun, dann kommen Sie herein«, sagte Ron. Er öffnete die Tür und führte Knoblock und die anderen in das Gebäude und dann hinunter in das Tiefgeschoss. Bei der Renovierung war mit diesem Teil des Baus nicht viel Aufwand betrieben worden, und es war modrig und schlecht beleuchtet, aber dank Sandras Anstrengungen während des Umzugs wenigstens sauber.

»Wissen Sie, was ich mich frage?«, wandte sich Perillo an den Feuerwehrchef. »Hatte sie denn kein Handy dabei? Vielleicht könnten Sie sie anrufen. Sie könnte Ihnen sagen, wie schwer verletzt sie ist oder vielleicht einen nützlichen Hinweis liefern, wie wir an sie herankommen.«

»Oh, sie hat ein Handy«, antwortete der Kommandant. »Wir haben die Gesprächsliste überprüft. Sie hat gestern Abend, als sie das College verließ, ein paar Mal telefoniert – vermutlich unmittelbar, bevor sie in das Loch fiel. Aber der Netzbetreiber sagt, das Gerät ist abgeschaltet. Sie findet es wahrscheinlich im Dunkeln nicht. Oder sie kann es nicht erreichen.«

»Es könnte kaputt sein«, meinte Sandra.

»Nein«, erklärte der Feuerwehrchef. »Das kann der Betreiber feststellen. Intakte Telefone strahlen, auch wenn sie ausgeschaltet sind, noch ein Signal ab. Es muss so sein, dass sie einfach nicht an das Handy herankommt.«

Ein Feuerwehrmann in einem Overall kam die Treppe herunter, sah sich um und räumte dann alles mögliche Grafikzubehör von einem alten Zeichentisch. Er breitete eine Karte

von der Umgebung rund um Rons Haus aus. Seine Kollegen bauten Scheinwerfer auf – einen auf die Karte gerichtet, den anderen auf die Wand auf der Rückseite des Gebäudes.

Knoblock nahm einen Anruf auf seinem eigenen Handy entgegen. »Ja, Sir... ja. Wir sagen Ihnen Bescheid.«

Er legte auf, schüttelte den Kopf und wandte sich mit leiser Stimme an Ron und seine Frau. »Das war ihr Vater. Armer Kerl. Er ist fix und fertig. Ich habe mit seiner Frau gesprochen, und anscheinend hatten er und Tonya in letzter Zeit Probleme miteinander. Sie ist mit ihrem Wagen irgendwo gegen gefahren, und er wollte ihr kein Geld für die Reparatur geben. Das ist der Grund, warum sie zur Bushaltestelle laufen musste.«

»Und jetzt«, sagte Sandra, »hält er es für seine Schuld, dass sie diesen Unfall hatte.«

»Ja. Und wenn Sie mich fragen, bietet er deshalb eine so hohe Belohnung an. Ich meine, fünfhunderttausend Dollar... So etwas habe ich noch nie gehört. Jedenfalls nicht hier bei uns.«

Von oben rief eine Stimme: »Langley ist gerade eingetroffen. Er wird in einer Minute bei Ihnen unten sein.«

»Unser Rettungsspezialist«, erklärte der Kommandeur.

»Wer ist er?«, fragte Ron.

»Der führende Spezialist für Rettung und Bergung im Lande. Führt ein entsprechendes Unternehmen in Texas. Greg Langley. Haben Sie noch nie von ihm gehört?«

Sandra schüttelte den Kopf. Ron dagegen zog eine Augenbraue hoch. »Doch, ich glaube schon. Es gab mal einen Bericht über ihn im Discovery Channel oder so.«

»Auf A&E«, sagte Knoblock. »Er soll ziemlich gut sein. Sein Unternehmen rettet Bergsteiger und Wanderer, die auf Bergen oder in Höhlen verunglücken, Arbeiter, die auf Ölplattformen festsitzen, von Lawinen Verschüttete, was Sie wollen. Er hat eine Art sechsten Sinn dafür, Leute zu finden und zu retten.«

»Er war mit seiner Mannschaft gerade in Ohio«, sagte Detective Perillo. »Sie sind die ganze Nacht gefahren, um hierherzukommen.«

»Da hatten Sie ja Glück, dass Sie ihn erwisch haben, als er gerade frei war«, sagte Ron.

»Na ja, eigentlich hat *er uns* angerufen, kurz nachdem die Geschichte um Mitternacht publik wurde«, antwortete Kommandant Knoblock. »Ich konnte mir nicht erklären, wie er es erfahren hatte, aber er sagte, er lässt Leute überall im Land die Nachrichten verfolgen, und sie geben ihm Bescheid, wenn sich etwas nach einem Job für ihn anhört.« Flüsternd fügte der Feuerwehrchef an: »Für meinen Geschmack ist der Mann ein bisschen zu sehr an der Belohnung interessiert. Aber solange er das Mädchen rettet, soll es mir recht sein.«

Die Feuerwehrleute waren mit der Verlegung der Stromkabel fertig und schalteten das Licht ein. Der Raum wurde in blendend weißes Licht getaucht, und im selben Moment hörte man Schritte auf der Treppe. Eine Gruppe von drei Männern und zwei Frauen kam in das Untergeschoss, sie karrten Seile und Helme heran, Scheinwerfer, Funkgeräte, Metallklammern, Haken und sonstiges Gerät, das für Ron wie Bergsteigerausrüstung aussah. Alle trugen gelbe Overalls mit dem Schriftzug *Langley Services, Houston, TX* auf dem Rücken.

Einer der Männer stellte sich als Greg Langley vor. Er war in den Vierzigern, etwa einen Meter fünfundsiebzig groß, schlank, aber erkennbar kräftig. Er hatte ein rundes, sommersprossiges Gesicht, gelocktes, rotes Haar und Augen, die vor Selbstsicherheit überflossen.

Man stellte einander vor. Langley warf einen Blick auf Ron und Sandra, begrüßte sie aber nicht einmal. Ron war ein wenig gekränkt, ließ sich aber nichts anmerken.

»Wie ist die Situation?«, fragte Langley die Beamten.

Knoblock beschrieb den Unfall und zeigte auf der Karte die genaue Lage des Mädchens im Stollen, dann erklärte er, wie

die Tiefgeschosse Rons Gebäude mit der eingestürzten Fabrik verbanden.

»Ist sie in unmittelbarer Gefahr?«, fragte Langley.

»Wir können sie wahrscheinlich irgendwie mit Essen und Wasser versorgen«, sagte Knoblock. »Und bei diesem Wetter wird sie nicht an Unterkühlung sterben. Aber ihre Stimme klingt sehr schwach. Das lässt uns annehmen, dass sie bei dem Sturz ziemlich schwer verletzt wurde. Sie könnte bluten, könnte sich etwas gebrochen haben, wir wissen es einfach nicht.«

»Die große Gefahr ist ein weiterer Einsturz«, fügte ein anderer Feuerwehrmann an. »Das ganze Gelände ist völlig instabil.«

»Wo gehen wir rein?«, fragte Langley mit einem Blick auf die Kellerwand.

Ein Bauingenieur der Stadt prüfte die Karte und klopfte dann auf einen Punkt auf dem Ziegelwerk. »Auf der anderen Seite dieser Wand war ein altes Gebäude, das vor ein paar Jahren abgerissen wurde. Man hat die Fläche zubetoniert, aber die meisten Räume im Untergeschoss sind noch intakt. Wir glauben, dass Sie sich einen Weg bis zu einer Holztür bahnen können... etwa hier.« Er berührte die Karte. »Dann kommen Sie in diesen Transportstollen.« Er fuhr ihn auf der Karte bis zu einem angrenzenden Stollen entlang. »Das Mädchen ist in dem nächsten Gang.«

In diesem Augenblick war ein leises Rumpeln im Keller zu hören.

»Großer Gott«, sagte Sandra und packte Ron am Arm.

»Was war das?«, rief Knoblock in sein Funkgerät.

Man hörte statisches Rauschen, ein, zwei unverständliche Worte, dann eine deutliche Stimme. »Ein weiterer Einsturz, Chef.«

»Oh, verdammt... Ist sie in Ordnung?«

»Moment... Wir hören nichts. Warten Sie.«

Niemand im Keller sprach ein Wort.

»Bitte«, flüsterte Ron.

Dann knisterte es wieder aus dem Funkgerät des Kommandeurs, und die Stimme meldete: »Okay, okay – wir hören sie. Man versteht nicht viel, aber es klingt, als würde sie sagen: ›Bitte helft mir.««

»Okay«, kommandierte Langley. »An die Arbeit. Ich will diese Wand in fünf Minuten eingerissen haben.«

»Jawohl«, sagte Knoblock und setzte das Funkgerät an den Mund.

»Nein«, bellte der Rettungsspezialist. »Meine Leute machen das. Es muss richtig gemacht werden. So etwas überlasse ich nicht...« Er sprach nicht zu Ende, und Ron fragte sich, welche Beleidigung er wohl gerade auf den Lippen gehabt hatte. Langley wandte sich an eine junge Frau aus seinem Team. »Ach ja, hier, rufen Sie ihren Vater an. Sagen Sie ihm, das ist das Konto, auf das er das Geld überweisen soll, sobald sie in Sicherheit ist.«

Die Frau nahm den Zettel und eilte nach oben, um zu telefonieren. Im Keller herrschte einen Augenblick lang Schweigen, während die Feuerwehrleute und Polizeibeamten einander voll Unbehagen ansahen. Langley fing ihren Blick auf. Seine Miene sagte schlicht: Ich bin ein Profi, ich erwarte, dass ich bezahlt werde für die Ergebnisse, die ich liefere. Wenn Sie ein Problem damit haben, engagieren Sie jemand anderen.

Bei Knoblock, Perillo und den anderen schien die Botschaft anzukommen, und sie wandten sich wieder der Karte zu. »Soll Sie einer von unseren Leuten begleiten?«, fragte der Kommandeur.

»Nein, ich gehe allein«, sagte Langley und begann seine Ausrüstung zusammenzustellen.

»Ich habe eine Frage«, sagte Ron. Langley ignorierte ihn. Knoblock zog eine Augenbraue hoch. Der Grafikdesigner zeigte auf die Karte. »Was ist das?« Er fuhr mit dem Finger an etwas lang, das wie ein Schacht aussah; er verlief von einer

nahen Straße zu einem Stollen, der an den Stollen mit dem Mädchen grenzte.

»Das ist ein alter Abflusskanal«, sagte einer der Feuerwehrleute. »Ehe der Damm errichtet wurde, gab es in diesen Transportstollen immer Überflutungen, wenn der Fluss Hochwasser führte. Sie brauchten einen richtigen Abfluss.«

»Wie breit ist er?«

»Ich weiß nicht... einen Meter im Durchmesser, würde ich sagen.«

»Könnte jemand durchkriechen?«

Langley blickte auf und sprach ihn endlich an. »Wer waren Sie gleich noch?«

»Mir gehört das Gebäude hier.«

Der Rettungsspezialist wandte sich wieder der Karte zu. »Nur ein Idiot würde diesen Weg wählen. Sehen Sie es nicht? Der Kanal führt direkt unter dem instabilen Teil des Gebäudes durch. Wahrscheinlich ist er seit dem ersten Einsturz schon blockiert. Und selbst wenn nicht, einmal an einen Stützbalken stoßen, einmal falsch *atmen*, und schon kommt alles auf Sie runter. Dann hätte ich zwei Leute zu retten. Das Mädchen im Stollen und das Arschloch im Stollen.«

»Klingt, als hätten Sie es bereits überprüft«, sagte Ron in spitzem Ton. Er ärgerte sich über die Hochnäsigkeit des Mannes. »Sie arbeiten schnell.«

»Ich bin schon eine ganze Weile in diesem Geschäft. Ich habe ein Gespür dafür, was ein vertretbares Risiko ist und was nicht. Der Abflusskanal ist keins.«

»Wirklich?«

»Ja, *wirklich*«, murmelte Langley. »Wir haben es hier mit einem ziemlich kniffligen Unterfangen zu tun. Vielleicht sollten Sie beide jetzt besser gehen. Wir werden schweres Gerät hier runterschaffen, da ist schnell etwas passiert.« Er sah Ron an, dann warf er Sarah einen Blick zu.

Als sich Ron nicht rührte, wandte sich Langley an den Feuerwehrchef. »Sehen Sie das nicht auch so?« Er setzte sich

einen gelben Helm auf und schnallte ein beeindruckend aussehendes Handy an seinen Gürtel.

»Ähm, Mr. Badgett«, begann Knoblock verlegen, »ich weiß Ihre Hilfe sehr zu schätzen, aber es wäre vielleicht besser, wenn...«

»Schon gut«, sagte der Grafikdesigner. »Wir wollten sowieso gerade gehen.«

Draußen stieg Ron in den Wagen und bedeutete Sandra, ebenfalls einzusteigen. Er fuhr langsam die Straße hinauf, fort von dem eingestürzten Gebäude und den Rettern, dem Scheinwerfergewirr und den Schaulustigen.

»Bleiben wir denn nicht hier und schauen, was passiert?«, fragte Sandra.

»Nein.«

»Was ist los?«, fragte sie nervös und beobachtete, wie ihr Mann langsam die menschenleere Straße entlangrollte, in die Gassen und auf die freien Grundstücke blickte, die von Gras überwachsen und voller Müll waren – Orte, die später einmal ein Teil von NeDo werden sollten, aber im Moment nur Zeugnis davon ablegten, was dieses Viertel einmal gewesen war.

Schließlich blieb er stehen und starrte auf den Boden. Er stieg aus, Sandra folgte ihm.

»Was hast du...?« Ihre Stimme verklang. »Nein.«

Ron blickte auf den Eingang zu einem großen Abflusskanal – es war der, den er auf der Karte entdeckt hatte.

»Du willst doch nicht... Nein, Ron, du gehst nicht da rein.«

»Fünfhunderttausend Dollar«, flüsterte er. »Wann sonst bekommen wir eine Chance auf so viel Geld?«

»Nein, Schatz. Du hast gehört, was Langley gesagt hat. Es ist gefährlich.«

»Eine halbe Million. Denk mal nach... Du weißt, das Geschäft ging zuletzt schleppend. Der Umzug hat mich weiter zurückgeworfen, als ich dachte.«

»Es wird besser werden. Du findest neue Kunden.« Ihre Miene war starr vor Sorge. »Ich will nicht, dass du da reingehst, wirklich.«

Ron schaute auf das Gitter vor der Grube, auf die Schwärze dahinter. »Ich halte es überhaupt nicht für gefährlich... Kam dir das, was Langley gesagt hat, nicht irgendwie merkwürdig vor?«

»Merkwürdig?«

»Er hat sich den Abflusskanal nicht einmal angesehen. Aber erzählt die ganze Zeit etwas davon, wie gefährlich es ist. Du bist doch selbst Bauingenieurin. Was denkst du? Ist das nicht der beste Weg, um an sie heranzukommen?«

Sie zuckte die Achseln. »Mit Geologie habe ich nichts zu tun, wie du weißt.«

»Es sieht jedenfalls selbst für mich wie der beste Weg aus... Mir kam es vor, als wollte Langley allen weismachen, dass es nur einen Weg zu dem Mädchen gibt, nämlich seinen. Damit es erst gar niemand über den Abflusskanal versucht.« Er nickte in Richtung des Gitters. »Auf diese Weise kann er sich seiner Belohnung sicher sein.«

Sandra verstummte einen Moment lang. Dann schüttelte sie den Kopf. »Das Gefühl hatte ich eigentlich nicht. Er ist ziemlich arrogant und beleidigend, aber selbst wenn das stimmt, was du sagst, muss es immer noch riskant sein, da reinzugehen.« Sie zeigte in Richtung des eingestürzten Gebäudes. »Du musst trotzdem da unten durch.«

»Fünfhunderttausend Dollar, Baby«, flüsterte er.

»Das ist es nicht wert, dafür umzukommen.«

»Ich werde es tun.«

»Nein, Ron, bitte nicht.«

»Ich muss.«

Sie seufzte und verzog das Gesicht. »Ich hatte immer das Gefühl, dass es eine Seite an dir gibt, die ich nicht kenne, Ron. Dinge, die du nicht mit mir teilst. Aber Ritter in schimmernder Rüstung zu spielen, um ein Mädchen zu retten? So habe ich dich eigentlich nie gesehen. Oder bist du einfach nur sauer, weil er uns beleidigt und aus unserem eigenen Gebäude geworfen hat?« Ron antwortete nicht. »Und mal ganz ehrlich, Schatz«, fügte Sandra an, »du bist körperlich nicht gerade in bester Verfassung.«

»Ich werde kriechen und nicht einen Marathon laufen.« Er lachte und schüttelte den Kopf. »Irgendwas stimmt nicht an der ganzen Sache. Langley zieht irgendein krummes Ding durch. Aber nicht mit mir. Ich werde mir das Geld holen.«

»Du hast dich entschieden, oder?«, fragte sie leise.

»Das ist eine Sache, die du auf jeden Fall von mir weißt: Wenn ich mich einmal entschieden habe, kann mich nichts mehr aufhalten.«

Ron griff ins Handschuhfach und holte die Taschenlampe hervor. Dann ging er zum Kofferraum und zog das Radeisen heraus. »Meine Bergwerksausrüstung«, scherzte er matt, als er die gebogene Eisenstange hochhielt. Er sah zur schwarzen Öffnung des Abflusskanals.

Sandra holte ihr Handy aus dem Wagen und hielt es fest in der Hand. »Ruf an, wenn etwas passiert. Ich hole dann so schnell wie möglich Hilfe.«

Er küsste sie heftig. Dann stieg der Ritter – in ausgewaschenen Jeans und einem alten Sweatshirt statt schimmernder Wehr – in die düstere Öffnung.

Der Weg durch den Abflusskanal war tatsächlich sehr viel weniger riskant, als es der schwarzmalende Egomane Langley vorhergesagt hatte – zumindest am Anfang. Ron kroch etwa hundert Meter weit gleichmäßig schnell dahin, nur gehemmt von ein paar Wurzeln, Erdklumpen und abflusstypischem

Müll, der wahrlich nicht angenehm, aber keinesfalls gefährlich war.

Er begegnete ein paar Ratten, aber sie fürchteten sich und huschten schnell fort. (Ron fragte sich, ob sie dorthin stürmen würden, wo sich der Rettungsspezialist gerade seinen Weg zu Tonya bahnte. Er musste zugeben, die Vorstellung, wie ein paar Nager mit scharfen Zähnen seinem Rivalen eine Heidenangst einjagten, gefiel ihm – oh ja, Sandra hatte in einem Punkt Recht: Er war wirklich stinksauer auf Langley.)

Näher zum Gebäude wurde der Kanal zunehmend verstopft. Wurzeln waren durch die Betonwände gebrochen und ballten sich wie erstarrte Riesenschlangen zusammen, und teilweise war der Weg durch getrockneten Schlamm blockiert, der fast so hart war wie Beton. Mit schmerzendem Rücken und Krämpfen in den Beinen kam Ron nun langsamer voran. Dennoch hatte sich Langley geirrt – was ihn nicht überraschte. Die Wände des Abflusskanals waren solide und keineswegs in Gefahr einzubrechen.

Das Arschloch im Stollen...

Ron kroch weiter, seinen Fortschritt maß er an den Abzweigungen zu Kellern und alten Transportstollen. Schließlich erreichte er jene, die zu der Holztür führte, an die er sich von der Karte erinnerte. Hinter der Tür lag der Stollen, in dem sich Tonya Gilbert befand. Er legte sein Ohr an die Öffnung und lauschte.

»Helft mir«, krächzte gedämpft die Stimme des Mädchens. »Bitte helft mir...« Sie war wahrscheinlich nicht mehr als zehn Meter von ihm entfernt.

Die Öffnung zu diesem Seitentunnel war klein, aber nachdem er mit dem Radeisen ein paar alte Ziegel aus der Wand gebrochen hatte, konnte er durchkriechen. Er kletterte auf die trockene Erde des Stollens, stand auf und leuchtete umher. Ja, es war der Tunnel genau neben dem des Mädchens.

Er hatte es geschafft! Er hatte das verschüttete Mädchen als Erster erreicht.

Dann hörte er ein Geräusch.

Bum... Bum...

Was war das? Machte das Mädchen Klopfschall?

Nein, das Geräusch kam von woanders her.

Bum...

Ron begriff plötzlich, was es war. Greg Langley war eingetroffen. Er brach am anderen Ende des Tunnels durch eine weitere alte Tür, die diesen Schacht mit dem leer stehenden Keller nebenan verband. Das Geräusch von splitterndem Holz verriet Ron, dass Langley in drei, vier Minuten im Stollen sein würde. Dann hörte das Hämmern auf, und Ron hörte die gedämpfte Stimme des Mannes. Ron schaltete beunruhigt das Licht aus. Was, wenn Langley nicht allein war? Er ging leise zu der Tür, die der Rettungsspezialist bearbeitet hatte, und lauschte. »Ich rufe Sie zurück«, hörte er den Mann sagen.

Er telefonierte also nur. Aber mit wem sprach er? Und was hatte er gesagt? Hatte jemand herausgefunden, dass Ron kam und ihnen die Belohnung streitig machte?

Bum...

Langley fuhr fort, durch die Holztür zu brechen. Ron drückte sich flach an die Wand neben der Tür. Plötzlich gab es ein lautes Krachen, und mehrere Bretter fielen in den Stollen. Durch die gut einen halben Meter im Quadrat große Öffnung drang das Licht von Langleys Lampe. Ron stand dicht an die Wand gepresst, atmete flach, rührte sich nicht.

Schließlich ragte ein fies aussehender Pickel durch die Öffnung. Er wirkte mehr wie eine Waffe als wie ein Werkzeug. Dann schoss der Strahl einer zweiten Taschenlampe – einer sehr starken – durch den Stollen und schwenkte von einer Seite zur anderen. Ihr Lichtkegel verfehlte Ron nur knapp. Er kniff die Augen zusammen, blieb so dicht wie möglich an der Wand und rieb sich die Augen, die sich erst an die Helligkeit gewöhnen mussten.

Es dauerte einen Moment, dann sah er schließlich Langleys Kopf in der Öffnung auftauchen. Er streckte ihn halb durch

und begann dann erneut, den Tunnel mit der Taschenlampe auszuleuchten.

Kurz bevor der Lichtschein Rons Füße erreichte, hob der Grafikdesigner das Radeisen und ließ es kräftig auf Langleys Kopf hinuntersausen, direkt unterhalb des Helms. Es traf ihn voll, der Mann stöhnte auf und brach zusammen.

Wenn ich mich einmal entschieden habe, kann mich nichts mehr aufhalten...

So leise wie möglich sammelte Ron Ziegel und Gestein vom Boden und begann sie auf den bewusstlosen Greg Langley zu türmen, bis er fand, er hatte das realistische Szenario eines Einsturzes geschaffen, von dem der Rettungsspezialist überrascht worden war.

Zwei Tage später standen Ron und seine Frau nicht weit von dem Podium vor dem City College und warteten auf den Beginn der Pressekonferenz. Hundert Leute liefen hin und her. Hinter dem Pult war ein vergrößerter Zeitungsausschnitt auf einen Vorhang projiziert, der sich im Wind kräuselte. Die Schlagzeile lautete: **VERSCHÜTTETES MÄDCHEN GERETTET!**

Sandra hatte sich bei ihrem Mann eingehakt. Er genoss ihre Nähe und den blumigen Duft ihres Parfums. Ein Lächeln lag auf ihrem Gesicht. Das Publikum war festlich gestimmt, fast wie berauscht. Nichts fördert das Gemeinschaftsgefühl mehr als die Rettung eingeschlossener Kinder.

Winkend und lächelnd schritten Kommandeur Knoblock, Tonya Gilbert und ihre Eltern durch die Menge zum Podium. Nach ausführlichem Jubel und Applaus beruhigte der Feuerwehrchef die Zuschauer wie ein Dirigent sein Orchester und sagte: »Meine Damen und Herren, darf ich um Ihre Aufmerksamkeit bitten?... Danke. Ich freue mich, Ihnen Tonya Gilbert vorstellen zu dürfen. Sie wurde erst heute Morgen aus dem

Memorial Hospital entlassen. Ich weiß, sie will ein paar Worte zu Ihnen sagen.«

Erneut wildes Klatschen und Rufe.

Das hübsche Mädchen mit dem kleinen Pflaster auf der Stirn und einem blauen Gipsverband an Knöchel und Handgelenk trat schüchtern ans Mikrofon. Heftig errötend setzte sie zu sprechen an, aber die Stimme versagte ihr. Sie begann erneut. »Also, ich will nur sagen, äh, ich danke allen. Ich hatte ganz schön Schiss. Deshalb, also... äh, danke.«

Ihr Mangel an Artikulationsfähigkeit hielt die Menge nicht davon ab, erneut in Beifall und Jubelrufe auszubrechen.

Dann stellte der Kommandant die Eltern des Mädchens vor. Der Geschäftsmann trat, mit blauem Blazer und grauer Hose bekleidet, ans Mikrofon vor, während seine Frau strahlend lächelnd ihrer Tochter den Arm um die Schultern legte. Gilbert dankte Feuerwehr und Polizei für ihren heldenhaften Einsatz und den Bürgern der Stadt für ihre Unterstützung.

»Mein tiefster Dank gilt jedoch dem Mann, der sein Leben riskiert hat, um mein kleines Mädchen zu retten. Und als Zeichen meines Dankes will ich ihm das hier überreichen.« Der Geschäftsmann hielt ein gerahmtes, ein Meter langes Faksimile eines Schecks über fünfhunderttausend Dollar in die Höhe. »Dieser Scheck steht für die Summe, die ich auf sein Konto habe überweisen lassen.«

Weiterer heftiger Applaus. Wie gerettete Kinder sind große Geldsummen etwas, das bei den Massen immer gut ankommt.

»Bitte danken Sie mit mir...«, fügte Gilbert hinzu, »... Mr. Greg Langley.«

Mit einer Halskrause und einem Verband um die Hand humpelte der Rettungsspezialist langsam zum Podium. Er wirkte aufgewühlt, wenngleich Ron annahm, es hatte weniger mit dem Schmerz von seinen Verletzungen zu tun als mit seiner Abneigung gegen solches Tamtam. Er nahm den großen Scheck und reichte ihn rasch an seine Assistentin weiter.

»Was Mr. Langley getan hat«, fuhr Tonyas Vater fort, »erforderte großen Mut und Opferbereitschaft. Auch nachdem er selbst verschüttet worden war und beinahe ums Leben gekommen wäre, kroch er weiter zu dem Stollen, in dem unsere Tonya eingeschlossen war, und brachte sie in Sicherheit. Die Dankbarkeit unserer Familie wird Ihnen für alle Zeit gewiss sein.«

Die Menge schien eine Rede zu wünschen, aber alles, was Langley sagte, war ein ungeduldiges: »Vielen Dank.« Er winkte und verließ das Podium rasch wieder – zu neuen Retungen und neuem Lohn, dachte Ron. Er bedauerte plötzlich, dass er den Kerl bei seinem simulierten Einsturz nur ohnmächtig geschlagen und keinen ernsteren Schaden verursacht hatte; er hätte sich auf jeden Fall ein gebrochenes Handgelenk oder Kiefer verdient gehabt.

Auf der Heimfahrt freute sich Sandra sichtlich über die Rettung des Mädchens, aber sie sagte auch mit echter Anteilnahme in der Stimme: »Tut mir leid, dass dir die Belohnung entgangen ist, Schatz.«

Er hatte seiner Frau erzählt, der Abflusskanal sei so von Wurzeln und Schlamm verstopft gewesen, dass er nur die halbe Strecke bis zum Stollen geschafft habe.

»Ich weiß, du bist enttäuscht, dass du nicht bekommen hast, was du wolltest«, fügte Sandra an. »Aber wenigstens ist das Mädchen wohlbehalten zurück... und du auch. Das ist das Wichtigste.«

Er drückte ihr einen Kuss aufs Haar.

Und dachte: Tja, da irrst du dich, Liebes. Ich habe *genau* bekommen, was ich wollte.

Aber das konnte er ihr natürlich nicht sagen. So wie er ihr *viele* Dinge über sich nicht sagen konnte. Zum Beispiel, warum er das alte Kaffeelagerhaus überhaupt ausgewählt hatte: Weil es Fenster besaß, die zum Haupteingang des City College hinausgingen – und ihm eine perfekte Sicht auf die Mädchen boten, die das Gebäude verließen und unter denen er sich

seine Opfer aussuchen konnte. Das war es, was er mit seiner Bemerkung gemeint hatte, das Gebäude entspreche seiner Persönlichkeit; es hatte nichts damit zu tun, ein schickes Büro in einem florierenden Sanierungsgebiet zu haben. Er brauchte ein neues Jagdrevier, nachdem die Sekretärinnenschule gegenüber seinem alten Büro geschlossen worden war – aus dieser Schule hatte er im Lauf des letzten Jahres zwei Schülerinnen entführt und ihre gemächliche Ermordung auf Video aufgenommen. (Ironischerweise war Ron Badgett selbst einer der Gründe, warum Gewaltverbrechen im alten Stadtzentrum in letzter Zeit zugenommen hatten.)

Vor ein paar Wochen, kurz nach dem Umzug in das neue Gebäude, hatte er die wundervolle Tonya Gilbert aus dem College kommen sehen. Er konnte nicht aufhören, an ihr enges rosa Tanktop zu denken, an ihr langes Haar, das im Wind flatterte, die schlanken Beine – konnte nicht aufhören, sie sich gefesselt in einem Keller vorzustellen, wo Ron ihr die Garrote um den makellosen Hals schlingen würde.

Nachdem er beschlossen hatte, Tonya würde sein erstes Opfer in NeDo sein, war er ihr mehrere Tage lang gefolgt und hatte herausgefunden, dass sie immer eine Abkürzung durch die Gasse neben seinem Gebäude und weiter über den Hof der aufgegebenen Fabrik dahinter nahm. Ron hatte die Entführung sorgfältig geplant. Er hatte entdeckt, dass ein alter Stollen direkt unter ihrer Route verlief, und ihr eine Falle gestellt, indem er ein Gitter entfernte und das Loch mit einer dünnen Rigipsplatte abdeckte, die so angemalt war, dass sie wie Beton aussah. Als sie vor drei Tagen abends darüber gegangen war, war sie durchgebrochen und sechs Meter tief auf den Boden des Stollens gestürzt. Er war zu ihr hinuntergeklettert, hatte sich vergewissert, dass sie bewusstlos war, ihr Handy ausgeschaltet und in ein Abflussrohr geworfen (er war erschrocken, als er von Kommandant Knoblock erfuhr, dass auch abgeschaltete Handys immer noch ein Signal abgeben; er würde in Zukunft daran denken müssen).

Dann hatte er sie im Stollen zurückgelassen und war an die Oberfläche zurückgekehrt, um das offene Gitter mit Sperrholz zu verschließen. Doch während er das Gitter wieder festhämmerte, musste er einen maroden Balken getroffen haben. Er war eingestürzt, und während Ron sich mit knapper Not in Sicherheit brachte, war das halbe Gebäude in sich zusammengefallen. Es war ausgeschlossen, von dort wieder hineinzukommen. Zu allem Überfluss war auch noch eine der Wände im Tiefgeschoss eingestürzt und hatte den Stollen freigelegt, in dem das Mädchen lag.

Tonya war immer noch bewusstlos und würde weder wissen, was Ron getan hatte, noch konnte sie ihn identifizieren. Aber die Retter würden unweigerlich den Arbeitsraum neben dem angrenzenden Stollen finden, wo er seine Messer und Seile und die Videokamera aufbewahrte, alles mit seinen Fingerabdrücken darauf. In der Kamera war auch ein Videoband, von dem er bestimmt nicht wollte, dass die Polizei es sah. Er hatte versucht, wieder nach unten zu klettern und sein Zeug zu holen, aber das Gebäude war viel zu instabil. Er suchte gerade nach einem anderen Weg, als die ersten Fahrzeuge der Feuerwehr eintrafen – jemand musste den Einsturz gehört und die Notrufnummer gewählt haben -, und Ron war geflüchtet.

Er war nach Hause zurückgekehrt und hatte verzweifelt überlegt, wie er die erdrückenden Beweise herausholen sollte. Während Sandra schlief, hatte er die ganze Nacht wie gebannt vor dem Fernseher gesessen, die Berichterstattung über das Mädchen im Stollen verfolgt und dabei gebetet, dass die Retter nicht in den Stollen gelangten, ehe er die Chance hatte, ihnen irgendwie zuvorzukommen. Er hatte auch gebetet, dass Tonya nicht sterben würde – seine einzige Chance, zu seinem Arbeitsraum zu gelangen, bestand darin, so zu tun, als würde er sie selbst irgendwie zu retten versuchen.

Nach einer qualvollen, schlaflosen Nacht hatte dann die Polizei vor seiner Tür gestanden (seine Beunruhigung beim An-

blick von Detective Perillo hatte natürlich nichts mit einem eventuellen Brand in seinem Bürogebäude zu tun gehabt).

Trotz dieses Schreckens war es jedoch ein Glücksfall gewesen, dass sie ihn um Hilfe baten. Nur durch Knoblock und die städtischen Bauingenieure hatte er erfahren, dass es vielleicht noch einen anderen Weg zurück in den Stollen gab, auf dem er alles, was er in der Nacht zurückgelassen hatte, holen konnte. Und nachdem er sich durch den Abflusskanal gearbeitet und Langley k.o. geschlagen hatte, war es ihm gelungen, seine Ausrüstung zu bergen, seine Fuß- und Fingerabdrücke zu verwischen und aus dem Tunnel zu schlüpfen, ohne dass Tonya ihn hörte. Auf dem Rückweg durch den Abflusskanal hatte er sich der Waffen, Seile und der Kamera entledigt, indem er sie in Spalten in der Kanalwand stopfte und diese mit Erde und Schlamm verschloss. (Das Videoband von der Schülerin, die er zuletzt getötet hatte, behielt er natürlich; es war eines der besseren.)

Oh, er bedauerte es schon ein wenig, dass er nicht derjenige sein durfte, der das Mädchen rettete und die Belohnung kassierte. Aber wenn er das getan hätte, hätte sich die Presse möglicherweise ein wenig mit ihm befasst und einige interessante Dinge in Erfahrung gebracht – zum Beispiel, dass er im Laufe seines Lebens immer in der Nähe von Bildungseinrichtungen gewohnt oder gearbeitet hatte, aus denen Schülerinnen verschwunden waren.

Außerdem war er in noch einer Hinsicht ehrlich zu Sandra gewesen: Dass andere Werte für ihn zählten, als Geld zu verdienen. Die Belohnung bedeutete wenig. Es gab tatsächlich eine andere Seite an ihm, wie Sandra richtig beobachtet hatte, eine wichtigere Seite.

Ich muss meiner Kreativität folgen. Ich muss mir selbst treu bleiben...

Natürlich ging es bei dieser Kreativität nicht um Grafikdesign. Sie drehte sich um Seile, Messer und schöne Studentinnen.

»Ich muss sagen«, bemerkte Sandra, »ich bin immer noch nicht überzeugt, dass alles so war, wie es aussah.«

Ron beäugte seine Frau argwöhnisch. »Nein?« Er hoffte, sie war ihm nicht auf der Spur. Er liebte sie und hätte sie nur ungern getötet.

»Es war einfach seltsam, dass Langley sofort nach dem Unfall anrief. Weißt du, ich habe mich tatsächlich gefragt, ob er nicht vielleicht hinter der ganzen Sache steckte.«

»Im Ernst?«

»Ja. Vielleicht reist er durch die Lande, baut Fallen in Gebäude und Ölbohrtürme ein, und wenn dann jemand in die Falle geht, ruft er an und kassiert eine Belohnung oder ein Honorar für die Rettung der Opfer.« Sie lachte leise. »Und weißt du, was ich noch gedacht habe?«

»Was?«

»Dass Tonya und Langley bei dieser Sache vielleicht unter einer Decke steckten.«

»Die beiden zusammen?« Da er sah, dass die Vermutungen seiner Frau in eine harmlose Richtung gingen, konnte er lachen.

»Ich meine, sie und ihr Vater hatten Probleme – er wollte ihren Wagen nicht reparieren lassen, weißt du noch? Vielleicht wollte sie es ihm heimzahlen. Ach ja, und hast du gesehen, dass sie Wanderführerin in den Appalachen war? Sie könnte Langley kennengelernt haben, als er jemanden im Naturpark gerettet hat. Und sie war nicht sehr schwer verletzt. Vielleicht haben die beiden die ganze Sache inszeniert, um sich die Belohnung zu teilen.«

Ron dachte, dass es für einen außenstehenden Betrachter durchaus vernünftig klingen konnte. Wenn er darüber nachdachte, könnte derselbe Betrachter natürlich ebenso gut spekulieren, dass Sandra selbst mit Langley zusammenarbeitete; sie konnte ihn bei ihrer Tätigkeit für eine Ölfirma kennengelernt und als Bauingenieurin eine Falle für das Mädchen kon-

struiert haben, nachdem ihr bei Rons Umzug das Gebäude aufgefallen war.

Interessante Reaktionen auf den Zwischenfall, dachte ein amüsiertes Ron Badgett, der natürlich als einziger Mensch auf der Welt genau wusste, was dem Mädchen tatsächlich widerfahren war.

»Könnte sein«, sagte er, »aber das ist jetzt wohl eine Sache zwischen Gilbert und Langley.«

Ron steuerte den Wagen in die Einfahrt, ließ den Motor laufen und stieg aus, um seiner Frau die Tür zu öffnen. »Ich fahre zurück ins Büro und schaue, wie sie mit der Kellerwand vorankommen.« Die Stadt bezahlte die Reparatur des Lochs in seinem Untergeschoss.

Sandra küsste ihn zum Abschied und sagte, sie würde das Abendessen fertig haben, wenn er nach Hause käme.

Ron setzte sich ans Steuer und fuhr in gespannter Erwartung nach NeDo. In Wirklichkeit war ihm die Kellerwand völlig gleichgültig. Aber in zwanzig Minuten waren die letzten Unterrichtsstunden am City College zu Ende, und er wollte bis dahin an seinem Schreibtisch vor dem Fenster sein, damit er die Schülerinnen beim Verlassen der Schule beobachten konnte.

Das Mädchen im Stollen war gerettet worden; Ron Badgett brauchte ein neues.

Die Locard'sche Regel

»Es ist politisch heikel.«

»Politik«, brummte Lincoln Rhyme geistesabwesend in Richtung des schweren Mannes mit dem zerzausten Haar, der im Schlafzimmer des Kriminalisten in seinem Stadthaus auf der Upper West Side an einer Kommode lehnte.

»Nein, es ist wichtig.«

»Und *heikel*«, echote Rhyme. Er war über Besucher im Allgemeinen nicht erfreut, und noch viel weniger über welche, die morgens um halb neun über ihn hereinbrachen.

Detective Lon Sellitto nahm den Kaffee, den ihm Rhymes Assistent Thom anbot. Er trank einen Schluck.

»Nicht schlecht.«

»Danke«, sagte Thom.

»Nein«, belehrte ihn Sellitto. »Ich meine seine Hand. Schauen Sie.«

Rhyme war vom Hals abwärts querschnittsgelähmt, seit er vor ein paar Jahren bei der Untersuchung eines Tatorts verletzt worden war. Durch eine Therapie hatte er jedoch eine leichte Bewegungsfähigkeit der rechten Hand wiedererlangt. Er war enorm stolz auf diese Leistung, aber es lief seinem Wesen zuwider, zu prahlen – jedenfalls über persönliche Leistungen. Er ignorierte Sellitto und fuhr fort, einen weichen Gummiball zu drücken. Ja, er konnte die Hand wieder ein bisschen bewegen, aber sein Tastsinn spielte verrückt. Er spürte Strukturen und Temperaturen, die den Eigenschaften des Schwammgummis nicht entsprachen.

Ein erneutes Brummen. Er schnippte den Ball mit dem Zeigefinger fort. »Ich bin nicht direkt wild auf unangemeldete Besuche, Lon.«

»Wir sitzen in der Klemme, Linc.«

In einer politisch heiklen. »Amelia und ich sind im Moment mit ein paar anderen Fällen beschäftigt«, fuhr Rhyme fort. Er trank den starken Kaffee durch einen Strohhalm. Der Becher war rechts von ihm am Kopfteil des Bettes befestigt. Zu seiner Linken befand sich ein Mikrofon, das mit einem Stimmerkennungssystem verbunden war, welches wiederum an einer Kontrolleinheit hing, dem zentralen Nervensystem seines Schlafzimmers.

»Wie gesagt, in der Klemme.«

»Hm.« Er trank noch etwas Kaffee.

Rhyme betrachtete Sellitto sorgfältig. Er hatte mit dem Detective der Abteilung für Kapitalverbrechen häufig zusammengearbeitet, als er selbst noch Leiter der Spurensicherung beim New York Police Department gewesen war. Der Mann wirkte müde. Egal wie früh er selbst aufgewacht war, überlegte Rhyme, Sellitto hatte der Anruf wegen des Mordfalls wahrscheinlich schon einige Stunden vorher aus dem Bett geholt.

Sellitto erklärte, dass der fünfundfünfzigjährige Unternehmer und Philanthrop Ronald Larkin vor kurzem im Schlafzimmer seines Stadthauses auf der Upper East Side erschossen worden war. Die ersten Beamten, die am Schauplatz eintrafen, fanden eine Leiche, eine verwundete und weinende Ehefrau, sehr wenige Spuren und keinen einzigen Zeugen vor.

Sowohl FBI als auch die höheren Ränge des NYPD wollten, dass Rhyme und seine Partnerin Amelia Sachs die Spurensicherung übernahmen, mit Sellitto als leitendem Detective. Rhyme war oft erste Wahl für große Fälle, denn trotz seines verschlossenen Wesens war er der Öffentlichkeit wohlbekannt, und seine Anwesenheit signalisierte, dass es Bürgermeister und Polizeiführung ernst meinten mit einer Verhaftung.

»Du kennst Larkin?«

»Frisch mein Gedächtnis auf.« Der beratende forensische Wissenschaftler oder »Kriminalist« Rhyme interessierte sich nicht sehr für Belanglosigkeiten, solange sie nicht mit seinem Job zu tun hatten.

»Ronald Larkin, jetzt hör aber auf, Linc. Jeder kennt ihn.«

»Lon, je schneller du mir sagst, wer er ist, desto eher kann ich Nein sagen.«

»In dieser Stimmung ist er schon die ganze Zeit«, sagte Thom zu Sellitto.

»Ja, ich weiß. Schon die letzten zwanzig Jahre.«

»Vorwärts und weiter«, sagte Rhyme mit fröhlicher Ungeduld und trank noch etwas Kaffee durch den Strohhalm.

»Larkin war groß im Energiegeschäft. Pipelines, Elektrizität, Wasser, Erdwärme.«

»Er war ein guter Mensch«, warf Thom ein, der Rhyme mit einem aus Eiern und einem Bagel bestehenden Frühstück fütterte. »Umweltbewusst.«

»Halleluja«, sagte Rhyme säuerlich.

Sellitto nahm sich einen zweiten Bagel und fuhr fort: »Er hat sich letztes Jahr zur Ruhe gesetzt, die Firma jemand anderem übergeben und mit seinem Bruder eine Stiftung gegründet. Tut Gutes in Afrika, Asien und Lateinamerika. Er lebt in L.A., aber er und seine Frau haben eine Wohnung hier. Sie sind letzte Nacht hier eingeflogen. Heute früh lagen sie im Bett, als jemand durch das Fenster schoss und ihn umlegte.«

»Raub?«

»Nein.«

Wirklich? Rhymes Interesse stieg. Er drehte sich rasch von dem ankommenden Bagel fort, wie ein Baby, das einem Löffel Karottenbrei ausweicht.

»Lincoln«, sagte Thom.

»Ich esse später. Die Frau?«

»Sie wurde getroffen, rollte aber auf den Boden, griff sich das Telefon und wählte 911. Der Schütze blieb nicht, um die Sache zu beenden.«

»Was hat sie gesehen?«

»Nicht viel, glaube ich. Sie ist im Krankenhaus. Ich konnte bisher nur ein paar Worte mit ihr wechseln. Sie ist hysterisch. Die beiden haben erst vor einem Monat geheiratet.«

»Aha, eine frische Ehefrau... Auch wenn sie verwundet wurde, ist nicht auszuschließen, dass sie jemanden *engagiert* hat, der ihren Göttergatten tötet und sie dabei ein bisschen verletzt.«

»Weißt du, Linc, ich mach das auch nicht zum ersten Mal... Ich hab sie schon überprüft. Es gibt kein Motiv. Sie hat ihr eigenes Geld, von Daddy. Und sie hat einen Ehevertrag unterschrieben. Alles, was sie im Fall seines Todes bekommt, sind

hunderttausend Dollar, und sie darf den Verlobungsring behalten. Das ist die Giftspritze nicht wert.«

»Das ist das Abkommen, das er mit seiner Frau geschlossen hat? Kein Wunder, dass er reich ist. Du hast etwas von politisch heikel gesagt?«

»Na ja, da wird einer der reichsten Männer des Landes, der stark in der Dritten Welt engagiert ist, in unserem Zuständigkeitsbereich ermordet. Der Bürgermeister ist nicht glücklich, die Polizeiführung ist nicht glücklich.«

»Und das bedeutet, du bist ein armes Schwein.«

»Sie wollen dich und Amelia. Komm schon, Linc, es ist ein interessanter Fall. Du liebst doch Herausforderungen.«

Nach dem Unfall an dem Tatort in der U-Bahn hatte sich Rhymes Leben stark verändert. Damals pflegte er den Spielplatz New York City zu durchstreifen, beobachtete Menschen, wie sie lebten und was sie taten, nahm Proben von Erde, Baumaterial, Pflanzen, Insekten, Müll, Gestein... alles, was ihm helfen konnte, einen Fall zu bearbeiten. Dass er das jetzt nicht mehr tun konnte, frustrierte ihn entsetzlich. Und als ein Mensch, der immer unabhängig gewesen war, verabscheute er es, auf andere angewiesen zu sein.

Doch das Leben Lincoln Rhymes hatte sich immer im Kopf abgespielt. Vor dem Unfall war Langeweile sein ärgster Feind gewesen. Jetzt war es nicht anders. Und Sellitto hatte ihn – natürlich absichtlich – mit zwei Worten gelockt, mit denen man oft seine Aufmerksamkeit gewann.

Interessant... Herausforderung...

»Also, was meinst du, Linc?«

Eine weitere Pause. Er blickte auf den halb gegessenen Bagel. Der Appetit war ihm gänzlich vergangen. »Gehen wir nach unten. Mal sehen, ob wir über Mr. Larkins Hinscheiden noch ein wenig mehr in Erfahrung bringen können.«

»Gut«, sagte Thom und klang erleichtert. Er war derjenige, der häufig Rhymes schlechte Laune ausbaden musste, wenn er

mit *uninteressanten* Fällen zu tun hatte, die *keine Herausforderung* darstellten, wie es zuletzt der Fall gewesen war.

Der gut aussehende, blonde Assistent, der wesentlich stärker war, als es seine schlanke Gestalt vermuten ließ, kleidete Rhyme in einen Trainingsanzug und verfrachtete ihn von dem motorisierten Hightech-Bett in einen motorisierten Hightech-Rollstuhl, einen sportlichen roten Storm Arrow. Mit Hilfe des einen funktionierenden Fingers der linken Hand, des Ringfingers, manövrierte Rhyme den Rollstuhl in den winzigen Aufzug, der ihn in den ersten Stock seines Stadthauses am Central Park West brachte.

Dort angekommen, steuerte er ins Wohnzimmer, das keine Ähnlichkeit mehr mit dem viktorianischen Salon aufwies, der es einmal gewesen war. Es war nun ein forensisches Labor, das es mit dem jeder mittelgroßen Stadt in den Vereinigten Staaten aufnehmen konnte. Computer, Mikroskope, Chemikalien, Petrischalen, Bechergläser, Pipetten, Regale voller Bücher und Ausrüstung. Kein Quadratzentimeter war unbesetzt, außer auf den Untersuchungstischen. Wie schlafende Schlangen lagen überall Kabel und Leitungen herum.

Sellitto kam die Treppe heruntergetrampelt und aß ein Bagel auf – entweder seines oder Rhymes.

»Ich mach mich mal lieber auf die Suche nach Amelia«, sagte Rhyme, »und gebe ihr Bescheid, dass wir einen Tatort zu bearbeiten haben.«

»Ach so, das hab ich ganz vergessen zu erwähnen«, sagte Sellitto, während er kaute. »Ich habe sie schon angerufen. Sie dürfte inzwischen am Tatort eingetroffen sein.«

Amelia Sachs kam nie über den Schleier der Trübsal hinweg, der auf dem Schauplatz eines Mordes lag.

Sie glaubte aber, es war gut so. Die Trauer und die Empörung über einen absichtlich herbeigeführten Tod trieben sie dazu an, ihre Arbeit umso besser zu machen.

Als die hoch gewachsene, rothaarige Polizistin nun vor dem dreistöckigen Stadthaus auf der Upper East Side Manhattans stand, nahm sie diesen Schleier wahr, und sie spürte ihn vielleicht ein wenig stärker als sonst, da sie wusste, dass Ron Larkins Tod Auswirkungen auf viele, viele bedürftige Menschen rund um den Globus haben konnte. Was würde aus der Stiftung werden, jetzt, da er tot war?

»Sachs? Wo sind wir?« Rhymes ungeduldige Stimme erklang in ihrem Kopfhörer. Sie stellte leiser.

»Bin gerade eingetroffen«, antwortete sie und zupfte an ihrem Fingernagel. Sie neigte dazu, sich zwanghaft kleine Verletzungen zuzufügen – besonders, wenn sie im Begriff war, einen Tatort abzusuchen, an dem sich eine Tragödie wie diese abgespielt hatte. Sie spürte den Druck, alles richtig zu machen. Dafür zu sorgen, dass der Täter identifiziert und eingesperrt wurde.

Sie war in Arbeitskleidung. Nicht die dunklen Kostüme, die sie als Detective bevorzugte, sondern der weiße Overall mit Kapuze, den die Mitarbeiter der Spurensicherung trugen, um sicherzugehen, dass sie den Tatort nicht mit ihren eigenen Haaren, abgeschabten Hautzellen oder sonstigen tausenderlei winzigen Spuren kontaminierten, die wir alle ständig mit uns herumtragen.

»Ich sehe nichts, Sachs. Wo liegt das Problem?«

»Hier. Wie ist das?« Sie drückte auf einen Schalter an ihrem Headset.

»Ah, wunderbar. Hm... War das einmal eine Geranie?«

Sachs blickte auf einen Pflanzenkübel neben der Haustür, der ein vertrocknetes Gewächs enthielt. »Das fragst du die Falsche, Rhyme. Ich kaufe Pflanzen, setze sie ein, und schon sind sie hin.«

»Ich hab gehört, sie brauchen gelegentlich Wasser.«

Rhyme befand sich in diesem Moment in seinem Stadthaus etwa zweieinhalb Kilometer entfernt auf der anderen Seite des Central Parks, sah aber genau, was Sachs sah, und zwar dank

einer hochauflösenden Videoeinspeisung, die von einer winzigen Kamera an ihrem Headset zu dem Einsatzfahrzeug der Spurensicherung verlief. Von dort setzte sie ihre drahtlose Reise fort, die in einem Flachbildschirm einen halben Meter vor dem Gesicht des Kriminalisten endete. Sie arbeiteten seit Jahren zusammen, Rhyme für gewöhnlich von seinem Labor oder Schlafzimmer aus, und Sachs am Tatort selbst, von wo sie ihm früher per Funk berichtet hatte. Sie hatten es auch schon mit Video versucht, aber das Bild, das sie erhielten, war zu unscharf, um hilfreich zu sein. Rhyme hatte dem NYPD schließlich so lange zugesetzt, bis sie richtig Geld für ein HD-System ausgaben.

Sie hatten es bereits getestet, aber nun würde es zum ersten Mal bei einem Fall zum Einsatz kommen.

Mit der grundlegenden Ausrüstung zur Spurensicherung in der Hand marschierte Sachs los. Sie warf einen Blick auf die Türmatte, die einen Blitz über den Buchstaben LES für Larkin Energy Services zeigte.

»Sein Logo?«

»Vermutlich«, erwiderte sie. »Hast du den Artikel über ihn gelesen, Rhyme?«

»Hab ich übersehen.«

»Er war einer der populärsten Wirtschaftsbosse im Land.«

Rhyme brummte. »Es braucht nichts weiter als einen verstimmtten Angestellten. Wo ist der Tatort?«

Sachs setzte ihren Weg in das Haus fort.

Ein uniformierter Beamter stand im Erdgeschoss. Er blickte nach oben und nickte.

»Wo ist seine Frau?«, fragte Sachs. Sie wollte den zeitlichen Ablauf der Ereignisse verstehen.

Aber die Frau war noch im Krankenhaus, erklärte der Beamte, wo sie wegen einer Wunde behandelt wurde. Sie würde wahrscheinlich bald entlassen werden. Zwei Detectives seien bei ihr.

»Ich werde mit ihr reden wollen, Rhyme.«

»Wir lassen sie nach ihrer Entlassung von Lon hierher bringen. Wo ist das Schlafzimmer? Ich sehe es nicht.« Sein Ton verriet, dass er seine Ungeduld nur mühsam beherrschte.

Sachs dachte manchmal, dass sein barscher Tonfall ein Mittel war, sich vor den emotionalen Gefahren der Polizeiarbeit zu schützen. Manchmal glaubte sie, es war einfach seine Natur, barsch zu sein.

»Das Schlafzimmer?«

»Oben, Detective«, sagte der Streifenbeamte und nickte.

Sie ging zwei Absätze der steilen, schmalen Treppe hinauf.

Der Schauplatz des Mordes war ein geräumiges Schlafzimmer, das im französischen Landhausstil eingerichtet war. Möbel und Kunstwerke waren zweifellos teuer, aber es gab so viele Schnörkel und Rüschen und drapierte Stoffe – in schreiendem Gelb, Grün und Gold –, dass der Raum Sachs nervös machte. Das Zimmer eines Designers, nicht eines Hausbesitzers.

Nahe dem Fenster stand das Bett, ironischerweise unter einem alten Gemälde von geschossenem Geflügel auf einem Küchentisch. Das Bettzeug lag auf dem Boden, wahrscheinlich hatte es die Notarztmannschaft, die sich um Ronald Larkin kümmerte, dorthin geworfen. Auf Laken und Kissen war ein großer brauner Blutfleck zu sehen.

Sachs trat näher und fragte sich, ob ...

»Ist eine Kugel durchgeschlagen?«, fragte Rhyme.

Sie lächelte. Das war genau ihr Gedanke gewesen. Sie hatte vergessen, dass er exakt dasselbe sah wie sie.

»Sieht nicht so aus.« Sie konnte keine Einschusslöcher auf Larkins Bettseite entdecken. »Wir werden beim Leichenbeschauer nachfragen müssen.«

»Das verrät mir, dass er vielleicht Splitterkugeln benutzt hat.«

Professionelle Killer kauften oder fertigten manchmal Kugeln, die auseinanderbrachen, wenn sie ins Fleisch eindrangten, damit sie mehr Schaden anrichteten und mit höherer

Wahrscheinlichkeit tödlich wirkten. Bei einer normalen Kugel, die aus dieser Entfernung – rund zwei Meter – abgefeuert wurde, war zu erwarten, dass sie den Schädel durchschlug und wieder austrat.

»Was ist das?«, fragte Rhyme. »Links von dir.«

»Na also.« Sie blickte auf ein Einschussloch im Seitenteil eines vergoldeten Nachttisches, aus dem Faserreste ragten. Sachs hob das Kissen auf. Die Kugel hatte es durchschlagen. Sie fand ein weiteres Einschussloch in der Wand. Und auf dem Boden einen kleineren Blutfleck, von der Wunde der Ehefrau, nahm sie an. Bruchstücke von mattem Blei lagen auf dem Boden. »Jawohl. Fragmente.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Was tust du da, Sachs. Mir wird schwindlig.«

»Oh, entschuldige, Rhyme, ich habe vergessen, dass du mit dranhängst. Ich habe gerade an die Kugeln gedacht. An den Schmerz.«

Splitternde Kugeln neigten dazu, weniger betäubend zu wirken als herkömmliche Munition und mehr Qualen zu verursachen, wenn sich die Bruchstücke im Körper verteilten.

»Ja, nun.« Rhyme sprach nicht weiter.

Sachs würde später Proben nehmen und Fotos machen. Jetzt wollte sie eine Vorstellung davon gewinnen, wie sich das Verbrechen abgespielt hatte. Sie trat auf den kleinen Balkon hinaus – das Zuhause von drei weiteren dürregeplagten Pflanzen. Es war klar, wo der Mörder gestanden und durch das Fenster gezielt hatte. Er hatte möglicherweise die Absicht gehabt, einzubrechen und aus nächster Nähe zu schießen, war aber dadurch abgeschreckt worden, dass Fenster und Balkontür abgesperrt waren. Statt seine Opfer zu wecken, indem er das Schloss aufstemmte, hatte er lieber die Scheibe eingeschlagen und durch das Loch gefeuert.

»Wie ist er dorthin gekommen? Vom Dach her?«, fragte Rhyme. »Ah, nein, ich sehe es. Was zum Teufel ist das an dem Haken?«

Sachs fragte sich dasselbe. Sie blickte auf einen Enterhaken, von dem ein Seil in den Garten hinunterhing. Sie untersuchte den Haken.

»Es ist Stoff, Rhyme. Flanell. Sieht aus, als hätte er ein Hemd zerschnitten.«

»Damit niemand den Haken beim Wurf aufprallen hörte. Schlauer Bursche. Ich nehme an, das Seil ist geknotet?«

»Ja, woher wusstest du das?« Sie blickte über die Balkonbrüstung auf die zehn Meter schwarzen Seils hinunter. Etwa alle sechzig Zentimeter gab es Knoten darin.

»Auch der beste Sportler kann nicht an einem Seil hinaufklettern, das dünner als drei Zentimeter ist. Man kann *hinunter* klettern, aber nicht nach oben. Schwerkraft, eine der vier Universalkräfte in der Physik, nebenbei bemerkt. Sie ist die schwächste, funktioniert aber immer noch verdammt gut. Schwer zu überwinden. Okay, Sachs, geh das Gitter ab, und sammle ein, was einzusammeln ist, und dann komm wieder nach Hause.«

»Ich bespreche mich gerade mit einem meiner Kumpel. Wir sitzen hier gemütlich in BK zusammen. Hey, Mann, lächle, wenn ich über dich rede.«

Fred Dellray war am anderen Ende der Leitung, in Brooklyn offenbar. Rhyme stellte ihn sich mit einem seiner Informanten vor. Der hoch gewachsene, schlanke FBI-Agent mit den durchdringenden Augen, die so dunkel wie seine Haut waren, unterhielt ein Netzwerk von V-Leuten – der schickere Ausdruck für Spitzel. Ein großer Teil von Dellrays Arbeit drehte sich dieser Tage um Terrorabwehr, und er hatte eine Reihe von internationalen Verbindungen aufgebaut.

Mit einem von ihnen sprach er offenbar gerade Gerüchte, die den Mord an Larkin betrafen. (Obwohl V-Leute eigentlich nie etwas mit dem Agenten *besprachen*. Entweder sie erzähl-

ten ihm, was er wissen wollte, oder sie erzählten es ihm nicht, und wenn Letzteres der Fall war, dann viel Glück.)

»Man erzählt sich, dass dieser Schütze ein echter Profi ist, wenn du weißt, was ich meine. Nur für den Fall, dass du nicht von allein draufgekommen bist. Ich meine Geld, Geld, Geld. Ich kann dir keine Summe nennen, aber auf jeden Fall weit über der Walmart-Preisklasse für einen Mord.«

»Irgendwelche Einzelheiten über den Schützen?«

»Nur so viel: US-Bürger, könnte aber auch andere Pässe haben. Verbrachte viel Zeit in Übersee, in Europa ausgebildet, heißt es. Zuletzt Verbindungen nach Afrika und dem Nahen Osten. Aber die haben alle Schurken.«

»Söldner?«

»Höchstwahrscheinlich.«

Rhyme hatte bei mehreren Fällen geholfen, in denen Söldner eine Rolle spielten, einer war noch gar nicht lange her, es ging um ein Waffenimportgeschäft in Brooklyn. Und er hatte festgestellt, dass unter den vielen Kriminellen, mit denen er im Lauf seiner Karriere zu tun gehabt hatte, die Söldner im Großen und Ganzen die gefährlichsten waren, gefährlicher noch als Bandenkriminelle. Sie fühlten sich oft moralisch berechtigt zu töten, gingen extrem klug vor und verfügten häufig über ein weltweites Netz an Kontakten. Anders als irgendein Stümper in Tony Sopranos Mannschaft wussten sie, wie man lautlos über Grenzen verschwindet, in Zuständigkeitsbereiche, wo sie niemand mehr fand.

»Irgendwelche Vorstellungen, wer ihn angeheuert hat?«

»Nö, was das angeht, gibt es nicht den kleinsten Hinweis.«

»Arbeitet er mit Rückendeckung?«

»Keine Ahnung, aber viele von ihnen tun es.«

»Wieso wurde Larkin erledigt?«

»Tja, das ist wohl die andere unbekannte Geschichte...« Er wandte sich anscheinend ab, um etwas zu seinem Spitzel zu sagen, der schnell und eifertig antwortete, auch wenn Rhyme nicht verstand, was er sagte. Dellray kam wieder in die Lei-

tung. »Tut mir leid, Lincoln. Mein Freund hier hat nichts von irgendwelchen Gründen gehört. Und ich *weiß*, er würde es mir sagen, denn das ist die Art Freund, die er gern sein würde. Ich wünschte, ich hätte mehr für dich, Lincoln. Ich werd die Augen weiter offen halten.«

»Das ist nett, Fred.« Sie legten auf.

Rhyme drehte sich zu dem Mann um, der auf einem Hocker neben ihm saß, und nickte zur Begrüßung.

Mel Cooper war eingetroffen, während Rhyme mit Dellray telefoniert hatte. Er war ein schlanker, kahl werdender Mann irgendwo in den Dreißigern, der sich präzise bewegte (er war ein meisterlicher Turniertänzer); er arbeitete als forensischer Labortechniker in der Zentrale der Spurensicherung in Queens. Rhyme, der Cooper vor Jahren für das NYPD angestellt hatte, entführte ihn noch gelegentlich, damit er hier in seinem Stadthaus an einem Fall mit ihm arbeitete. Mel schob nun seine dicke Brille auf die Nase. Sie besprachen den Söldneraspekt, auch wenn Rhyme sah, dass dem anderen die Nachricht nicht viel bedeutete. Cooper zog Informationen, die von Mikroskopen, Dichtegradeinheiten und Computern geliefert wurden, denen vor, die Menschen betrogen.

Ein Vorurteil, das Rhyme im Wesentlichen teilte.

Einige Minuten später hörte der Kriminalist die Haustür aufgehen und Amelia Sachs' selbstbewusste Schritte auf dem Marmorboden. Dann Stille, als sie den Teppich erreichte, und schließlich die anders klingenden Schritte auf dem Holzboden.

Sie kam mit zwei Kartons Beweismaterial in den Armen ins Zimmer.

Ein Lächeln zur Begrüßung für Mel, dann küsste sie Rhyme und stellte die Kartons auf einen Untersuchungstisch.

Cooper und Sachs zogen staubfreie Latexhandschuhe an.

Und machten sich an die Arbeit.

»Die Waffe zuerst«, sagte Rhyme.

Sie setzten die Kugeln zusammen und erfuhren, dass sie Kaliber.32 waren, wahrscheinlich aus einer Automatik abgefeuert – Sachs hatte winzige Partikel einer feuerfesten Faser gefunden, die wohl von einem Schalldämpfer stammten, und Schalldämpfer sind bei Revolvern nicht effektiv, nur bei Autoladern oder einschüssigen Waffen. Rhyme fiel wieder die Professionalität des Killers auf, auf die Dellray angespielt hatte, da er sich die Zeit genommen hatte, die verbrauchten Patronenhülsen vom Balkon aufzusammeln; Automatikwaffen werfen diese aus.

Unglücklicherweise waren die Kugeln zu stark zertrümmert, um etwas über die Felder und Rillen – das Ziehen im Waffenlauf – zu verraten, was wiederum hilfreich gewesen wäre, um den vom Täter benutzten Pistolentyp zu identifizieren. Der Gerichtsmediziner könnte eventuell intakte Kugeln bei der Autopsie finden, aber Rhyme bezweifelte es; zerbrechliche Kugeln wie diese wurden von Knochen mühelos zersplittert.

»Fingerabdrücke?«

»Nichts. Spuren von Latexhandschuhen am Fenster. Sieht aus, als hätte er etwas Schmutz abgewischt, um besser zielen zu können.«

Rhyme knurrte frustriert. »Schuhprofile?«

»Keine auf dem Balkon. Und im Garten, am Ende des Seils? Er hat seine Abdrücke verwischt, ehe er verschwunden ist.«

Der Enterhaken stammte von der Firma CMI, die Krallen waren mit Epoxidharz verkleidet. Sie waren mit Streifen aus blauem und grauem Flanell umwickelt, wie Sachs spekuliert hatte, aus einem alten Hemd geschnitten – selbstverständlich gab es kein Etikett, das den Hersteller identifiziert hätte.

Professionell ...

Das verknotete Seil war ein Mil-Spec 550 Para Cord, schwarz, mit geflochtener Nylonhülle über sieben inneren Leinen.

Cooper, der sich im Internet über das Seil informiert hatte, blickte vom Computer auf und berichtete: »Wird überall im Land verkauft. Und es ist billig. Er wird bar dafür bezahlt haben.«

Es war natürlich wesentlich besser, teure Beweisstücke zu haben, die mit nachverfolgbaren Kreditkarten bezahlt worden waren.

Sachs gab Cooper einen kleinen Plastikumschlag. »Das habe ich in der Nähe des Enterhakens gefunden.«

»Was ist das?«, fragte er und schaute auf den kleinen Fussel darin.

»Baumwollfaser, glaube ich. Vielleicht aus einer seiner Taschen. Ich denke, er wird seine Waffe gezogen haben, sobald er über die Balkonbrüstung gestiegen ist.«

»Ich verbrenne eine Probe davon«, sagte Cooper, wandte sich einer großen Maschine zu, die in der Ecke des Labors stand, und schaltete sie an.

»Wie sieht es mit Spuren aus?«, fragte Rhyme.

»Nichts im Garten oder an der Mauer, über die er gestiegen ist, um in den Garten zu kommen. Auf dem Balkon haben wir ein paar Dinge gefunden. Erde aus dem Garten. Dann Sand und weitere Erde, die weder aus dem Garten noch aus den Blumentöpfen stammt. Ein wenig Gummi – vielleicht von der Sohle eines Stiefels oder Schuhs. Zwei Haare – schwarz und gelockt. Keine Wurzel dran.«

Das bedeutete, man konnte keine DNA-Analyse durchführen; dazu ist die Haarwurzel nötig. Dennoch stammte es höchstwahrscheinlich vom Täter. Ron Larkin hatte pures graues Haar, und seine Frau war rothaarig.

Mel Cooper blickte vom Computerschirm des Massenspektrometers auf, mit dem er eine Analyse der Baumwollfaser durchgeführt hatte. »Er ist vermutlich Bodybuilder. Dianabol. Ein Anabolikum, das von Sportlern benutzt wird.«

»Welche Art Sport?«, wollte Rhyme wissen.

»Da fragen Sie den Falschen, Lincoln. Ich verwende keine leistungssteigernden Mittel für meine Walzer und Foxtrotts. Aber wenn sich Spuren davon in seinem Taschenfutter finden, kann man wohl getrost davon ausgehen, dass es ihm ernst damit ist.«

»Und dann das hier...« Sachs hielt einen weiteren Plastikbeutel hoch. Auf den ersten Blick schien er leer zu sein. Aber mit dem Vergrößerungsglas fand Cooper eine winzige braune Faser. Er hielt sie hoch, damit Rhyme sie sehen konnte.

»Guter Fund, Sachs«, sagte Rhyme und mühte sich, seinen Kopf näher zu dem Beweisstück zu bewegen. »Nichts entgeht dir. Was ist es?«

Cooper legte die Faser unter ein optisches Doppelmikroskop und beugte sich über die Linsen. Dann wandte er sich einem Computer zu und tippte mit rasend flinken Fingern. »Ich glaube...« Er warf noch einen Blick durch das Mikroskop. »... es ist Coir.«

»Und das ist?«

»Ich finde es gerade heraus.« Cooper las einen Moment und berichtete dann. »Kokosnussfaser. Wird hauptsächlich für Seile benutzt, aber auch für Teppiche, Läufer, Untersätze, Nippes. Die größten Produzenten sind Malaysia, Indonesien und verschiedene afrikanische Länder.«

»Aber es stammt nicht von dem Seil, an dem er hinaufgestiegen ist?«, fragte Rhyme.

»Nein, das ist pures Nylon.«

»Führt uns auch nicht unbedingt direkt zu seiner Tür, oder? Was haben wir noch?«

»Das war's.«

»Untersucht den Sand und die Erde. Macht einen GC.«

Der Gaschromatographie-Test ergab, dass die Probe signifikante Anteile von Dieseltreibstoff und Salzwasser enthielt.

»Aber eine bestimmte Sorte Treibstoff«, sagte Cooper und las vom Computermonitor ab. »Er enthält Mikrobiozide. Zusammen mit dem Salzwasser deutet das darauf hin, dass es

wahrscheinlich Schiffsdiesel ist. Dieseltreibstoff in Schiffen wird häufig von Mikroorganismen kontaminiert. Die Hersteller mischen ihm deshalb einen Zusatz bei, der das verhindern soll.«

»Dann besitzt er also ein Boot«, sagte Sachs. »Oder wohnt in der Nähe einer Anlegestelle.«

»Oder ist per Boot ins Land gekommen«, sagte Rhyme. Wasserfahrzeuge waren immer noch der beste Weg, um an der Ostküste unbemerkt ins Land zu kommen – und eine der besten Möglichkeiten, Straßensperren und Überwachungsmaßnahmen zu entgehen, wenn man rund um New York unterwegs war.

»Fassen wir alles zu einer Liste zusammen. Thom! Wenn Sie...Thom?«

»Ja?« Der Assistent kam in den Raum. Wie Cooper und Sachs trug er Handschuhe, aber seine waren gelb, und der Name *Playtex* stand darauf.

»Könnten Sie unsere bisherigen Funde aufschreiben?« Rhyme nickte in Richtung der Tafel, und Thom streifte die Handschuhe ab und schrieb, was sein Boss diktierte.

Mordfall Ronald Larkin

Kokosfaser

Erde aus Garten unter Balkon

Schwarze Haare, gelockt. Keine Wurzel

Gummiabrieb, schwarz, möglicherweise von Schuhsohle

Erde und Sand mit Spuren von Schiffsdiesel, Salzwasser

Keine Fingerabdrücke, Trittspuren, Werkzeugspuren

Baumwollfaser mit Spuren von Anabolikum. Sportler?

32er Automatik, Schalldämpfer, Splittermunition

CMI Enterhaken, mit Streifen von altem Flanellhemd umhüllt

Seil Mil-Spec 550 Para Cord, geknotet, schwarz

Verdächtiger:

US-Bürger, andere Pässe?

In Europa ausgebildet

Söldner mit Kontakten in Afrika, Nahost

Kein Motiv

Hohes Honorar

Auftraggeber unbekannt

Rhyme überflog die Liste. Sein Blick blieb auf einem Gegenstand ruhen.

»Das Seil«, sagte er.

»Na, ja...« Sachs schaute zu Cooper. »Ich dachte...«

»Ich *weiß*, es ist Nylon, und es lässt sich nicht zurückverfolgen. Aber was ist das *Interessante* daran?«

Sachs schüttelte den Kopf. »Ich muss passen.«

»Die Knoten. Sie waren zusammengezogen, seit er sie geknüpft hat.«

»Ich kapier es immer noch nicht, Lincoln«, sagte Cooper.

Rhyme lächelte. »Betrachtet sie als Wundertüten an Beweismitteln. Ich würde gern wissen, was in den Knoten ist, ihr nicht? Lasst sie uns aufmachen.«

»Sie meinen mich, oder?«, sagte Cooper.

»Ich würde Ihnen ja gern helfen, aber...«

Der Labortechniker nahm das Seil in die behandschuhte Hand und fing an, einen Knoten zu lösen. »Wie Eisen.«

»Umso besser für uns. Was immer da drin ist, es war schön fest eingeschlossen, seit er die Knoten gemacht hat.«

»*Falls* etwas drin ist«, sagte Cooper. »Das könnte auch eine totale Zeitverschwendung sein.«

»Das gefällt mir, Mel. Darauf läuft die ganze Geschichte mit der Spurensicherung in etwa hinaus, finden Sie nicht?«

Als Rhyme noch allein gewohnt hatte, war das vordere Wohnzimmer seines Stadthauses – das gegenüber dem Labor – als Lagerraum genutzt worden. Aber nun, da Sachs zeitweise hier wohnte, hatten sie und Thom umdekoriert und es in ein behagliches Wohnzimmer verwandelt.

Es gab zeitgenössische asiatische Gemälde und Siebdrucke aus Galerien in NoHo und dem East Village, ein großes Portrait von Houdini (ein Geschenk von einer Frau, mit der sie vor Jahren an einem Fall gearbeitet hatten), einen Blue-Dog-Druck, zwei große Blumenarrangements und bequeme Möbel, die sie aus New Jersey importiert hatten.

Auf dem Kaminsims standen Bilder von Sachs' Eltern und von ihr als Heranwachsende, wie sie unter der Motorhaube eines 68er Dodge Charger hervorspähte, an dem sie und ihr

Vater monatelang gearbeitet hatten, bis sie sich schließlich eingestanden, dass der Patient nicht mehr zu retten war.

Und nicht nur ihre Vergangenheit wurde in dem Wohnzimmer präsentiert.

Sie hatte Thom auf einen Streifzug in den Keller des Stadthauses geschickt, wo er alle möglichen Schachteln durchwühlt hatte und mit gerahmten Ehrenzeichen und lobenden Erwähnungen aus Rhymes Zeit beim NYPD zurückgekehrt war. Auch mit privaten Fotos. Mehrere zeigten Rhyme während seiner Kindheit in Illinois, mit seinen Eltern und anderen Verwandten. Ein Bild zeigte den Jungen und seine Familie vor ihrem Haus, neben einer großen blauen Limousine. Die Eltern lächelten in die Kamera. Lincoln lächelte ebenfalls, aber sein Gesichtsausdruck war anders – er verriet Neugier -, und er blickte zur Seite, auf etwas, das nicht im Bild zu sehen war.

Auf einem Schnappschuss sah man einen schlanken, angespannten Lincoln im Teenageralter. Er trug einen Leichtathletikdress seiner Schule.

Thom öffnete nun die Eingangstür und führte drei Leute in den Raum: Lon Sellitto, dazu einen stattlichen Mann in den Sechzigern mit grauem Anzug und Priesterkragen und, an seinem Arm, eine Frau mit blasser Haut und Augen, die so rot waren wie ihre Haare. Sie zeigte keine Reaktion auf den Rollstuhl.

»Mrs. Larkin«, sagte der Kriminalist, »ich bin Lincoln Rhyme. Das ist Amelia Sachs.«

»Bitte nennen Sie mich doch Kitty.« Sie nickte zur Begrüßung.

»John Markel«, stellte sich der Geistliche vor, schüttelte Sachs die Hand und lächelte Rhyme bläulich zu.

Er erklärte, dass seine Diözese auf Manhattans Upper East Side mehrere Wohltätigkeitseinrichtungen im Sudan und in Liberia sowie eine Schule im Kongo unterhielt. »Ron und ich haben seit Jahren zusammengearbeitet. Wir wollten uns heute

zum Mittagessen treffen, um über unsere Arbeit da drüben zu sprechen.« Er seufzte und schüttelte den Kopf. »Dann habe ich die Nachricht gehört.«

Er war zum Krankenhaus geeilt, um bei Kitty zu sein, und hatte ihr dann angeboten, sie hierher zu begleiten.

»Sie müssen nicht bleiben, John«, sagte die Witwe. »Aber danke, dass Sie gekommen sind.«

»Edith und ich möchten, dass Sie den Abend bei uns verbringen«, sagte der Mann. »Wir wollen nicht, dass Sie allein sind.«

»Ach, vielen Dank, John, aber ich sollte besser bei Rons Bruder und seiner Familie sein. Und bei seinem Sohn.«

»Ich verstehe. Aber wenn Sie etwas brauchen, rufen Sie bitte an.«

Sie nickte und umarmte ihn.

Ehe der Priester ging, fragte ihn Sachs, ob er eine Vorstellung habe, wer der Mörder sein könnte. Die Frage erwischte ihn kalt. »Wer jemanden wie Ron töten würde? Nein, das ist unerklärlich. Ich habe wirklich keine Ahnung, wer seinen Tod wünschen könnte.«

Thom führte den Geistlichen hinaus, und Kitty nahm auf einem Sofa Platz. Der Assistent kam kurz darauf mit einem Tablett Kaffee zurück. Kitty nahm eine Tasse, trank aber nicht davon. Sie hielt sie zwischen den verschränkten Händen.

Sachs wies mit einem Kopfnicken auf den großen Verband um ihren Unterarm. »Alles in Ordnung?«

»Ja«, sagte sie, als wäre Sprechen das Einzige, was ihr Schmerzen bereitete. Sie blickte auf ihren Arm. »Der Arzt sagte, es war ein Teil von einer Kugel. Sie ist auseinandergebrochen.« Sie schaute auf. »Es könnte von der Kugel stammen, die Ron getötet hat. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll.«

Rhyme ließ Sachs den Vortritt, die besser mit Menschen umgehen konnte als er, und die Polizistin fragte die Frau nach den Schüssen.

Kitty und ihr Mann waren im Land umhergereist, um sich mit den Spitzen von Unternehmen und verschiedenen Non-Profit-Organisationen zu treffen. Am Vorabend waren sie aus Atlanta gekommen, wo sie sich mit einem ihrer Lieferanten für Babynahrung getroffen hatten. Die Limousine hatte sie vom Flughafen La Guardia abgeholt und gegen Mitternacht in das Stadthaus gebracht.

»Der Wagen hat uns abgesetzt. Wir gingen hinein und sofort zu Bett – es war spät, wir waren erschöpft. Am frühen Morgen dann hörte ich etwas. Es weckte mich auf. Ein Schlurfen von Füßen, ich weiß nicht. Oder ein Kratzen. Ich weiß noch, ich war so müde, dass ich mich einfach nicht bewegte. Ich lag nur mit offenen Augen da.«

Das hatte ihr wahrscheinlich das Leben gerettet, dachte Rhyme. Wenn sie sich umgedreht hätte oder aufgestanden wäre, hätte der Killer sie zuerst erschossen.

Dann sah sie etwas auf dem Balkon, die Umrisse eines Mannes.

»Zuerst dachte ich, es sei ein Fensterputzer. Ich wusste zwar, das konnte nicht sein, aber ich war benommen, und er sah aus, als hielte er einen Wischer in der Hand. Aber es war etwas ganz anderes.«

Die 32er.

Sie hörte Glas splittern und mehrmals einen dumpfen Knall, dann stöhnte ihr Mann auf.

»Ich schrie und rollte mich aus dem Bett. Ich rief 911. Ich habe nicht einmal bemerkt, dass ich getroffen war, bis ich später irgendwann sah, dass ich blutete.«

Sachs hakte nach und erhielt weitere Informationen. Der Mörder war ein Weißer, mit dunklem, lockigem Haar, dunkel gekleidet. Er hatte breite Schultern.

Anabolika ...

Das Licht, sagte Kitty, war zu schwach, als dass sie sein Gesicht hätte sehen können.

Rhyme dachte an die HD-Bilder aus dem Stadthaus und fragte: »Sind Sie zufällig noch einmal auf den Balkon hinausgegangen, als Sie nach Hause kamen? War irgendetwas anders als sonst? Möbel umgestellt?«

»Nein, wir sind sofort ins Bett gegangen.«

»Wie könnte der Mörder erfahren haben, dass Sie letzte Nacht in der Wohnung sein würden?«

»Es stand in der Zeitung. Wir waren wegen verschiedener Wohltätigkeitsveranstaltungen hier und wollten uns mit den Spitzen anderer philanthropischer Stiftungen treffen. In der *Times* gab es, glaub ich, einen Artikel darüber.«

»Können Sie sich einen Grund denken, warum man ihn getötet hat?«, fragte Sellitto.

Sie rang die Hände. Rhyme befürchtete, dass sie zusammenbrechen würde. Dann holte sie tief Luft und sagte: »Ich weiß, er hatte Feinde. Wenn er sich in Afrika oder in Nahost aufhielt, war immer eine Sicherheitsmannschaft bei ihm. Aber hier... Ich weiß nicht. Es war alles noch so neu für mich... Vielleicht sollten Sie mit seinem Bruder sprechen. Ich habe heute Morgen mit ihm telefoniert. Er fliegt im Augenblick mit seiner Frau aus Kenia zurück. Sie werden heute Abend eintreffen. Oder wenn Sie jetzt sofort mit jemandem reden wollen, könnten Sie Bob Kelsey anrufen. Er war Rons rechte Hand in der Stiftung. Er ist ziemlich erschüttert, aber er wird sicherlich helfen wollen.«

Und damit verweigerte ihre Stimme den Dienst. Sie würgte und begann zu weinen.

Sachs sah Rhyme an, der nickte.

»Das war alles, Kitty«, sagte sie. »Wir wollen Sie nicht länger aufhalten.«

Nach einiger Zeit bekam sie sich wieder in den Griff.

Thom kam herein und gab ihr ein Kleenex. Sie dankte ihm und wischte sich das Gesicht ab.

»So«, sagte Sellitto, »wir werden jemanden abstellen, der ein Auge auf Sie hat.«

Kitty schüttelte den Kopf und lachte leise. »Ich weiß, ich bin ein bisschen durch den Wind, aber es geht schon. Ich ... Es ist einfach alles zu viel. Ich bleibe bei Rons Bruder, wenn sie zurück sind. Und ich habe selbst Angehörige hier. Ach ja, und Rons Sohn und seine Frau fliegen von China zurück.« Sie atmete tief durch. »Das war der schwerste Anruf von allen. Sein Sohn.«

»Mrs. Larkin, ich rede von einem Leibwächter.«

»Ein... Leibwächter? Wieso?«

»Sie sind ein unentbehrlicher Zeuge. Er hat Sie zu töten versucht, und er wird es vielleicht wieder versuchen.«

»Aber ich habe im Grunde nichts gesehen.«

»Das weiß er ja nicht«, sagte Rhyme.

»Und ein unentbehrlicher Zeuge ist man nicht nur dann, wenn man den Täter identifizieren kann«, ergänzte der Detective. »Sie können über den Zeitpunkt der Schüsse aussagen, über ihren Klang, wo er stand und wie er stand, wie er die Waffe hielt. Alle diese Dinge können zu seiner Verurteilung beitragen.«

»Nun, wir haben Wachleute in der Firma.«

»Wahrscheinlich halten Sie sich besser an einen Polizeibeamten«, sagte Sellitto.

»Schon möglich, ja... Ich kann mir nur einfach nicht vorstellen, dass sich jemand die Mühe machen sollte, mir etwas zu tun.«

Rhyme sah, wie sich Lon Sellitto bemühte, beruhigend zu wirken. »Na ja«, sagte der zerknitterte Detective, »die Wahrscheinlichkeit ist natürlich minimal. Aber es spricht auch nichts dagegen, auf Nummer Sicher zu gehen, oder?«

Ein untersetzter Mann stand am Fenster der wenig benutzten Küche in seinem Haus in New Jersey. Er hatte der Aussicht – die keine schlechte war: die Skyline Manhattans – den Rücken

cken gekehrt und blickte in einen kleinen Flachbildschirm im Wohnzimmer.

»Ich sehe es gerade, Captain.«

Es war einige Jahre her, seit Carter Soldat gewesen war – er nannte sich jetzt »Sicherheitsberater«, eine Berufsbezeichnung, die so gut war wie jede andere –, aber nach all dem militärischen Training war ihm am wohlsten dabei, wenn er Leute mit ihrem Rang ansprechen konnte. Er selbst war einfach Carter. Für die Leute, die ihn anheuertten, für die Leute, mit denen er arbeitete. Carter.

Auf dem Bildschirm erzählte ein Sprecher, dass Larkins Frau den Anschlag überlebt hatte. Sie wurde als unentbehrliche Zeugin bezeichnet.

»Hm«, brummte Carter.

Wenn Carter für einen Sicherheitsauftrag in Übersee tätig war, stützte er sich oft auf Journalisten, um an Informationen heranzukommen. Er staunte, wie viel sensibles Material sie im Austausch für das verrieten, was sie von ihm bekamen – und das war normalerweise nur ein Haufen Scheiße.

Ein zweiter Sprecher erschien, und es ging nun um all das Gute, das die Larkin-Stiftung getan hatte, um das viele Geld, das sie verteilte.

Carter hatte mit ein paar wirklich reichen Leuten zu tun gehabt. Nur ein paar Scheiche im Mittleren Osten dürften so viel Geld wie Ronald Larkin besessen haben.

Ach ja, und da war noch dieser französische Geschäftsmann...

Aber genau wie Larkin war er nicht mehr reich. Sondern tot.

Larkin war in die Stadt gekommen, um sich mit führenden Persönlichkeiten verschiedener Non-Profit-Gesellschaften zu treffen. Sie wollten über die Zusammenlegung ihrer Organisationen zu einem Mega-Wohltätigkeitsunternehmen beraten, um ihre Anstrengungen in Afrika auszubauen, wo Hunger und

Krankheit grassieren. Und jetzt schalten wir zu unserem Korrespondenten in der Region Darfur im Westsudan, wo...

Bla, bla, bla. Carter schaltete das Gerät aus, die Fernbedienung wirkte winzig in seiner riesigen Hand.

Anschließend lauschte Carter aufmerksam dem Captain, der sehr beunruhigt war.

Nach einer kurzen Pause sagte er: »Ich kümmere mich darum, Captain. Ich Sorge dafür, dass es richtig gemacht wird.«

Nachdem Carter aufgelegt hatte, ging er in sein Schlafzimmer, durchsuchte den Schrank und holte einen Businessanzug hervor. Er begann die marineblaue Hose anzuziehen, doch dann hielt er inne. Er hängte den Anzug in den Schrank zurück und nahm dafür einen in Größe 48 heraus. Es war viel leichter, unauffällig eine Waffe bei sich zu tragen, wenn der Anzug eine Nummer zu groß war.

Zehn Minuten später saß er in seinem dunkelgrünen Jeep Cherokee und war auf dem Weg nach Manhattan.

Robert Kelsey, ein fähiger Kaufmann mit schütterem Haar, war der Geschäftsführer der Larkin-Stiftung, was bedeutete, dass seine Aufgabe darin bestand, drei Milliarden Dollar im Jahr zu verschenken.

»Das ist nicht so einfach, wie es sich anhört.«

Rhyme gab ihm Recht, nachdem der Mann alles erklärt hatte: Regierungsbestimmungen, Steuergesetze, Washingtoner Politikklüngel, Dritte-Welt-Machenschaften und – was vielleicht am meisten entmutigte – Tausende von Anfragen bedürftiger Menschen und Organisationen, die um Geld für ihre herzerreißenden Anliegen kamen und die man mit leeren Händen wieder fortschicken musste.

Kelsey saß auf derselben Couch wie Kitty Larkin eine Stunde zuvor.

Auch er hatte dieses geistesabwesende, zerzauste Aussehen eines Menschen, den man frühmorgens mit einer schlechten

Nachricht aus dem Bett geholt hat und der noch nicht ganz in Lage ist, sie zu verdauen.

»Wir haben Indizien, ein paar Spuren«, erklärte Lon Sellitto, »aber wir haben noch kein klares Motiv. Können Sie sich denken, wer seinen Tod wünschen könnte? Mrs. Larkin ist dazu nichts eingefallen.«

Lincoln Rhyme war selten an den Motiven eines Verdächtigen interessiert – er betrachtete sie als das schwächste Standbein eines Falles (Beweismittel waren natürlich das stärkste für ihn). Dennoch konnte ein offenkundiges Motiv in die Richtung der guten Beweismittel deuten, die zu einer Verurteilung führten.

»Wer seinen Tod wünschen könnte?«, wiederholte Kelsey und lächelte grimmig. »Sie würden sich wundern, wie viele Feinde er für einen Mann hatte, der Milliarden an hungernde oder kranke Kinder verschenkte. Aber ich will versuchen, Ihnen eine Vorstellung zu vermitteln. Bei unseren großen Kampagnen in den letzten Jahren ging es darum, Lebensmittel und Medikamente gegen Aids nach Afrika zu schaffen und Bildungsprogramme in Asien und Lateinamerika zu finanzieren. Am schwersten ist es in Afrika. Darfur, Ruanda, der Kongo, Somalia... Ron weigerte sich, den Regierungen direkt Geld zu geben. Es würde nur in den Taschen örtlicher Beamter verschwinden. Deshalb kaufen wir die Lebensmittel hier oder in Europa und schaffen sie dorthin, wo sie gebraucht werden. Das Gleiche mit den Arzneien. Nicht dass Korruption damit ausgeschlossen wäre. In der Minute, in der ein Schiff anlegt, wird jemand mit einer Waffe zur Hand sein, der sich bei Reis oder Weizen selbst bedient. Das Milchpulver für Babys wird gestohlen und entweder verkauft oder dazu benutzt, Drogen zu strecken. Und die HIV-Arznei wird in neue Flaschen umgefüllt und außer Landes an Leute verkauft, die genügend Geld haben, um die gängigen Preise zu bezahlen. Die Kranken, für die sie bestimmt war, bekommen verwässerte Versionen. Oder manchmal nur Wasser.«

»So schlimm ist es?«, fragte Sellitto. »Großer Gott.«

»O ja. Wir verlieren fünfzehn bis zwanzig Prozent unserer Afrikaspenden pro Jahr durch Diebstahl oder Raub. Zigmillionen. Und wir haben noch mehr Glück als die meisten Hilfsorganisationen da drüben... Deshalb war Ron so unbeliebt. Er besteht darauf, dass wir die *Verteilung* der Lebensmittel und Medikamente selbst kontrollieren. Wir schließen Abkommen mit den besten örtlichen Organisationen, die diese Aufgabe erledigen. Manchmal sind diese Gruppen, wie die Liberia-Hilfe, mit der politischen Opposition im Bunde. In solchen Ländern stellt Ron also eine Bedrohung für die Regierung dar.

In anderen Regionen wiederum gibt es eine rechtmäßige Regierung, und er verteilt über sie. Was ihn zu einer Bedrohung für die *Opposition* macht. Dann sind da noch die Warlords. Und die fundamentalistischen Islamgruppen, die überhaupt keine westliche Hilfe wollen. Und die Armeen und Milizen, die sogar *wollen*, dass die Leute hungern, weil sie den Hunger instrumentalisieren... ach, es ist ein Albtraum.«

Kelsey lachte bitter. »Dann die antiamerikanischen Länder rund um den Globus: der arabische Block, Iran und Pakistan, Indonesien und Malaysia in Fernost... Die Stiftung ist natürlich privat, aber dort drüben sieht man uns als einen verlängerten Arm Washingtons. Und in gewisser Weise sind wir das auch. So, und das war nur in Übersee. Lassen Sie uns jetzt über Amerika sprechen.«

»Hier hat er auch Feinde?«, fragte Sachs.

»O ja. Sie glauben, im karitativen Bereich tummeln sich nur Heilige? Vergessen Sie's. Ich komme aus der Betriebswirtschaft, und ich kann Ihnen sagen, die skrupellosesten Firmenplünderer sind nichts gegen die Vorsitzenden von Wohltätigkeitsorganisationen. Ron hat die Lebensmittel von einem halben Dutzend Lieferanten hier und in Europa gekauft. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viele Tonnen verdorbenen Reis und Mais sie uns verkaufen wollten. Ron hat eini-

ge von ihnen bei der Arznei- und Lebensmittelbehörde angezeigt.

Dann scheinen einige Führungskräfte zu glauben, Mildtätigkeit beginnt bei ihnen zu Hause. Von einer Organisation, die mit uns arbeiten wollte, hat Ron herausgefunden, dass der Vorsitzende ein Gehalt von fünfhunderttausend Dollar im Jahr kassierte und in einem Privatjet, der von den Spendengeldern finanziert wurde, im Land umherflog.

Ron hat sie eiskalt fallen gelassen, die *Times* angerufen und ihnen die Geschichte erzählt. Der Vorstandschef wurde am nächsten Tag gefeuert.«

Kelsey bemerkte, dass er sich in Rage redete. »Tut mir leid. Es ist schwer, heutzutage Gutes zu tun. Und jetzt, da er nicht mehr ist, wird es noch sehr viel schwerer werden.«

»Wie sieht es mit Larkins Privatleben aus?«

»Seine erste Frau starb vor zehn Jahren«, sagte Kelsey. »Er hat einen erwachsenen Sohn, der bei Joint Ventures im Energiebereich in China tätig ist. Sie hatten eine sehr gute Beziehung. Er wird am Boden zerstört sein.«

»Und seine neue Frau?«

»Ach, Kitty? Sie tat ihm gut, und sie hat ihn auch geliebt. Sie hat selbst Geld, verstehen Sie? – ihr Vater war im Textilgeschäft oder so etwas. Ron lernte viele Frauen kennen, die nur auf eines aus waren, wie Sie sich vorstellen können. Es war schwer für ihn. Aber bei ihr war es echt.«

»Sein Bruder?«, fragte Sellitto.

»Peter? Was ist mit...? Ach, Sie meinen, ob *er* etwas mit Rons Tod zu tun haben könnte?« Er lachte. »Nein, nein, ausgeschlossen. Sie standen sich sehr nahe. Er ist ebenfalls sehr erfolgreich. Besitzt sein eigenes Unternehmen. Er ist nicht so reich wie Ron, aber ich rede hier von dreißig Milliarden statt hundert. Er braucht kein Geld. Abgesehen davon hatten sie dieselben Wertvorstellungen und arbeiteten beide hart für die Stiftung. Für Ron war es ein Vollzeitjob, aber Peter verwandte auch noch zwanzig, dreißig Stunden pro Woche darauf, zu-

sätzlich zu seinem vollen Terminplan als CEO seiner eigenen Firma.«

Sellitto fragte nun nach einer konkreten Liste von Leuten, die einen Groll auf Ron Larkin haben konnten – aus sämtlichen Kategorien, die Kelsey genannt hatte. Er schrieb eine ganze Weile.

Dann gab er Sellitto das Blatt und sagte, er werde überlegen, ob ihm noch jemand einfiel.

Der Mann wirkte benommen, er verabschiedete sich und ging.

Mel Cooper kam aus dem Labor, er beugte und streckte seine Hände.

»Wie kommen Sie voran?«, fragte Rhyme.

»Wissen Sie, wie viele Knoten das waren?«

»Vierundzwanzig«, erwiderte Rhyme. »Und ich habe die Zeitform des Verbs bemerkt. Sie sind fertig.«

»Ich glaube, meine Hand fällt gleich ab. Aber wir waren erfolgreich.«

»Haben Sie seine Visitenkarte gefunden?«

»Vielleicht etwas, das genauso gut ist. Eine Pflanzenhülse, eine sehr kleine.«

»Von was?«

»Reis.«

Rhyme nickte und schürzte die Lippen. Und Sachs sprach aus, was er dachte: »Lebensmittellieferungen, die die Stiftung nach Afrika geschickt hat? Der Schütze könnte also dort rekrutiert worden sein.«

»Oder von jemandem, der eine Farm besitzt. Oder Reis verkauft. Der mit der verdorbenen Lieferung vielleicht?«

»Und das Schiffsdiesel«, sagte Cooper und nickte in Richtung Liste. »Frachtschiffe.«

Sachs ergänzte die Liste.

»Sehen wir uns die Liste an, die Kelsey gemacht hat.«

Sachs klebte die Seite auf eine weiße Tafel.

»Die üblichen Verdächtigen?« Rhyme lachte schnaubend. »In normalen Mordfällen gibt es wie viele Verdächtige? Vier, fünf, höchstens. Und in was für einem Haifischbecken angeln wir hier?« Er nickte in Richtung der Liste. »Der größte Teil der Dritten Welt, halb Nahost und Europa und ein guter Teil der fünfhundert größten Unternehmen Amerikas.«

»Und alles, was er getan hat«, sagte Sachs, »war, Geld an Leute zu verschenken, die es brauchten.«

»Kennen Sie nicht diesen Ausdruck«, murmelte Sellitto, »keine gute Tat bleibt ungesühnt?«

Mordfall Ronald Larkin

Kokosfaser

Erde aus Garten unter Balkon

Schwarze Haare, gelockt. Keine Wurzel

Gummiabrieb, schwarz, möglicherweise von Schuhsohle

Erde und Sand mit Spuren von Schiffsdiesel, Salzwasser

Keine Fingerabdrücke, Trittspuren, Werkzeugspuren

Baumwollfaser mit Spuren von Anabolikum. Sportler?

32er Automatik, Schalldämpfer, Splittermunition

CMI Enterhaken, mit Streifen von altem Flanellhemd umhüllt

Seil Mil-Spec 550 Para Cord, geknotet, schwarz

Reishülse, in Knoten eingeschlossen

Verdächtiger:

US-Bürger, andere Pässe?

In Europa ausgebildet

Söldner mit Kontakten in Afrika, Nahost

Kein Motiv

Hohes Honorar

Auftraggeber unbekannt

Dem jungen Beamten war nicht wohl in seiner Haut.

Er war ein frisch ernannter Detective, dem man die undankbare Aufgabe anvertraut hatte, die arme Witwe zu ihrem Stadthaus zu begleiten, damit sie ein wenig Kleidung einpacken konnte, und sie dann einem Leibwächter zu übergeben.

Nicht dass sie ihm das Leben schwer gemacht hätte oder etwas dergleichen. Nein, ganz im Gegenteil. Sie wirkte so entrückt, durcheinander und verweint, dass er einfach nicht wusste, was er zu ihr sagen, wie er sich benehmen sollte. Er wünschte, seine Frau wäre dabei. Sie würde sie schnell beruhigen. Aber der Detective selbst? Nein, das war nicht seine Stärke. Er war mitfühlend, sicher, er wusste nur nicht, wie er es ausdrücken sollte. Er war erst seit fünf Jahren bei der Polizei, hauptsächlich im Streifendienst, und hatte sehr wenige Gelegenheiten gehabt, trauernde Angehörige kennenzulernen. Einmal war ein Mülllaster in die Seite eines parkenden Geländewagens gerast und hatte die Fahrerin getötet. Er hatte dem Ehemann erzählen müssen, was passiert war, und er hatte Wochen gebraucht, bis er über das Entsetzen und das Leid im Gesicht des Mannes hinweggekommen war.

Nun arbeitete er als Detective im Drogendezernat. Gelegentlich eine Leiche, gelegentlich eine Witwe. Keine von ihnen trauerte wie diese hier. Vielen schien es egal zu sein, dass ihr Mann tot war.

Er beobachtete Kitty Larkin, die wie gelähmt vor der Eingangstür ihres Stadthauses stand.

»Stimmt etwas nicht?«, fragte er, dann gab er sich im Geiste einen Tritt.

Du Vollidiot...

Er meinte natürlich, ob am Haus irgendetwas anders sei als sonst, etwas, das er überprüfen, weswegen er Lieutenant Sellitto hätte anrufen sollen. Seine Hand ging zur Glock, die er ein halbes Dutzend Mal in seiner Berufslaufbahn gezogen, aber noch nie abgefeuert hatte.

Kitty schüttelte den Kopf. »Nein«, flüsterte sie und schien jetzt erst zu bemerken, dass sie stehen geblieben war. »Tut mir leid.« Sie setzte ihren Weg ins Haus fort. »Es dauert nicht lange. Ich packe nur rasch eine Tasche.«

Der Detective drehte gerade eine Runde ums Haus, als er eine schwarze Limousine halten sah.

Eine afroamerikanische Frau in einem dunklen Kostüm stieg aus und ging zu ihm. Sie zückte einen Ausweis.

US-Außenministerium.

»Ich übernehme die Bewachung von Mrs. Larkin«, sagte sie mit einem leichten Akzent, den der Detective nicht einordnen konnte.

»Sie sind...«

»Die Bewachung von Mrs. Larkin«, wiederholte die Frau langsam.

Gut, dachte der Beamte, erleichtert, dass er nicht würde herumsitzen und der Frau beim Weinen zusehen müssen. Aber dann dachte er: Moment mal.

»Eine Sekunde.«

»Was ist?«

Der Polizist zog sein Handy hervor und rief Lieutenant Sellitto an.

»Ja«, meldete sich die barsche Stimme.

»Detective, ich wollte Ihnen nur Bescheid sagen, dass die Leibwächterin für Mrs. Larkin jetzt da ist. Sie ist allerdings vom Außenministerium, nicht von uns.«

»Vom was?«

»Außenministerium.«

»Tatsächlich? Wie heißt sie?«

Der Detective bat noch einmal um den Ausweis der Frau, und sie zeigte ihn ihm. »Norma Sedgwick.«

»Warten Sie einen Moment.«

»Ich muss es nur kurz überprüfen«, sagte er zu Norma.

Sie schien nicht böse zu sein, aber ihre Miene drückte etwas wie »Mach, was du willst« aus. Als blickte sie auf den Neuling herunter. Okay, du Regierungstussi, dachte der junge Detective, bist *du* schon mal von einem Achtzehnjährigen im Drogenwahn beschossen worden, der mit einer SIG-SAUER und einem Messer bewaffnet war? Genau das war ihm nämlich letzten Montagabend passiert.

Er lächelte sie nur an.

Am anderen Ende hatte Sellitto die Hand auf den Hörer gelegt und sprach mit jemandem. Der Detective fragte sich, ob es der legendäre Lincoln Rhyme war. Er wusste, dass Sellitto von Zeit zu Zeit mit ihm arbeitete. Er hatte Rhyme nie getroffen. Es gab Gerüchte, dass er in Wirklichkeit gar nicht existierte.

Ein paar Minuten später – es erschien ihm wie eine Ewigkeit – war Sellitto wieder da.

»Ja, ist in Ordnung.«

Danke, dachte der Detective. Er konnte Mrs. Larkin und ihre Trauer zurücklassen und dorthin zurückfliehen, wo er sich sehr viel wohler fühlte: die Drogenwelt von East New York und South Bronx.

»Wohin fahren wir, Norma?«, fragte Kitty vom Rücksitz die kräftige, attraktive Agentin des State Department am Steuer des Lincoln Town Car.

»Zu einem Hotel in der Nähe unserer Dienststelle in Midtown. Eines der oberen Geschosse gehört uns im Wesentlichen, deshalb werden dort ohne unsere Zustimmung keine Gäste untergebracht. Im Augenblick ist es leer. Sie werden die einzige Person dort sein. Ich bleibe im Zimmer gegenüber, und eine weitere Agentin wird über Nacht da sein. Es ist nicht das beste Hotel der Welt, wahrscheinlich nicht das, was Sie gewöhnt sind, aber es ist auch nicht ganz übel. Jedenfalls ist es sicherer, als wenn Sie in Ihrem Stadthaus blieben.«

»Vielleicht«, sagte die Witwe leise. »Aber ich gehe zurück, sobald ich kann.« Sie blickte auf und sah, wie die Agentin sie im Rückspiegel betrachtete. »Hoffen wir, dass alles bald gelöst ist.«

Sie fuhren einige Minuten schweigend. »Was macht Ihr Arm?«, fragte Norma schließlich.

»Nicht der Rede wert.« Die Witwe berührte den Verband. Die Wunde schmerzte noch immer heftig, aber sie hatte aufgehört, die Schmerzmittel zu nehmen, die der Arzt ihr verschrieben hatte.

»Wieso ist das Außenministerium an mir interessiert? Das verstehe ich nicht ganz.«

»Nun, wegen der Arbeit Ihres Mannes in Übersee.«

»Wie meinen Sie das?«

»Heikle Themen, Sie verstehen schon.« Mehr sagte sie nicht.

Und Kitty dachte: Das ist lächerlich. Ein Leibwächter war das Letzte auf der Welt, was sie haben wollte. Sie würde versuchen, die Frau in ihre Dienststelle zurückschicken zu lassen, sobald Peter Larkin und seine Frau eingetroffen wären.

Kitty dachte gerade an Peter und seine Familie, als sie merkte, dass Norma Sedgwick angespannt war und immer wieder in den Rückspiegel schaute.

»Mrs. Larkin, ich glaube, ein Fahrzeug folgt uns.«

»Was?« Kitty drehte sich um. »Das kann doch nicht sein.«

»Doch, ich bin mir ziemlich sicher. Ich habe ein paar Ausweichmanöver unternommen, aber er ist die ganze Zeit hinter mir geblieben.«

»Dieser grüne Jeep?«

»Ja, genau der.«

»Wer sitzt am Steuer?«

»Ein Mann, glaub ich. Weißer. Scheint allein zu sein.«

Kitty schaute, konnte aber nicht in den Wagen sehen. Die Scheiben waren getönt.

Norma griff nach ihrem Handy und begann zu wählen.

Das ist verrückt, dachte Kitty. Es ergab keinen Sinn, dass

...

»Vorsicht!«, schrie Norma.

Mit einem plötzlichen Spurt beschleunigte der Cherokee dicht an sie heran und drängte sie über den Randstein in den Park.

»Was tut er?«, bellte Norma.

»Ich weiß es nicht!«

»Hier ist Sedgwick«, sagte die Agentin in ihr Telefon. »Wir werden attackiert! Madison und 23. Straße. Beim Park. Er...«

Der Jeep fuhr einen Bogen und beschleunigte direkt auf sie zu.

Kitty schrie, zog den Kopf ein und wartete auf den Aufprall.

Aber Norma gab Gas und steuerte den Wagen weiter auf die Rasenfläche des Parks, ehe sie knapp vor einem Maschen- drahtzaun, der eine Baustelle absicherte, zum Stehen kam. Der Jeep holperte über den Randstein und hielt in der Nähe.

»Steigen Sie aus, schnell!«, rief Norma. »Bewegen Sie sich!« Sie sprang mit der Waffe in der Hand vom Fahrersitz und riss die hintere Tür auf.

Kitty hielt ihre Handtasche umklammert und krabbelte aus dem Wagen. Norma packte sie am Arm und schleifte sie prak-

tisch in ein Gebüsch, während Fußgänger und die Leute auf den Parkbänken die Flucht ergriffen. Die Tür des Jeeps ging auf, und Kitty glaubte, den Fahrer aus dem Wagen schlüpfen zu sehen.

»Alles in Ordnung?« Norma musterte sie sorgfältig, die Waffe in der erhobenen Hand.

»Ja, ja!«, rief Kitty. »Mir geht es gut. Passen Sie auf ihn auf! Ich glaube, er ist ausgestiegen.«

Der Angreifer, ein kräftiger Weißer in einem dunklen Anzug mit weißem Hemd, bewegte sich rasch zwischen den Sträuchern auf sie zu, dann verschwand er hinter einem Stapel Baumaterial.

»Wo ist er? Wo?«

Kitty blickte auf die Waffe in der Hand der Frau. Sie hielt sie ruhig und schien zu wissen, was sie tat. Aber sie hatte sie in eine Sackgasse geführt. Sie konnten nirgendwo hin. Kitty blickte zum Wagen zurück. Nichts.

Bewegung über ihnen.

Norma schrie, und als Kitty aufschaute, sah sie eine Gestalt über den Zaun hängen, mit einer Waffe in der Hand.

Aber es war nicht der Angreifer. Der Mann trug die Uniform eines Polizisten des NYPD. Er sah den Ausweis um Normas Hals baumeln, aber er ging kein Risiko ein. Seine Waffe war direkt auf die Agentin gerichtet.

»Waffe runter! Weisen Sie sich aus!«

»Ich bin vom Außenministerium. Sicherheitsdienst.«

»Senken Sie die Waffe, und zeigen Sie mir Ihren Ausweis.«

»Sie bewacht mich, Herrgott noch mal«, brauste Kitty auf.

»Ein Mann ist hinter uns her.«

Norma richtete die Waffe auf den Boden und hielt dem Beamten mit der anderen Hand ihren Ausweis hin. Er las ihn und nickte. »Sie hätten es telefonisch melden sollen.«

»Es ist gerade passiert. Schauen Sie, dort drüben. Zwei Uhr aus Ihrer Position. Ein Mann, Weißer, kräftiger Kerl. Hat uns von der Straße abgedrängt. Wahrscheinlich bewaffnet.«

»Hinter was ist er her?«

»Sie ist eine Zeugin in einem Mordfall.«

Der Beamte runzelte die Stirn. »Ist er das?« Er blickte zu Normas Wagen. Kitty sah einen Mann dahinter kauern.

»Ja«, sagte Norma. Dann zu Kitty: »Runter!« Und stieß sie auf den Asphalt, auf dem sie kauerten. Kitty war außer sich. Sie hätte darauf bestehen sollen, dass sie in dem Stadthaus blieben.

»Hey, Sie, halt!«, rief der Polizist und lief los. »Polizei. Keine Bewegung!«

Doch inzwischen hatte der Angreifer erkannt, dass er in der Unterzahl war. Er rannte zurück zu seinem Jeep, setzte den Wagen rückwärts über den Randstein und raste die Madison Avenue hinauf, eine blaue Auspufffahne hinter sich ausstoßend.

Über das Videosystem verfolgte Lincoln Rhyme in seinem Labor, wie Kitty Larkin in dem schwarzen Town Car mit Sellitto und Sachs sprach. Die Witwe berichtete mit zittriger Stimme, was passiert war.

Dieses System ist eine tolle Erfindung, dachte Rhyme. Es war, als wären die Leute direkt vor ihm.

»Ich könnte gar nicht sagen, was vorgefallen ist«, sagte Kitty. »Es ging alles so schnell. Ich habe ihn nicht einmal richtig gesehen.«

Norma Sedgwick lieferte einen ähnlichen Bericht des Vorfalls. Sie unterschieden sich in der Grüntönung des Jeeps, in der Körpergröße des Angreifers, in der Farbe seines Hemds.

Zeugen... Rhyme hatte nicht viel Vertrauen in sie. Selbst die ehrlichen bringen Dinge durcheinander. Sie übersehen etwas. Sie interpretieren falsch, was sie gesehen haben.

Er war ungeduldig. »Sachs?«

Er sah den Schirm ein bisschen wackeln, als sie seine Stimme hörte.

»Entschuldigen Sie«, sagte er zu Kitty und Sellitto. Die Szene verwackelte, als Sachs aus dem Wagen stieg und sich ein paar Schritte entfernte.

»Was ist, Rhyme?«

»Wir brauchen uns nicht damit aufzuhalten, was sie gesehen haben und was nicht. Ich will, dass der Schauplatz durchsucht wird. Jeder Quadratzentimeter.«

»Okay, Rhyme. Ich mach mich an die Arbeit.«

Sachs ging mit der gewohnten Sorgfalt das Gitter ab – so Rhymes Bezeichnung für die umfassendste, manche würden sagen zwanghafteste Methode, einen Tatort zu untersuchen. Ein Labortechniker aus Queens bearbeitete das gefundene Material im mobilen Labor der Spurensicherung. Aber das Einzige, was einen Bezug zum Mordfall Larkin aufwies, waren zwei weitere Kokosfasern wie die auf dem Balkon. Eine war in einen kleinen schwarzen Schnipsel gepresst, der aus einem alten, in Leder gebundenen Buch stammen konnte; Rhyme erinnerte sich an ähnliches Beweismaterial aus einem ein paar Jahre zurückliegenden Fall.

»Sonst nichts?«, fragte er verärgert.

»Nein.«

Rhyme seufzte.

Es gibt ein wohlbekanntes Prinzip in der forensischen Wissenschaft, das die Locard'sche Regel genannt wird. Sie wurde von dem Franzosen Edmond Locard, einem der Väter der Forensik, aufgestellt und besagt, dass es zwischen dem Täter und entweder dem Tatort oder dem Opfer einen unvermeidlichen Austausch von Spuren (er sprach von »Staub«) gebe.

Rhyme glaubte an die Locard'sche Regel. Es war das, was ihn dazu brachte, alle, die für ihn arbeiteten, und sich selbst so rücksichtslos anzutreiben. Wenn diese Verbindung, wie zart sie auch sein mochte, hergestellt werden konnte, ließen sich der Täter finden, das Verbrechen aufklären und zukünftige Tragödien verhindern.

Um diese Verbindung jedoch herstellen zu können, muss der Ermittler dieses Spurenmaterial finden, identifizieren und die Folgerungen daraus einordnen können. Im Fall Larkin war sich Rhyme dessen nicht sicher. Umstände mochten eine Rolle spielen – die Umgebung, Dritte, Schicksal. Oder der Mörder war einfach zu klug und gewissenhaft. Zu professionell, wie Fred Dellray bemerkt hatte.

Sachs nahm jeden Rückschlag persönlich. »Tut mir leid, Rhyme. Ich weiß, es ist wichtig.«

Er sagte etwas Beschwichtigendes. Keine Angst, wir sehen uns alles hier im Labor noch mal an, vielleicht ergibt sich bei der Autopsie etwas Brauchbares ...

Aber er vermutete, dass seine Zuversicht in ihren Ohren unaufrichtig klang.

In seinen tat sie es jedenfalls.

»Alles in Ordnung?«, fragte Norma.

»Das Knie schmerzt. Als ich zu Boden ging.«

»Tut mir leid«, sagte die Agentin und musterte Kitty im Rückspiegel. Norma hatte hohe Wangenknochen und exotische, ägyptische Augen.

»Unsinn. Sie haben mir das Leben gerettet.« Allerdings war Kitty immer noch wütend. Sie verfiel in Schweigen.

Sie fuhren weitere zwanzig Minuten. Kitty bemerkte, dass sie viel im Kreis fuhren oder denselben Weg zurück. Sie wandte einmal den Kopf und sah, dass sie tatsächlich verfolgt wurden – nur war es dieses Mal ein ziviler Wagen der Polizei, der von der hoch gewachsenen Beamtin gesteuert wurde, deren Haar so rot war wie ihr eigenes, Amelia Sachs.

Normas Handy läutete. Sie griff danach, sprach und trennte die Verbindung.

»Das war die Polizistin hinter uns. Keine Spur von dem Jeep.«

Kitty nickte. »Und niemand hat das Nummernschild gesehen?«

»Nein. Aber es ist wahrscheinlich sowieso gestohlen.«

Sie fuhren weiter in ihrem zufälligen Muster. Sachs verschwand gelegentlich aus dem Blickfeld, fuhr eine Straße hinauf und eine andere hinunter, offensichtlich auf der Suche nach dem Jeep.

»Ich schätze...«, begann die Agentin.

Ihr Handy läutete. »Agent Sedgwick... Was?«

Kitty blickte beunruhigt in den Spiegel. Was war jetzt wieder? Sie hatte langsam genug von dem Nervenkitzel.

»Es ist Amelia«, meldete Norma. »Sie sagt, sie hat den Jeep gesehen! Er ist in der Nähe.«

»Wo?«

»Einen Block entfernt. Er fuhr parallel zu uns. Wie ist das möglich? Er kann uns unmöglich gefolgt sein!«

Sie horchte wieder ins Telefon. Dann berichtete sie Kitty: »Sie verfolgt ihn. Sie hat Verstärkung angefordert. Er fährt in Richtung Roosevelt Drive.« Ins Telefon hinein fragte sie: »Wie hat er uns gefunden?... Glauben Sie? Moment.«

»Er hat sich im Madison Square Park hinter unserem Wagen versteckt, oder?«, fragte Norma Kitty.

»Ja.«

Sie meldete es an die Polizistin weiter. Es gab eine Pause. »Okay, kann sein. Wir sehen nach.«

Norma legte auf. »Sie hält es für möglich, dass er uns dort im Park gar nichts tun wollte, sondern uns nur aus dem Wagen scheuchte, damit er ein Ortungsgerät anbringen konnte.«

»Ein Ortungsgerät?«

»Ja, so etwas wie GPS, ein Gerät, das unsere Position verrät.« Sie parkte, stieg aus und sagte: »Überprüfen Sie den Rücksitz. Und sehen Sie in Ihren Koffern nach. Er könnte es dort hineingeschmuggelt haben. Es müsste ein kleines Kästchen aus Metall oder Plastik sein.«

Himmel, was für ein Albtraum, dachte Kitty, zorniger denn je. Wer zum Teufel war der Kerl? Wer hatte ihn engagiert?

Kitty riss ihre zwei Koffer auf, leerte den Inhalt auf den Sitz und schaute alles sorgfältig durch.

Nichts.

Doch dann hörte sie Normas Stimme: »Hier, schauen Sie.«

Kitty blickte aus dem Fenster und sah die Agentin einen kleinen weißen Zylinder von etwa sieben Zentimeter Durchmesser in einem Papiertaschentuch halten, wohl, damit sie keine Fingerabdrücke verwischte, dachte Kitty. »Mit einem Magnet unter dem Kotflügel befestigt. Es ist ein großes Ding, hat wahrscheinlich eine Reichweite von fünf Meilen. Er hätte uns überall in der Gegend gefunden. Mann, das war knapp.« Sie legte das Gerät auf die Straße, kauerte sich nieder und machte sich daran zu schaffen; offenbar machte sie es unbrauchbar.

Kurz darauf läutete Normas Handy erneut. Sie lauschte und berichtete dann mit grimmiger Miene: »Er ist entwischt. Irgendwo auf der Lower East Side verschwunden.«

Kitty rieb sich angewidert das Gesicht.

Norma erzählte Amelia Sachs von dem Gerät und fügte hinzu, sie würden nun ins Hotel fahren.

»Warten Sie«, sagte Kitty, während sie ihre Koffer wieder packte. »Wieso glauben Sie, er hat nur *ein* Ortungsgerät hinterlassen?«

Die Agentin blinzelte. Dann nickte sie und sagte in ihr Handy: »Detective Sachs, könnten Sie uns mitnehmen?«

Fünfzehn Minuten später traf Amelia Sachs ein. Norma gab ihr das Ortungsgerät, und sie legte es in eine Plastiktasche.

Dann verfrachtete sie Kitty Larkin eilig in den Wagen der Polizistin, und die drei Frauen fuhren zusammen ins Hotel. Von unterwegs arrangierte die Agentin des State Department, dass andere Sicherheitsbeamte die Limousine abholten und

einer genauen Inspektion unterzogen. Sie spekulierten sogar, ob der Täter zusätzlich eine Sprengvorrichtung angebracht haben könnte, deshalb würden sich die Sprengstoffexperten des NYPD das Fahrzeug ebenfalls ansehen.

Sachs setzte die beiden Frauen vor dem Hotel ab und erklärte, sie würde das Ortungsgerät zum Stadthaus dieses Beamten oder Beraters Lincoln Rhyme bringen. Dann brauste sie los.

Norma führte Kitty ins Hotel. Es war ziemlich heruntergekommen, dachte die Frau. Sie hätte erwartet, dass man wichtige Zeugen und gefährdete Diplomaten etwas besser unterbrachte.

Die Agentin sprach mit einem Angestellten am Empfang, übergab ihm ein Kuvert und kehrte zu Kitty zurück.

»Muss ich mich anmelden?«

»Nein, alles erledigt.«

Sie stiegen im vierzehnten Stock aus. Norma führte die Witwe zu einem Zimmer, sah sich zuerst darin um und gab ihr dann den Schlüssel. »Sie können den Zimmerservice anrufen, wenn Sie etwas brauchen.«

»Ich will nur meine Familie und Peter anrufen und mich dann ein wenig hinlegen.«

»Natürlich, nur zu. Ich bin im Zimmer gegenüber, falls Sie mich brauchen.«

Kitty hängte das »Nicht stören«-Schild an den Türknauf und sah sich im Zimmer um. Es war genauso schäbig, wie die Hotelhalle vermuten ließ, und roch modrig. Sie setzte sich schwerfällig aufs Bett und seufzte. Sie bemerkte, dass die Jalousie offen war, was sie für ziemlich dumm hielt, wenn in dem Hotel Zeugen untergebracht wurden. Sie stand auf, zog die Vorhänge zu und schaltete das Licht ein.

Dann rief sie das Büro von Peter Larkin an und sagte, wer sie war. Sie ließ den Schwall an Beileidsbekundungen seiner Sekretärin über sich ergehen und fragte dann, wann Peter und seine Frau eintreffen würden. Es würde gegen neun Uhr

abends sein. Sie hinterließ ihm eine Nachricht, dass er sie anrufen sollte, sobald sie ankamen.

Dann streifte sie ihre Schuhe ab, legte sich aufs Bett und fiel in einen unruhigen Schlaf.

Rhyme drückte den Kopf in die Kopfstütze seines Rollstuhls. Er spürte, wie sich Sachs' Hand um seinen Nacken schloss und ihn massierte. Er konnte ihre Hand in einem Moment noch fühlen, und obwohl er wusste, dass sie die Massage fortsetzte, verschwand die Empfindung im nächsten, als ihre Finger weiter abwärtsglitten, unterhalb des vierten Halswirbels, der Stelle seiner irreparablen Verletzung.

Zu anderen Zeiten hätte dies vielleicht Überlegungen aufkommen lassen – entweder über seinen Zustand oder über seine Beziehung zu Amelia Sachs. Im Augenblick jedoch fühlte er nur den Drang, den Mörder Ron Larkins zu fassen, des Mannes, der Milliarden verschenkte.

»Wie geht es voran, Mel?«

»Geben Sie mir noch eine Minute.«

»Sie haben jede Menge Zeit. Was ist los?«

Das Massagegefühl hatte aufgehört, aber nicht, weil Sachs' Hand weitergewandert war, sondern weil sie zu Cooper gegangen war und ihm half, einen Objektträger für die Untersuchung unter dem Mikroskop vorzubereiten.

Rhyme studierte inzwischen zum hundertsten Mal die auf den neuesten Stand gebrachte Liste der Beweismittel.

Die Antwort war da. Sie *musste* da sein. Es gab keine andere Chance. Keine Zeugen, kein erkennbares Motiv, keine prägnante Liste von Verdächtigen.

Das Beweismaterial, die winzigen Spuren waren der Schlüssel.

Die Locard'sche Regel...

Rhyme sah auf die Uhr.

»Mel?«

Ohne vom Mikroskop aufzublicken, wiederholte der Labor-
techniker ungeduldig. »Noch eine Minute.«

Aber jede Minute, die verging, bedeutete, dass der Mörder
sechzig Sekunden näher daran war, zu entkommen.

Oder, wie Rhyme befürchtete, sechzig Sekunden näher an
einem weiteren Mord.

Carter saß in seinem grünen Jeep und blickte von einer Stelle
nahe des South Street Seaport auf Brooklyn hinüber.

Er schlürfte einen Kaffee und genoss den Blick. Die Segel-
schiffe mit den hohen Masten, die Brücken, den Bootsver-
kehr.

Carter hatte keinen Boss außer den Leuten, die ihn anheuer-
ten, und er teilte sich seine Arbeitszeit selbst ein. Manchmal
stand er früh auf – um vier Uhr -, und als der Fischmarkt in
der Fulton Street noch existiert hatte, war er hierher gefahren.
Er war an den Ständen vorbeigeschlendert, hatte sich Thunfi-
sche, Tintenfische, Flundern und Krabben angesehen. Es er-
innerte ihn an die Hafenstädte in Übersee.

Er bedauerte es, dass der Fischmarkt jetzt geschlossen war.
Finanzielle Probleme, vermutlich. Oder Ärger mit den Ge-
werkschaften.

Carter hatte zu seiner Zeit eine Menge Probleme mit den
Gewerkschaften gelöst.

Sein Handy läutete. Er schaute auf das Display.

»Captain«, sagte er mit Respekt in der Stimme.

Er hörte sorgfältig zu, dann sagte er: »Sicher, kann ich ma-
chen.« Er legte auf und tätigte einen Anruf nach Übersee.

Carter war froh, dass er eine Weile nirgendwohin musste.
Ein kleines Frachtschiff dampfte den East River hinauf, und
er beobachtete, wie es übers Wasser zog.

»Oui?«, meldete sich eine Stimme vom anderen Ende der
Welt.

Carter begann ein Gespräch, ohne auch nur zu merken, dass er ins Französische verfallen war.

Kitty erwachte vom Läuten des Telefons.

Sie hob es auf. »Hallo?«

»Kitty«, sagte Peter Larkins Stimme. »Wie geht es dir?«

Sie hatte jede Menge Bilder von ihm gesehen, ihn aber nur einmal getroffen, bei der Hochzeit. Sie erinnerte sich deutlich an ihn: hoch gewachsen, schlank, mit schütterem Haar. Er ähnelte seinem Bruder nur in der Gesichtsform.

»Ach, Peter, es ist so schrecklich.«

»Kommst du klar?«

»Ich denke schon.« Sie räusperte sich. »Ich habe gerade geschlafen und von ihm geträumt. Als ich aufgewacht bin, war einen Moment lang alles in Ordnung. Dann fiel mir wieder ein, was passiert ist. Es ist so furchtbar. Wie geht es dir denn?«

»Ich darf gar nicht daran denken. Wir haben den ganzen Flug nicht geschlafen.«

Sie bemitleideten sich noch eine Weile, dann erklärte Peter, dass sie am Flughafen seien und ihr Gepäck eben eingetroffen sei. Er und seine Frau würden in ein, zwei Stunden im Stadthaus sein. Seine Tochter, die in Yale studierte, sei bereits dort.

Kitty schaute auf die Armbanduhr, die ihr Ron geschenkt hatte. Sie war schlicht und elegant und wahrscheinlich zehntausend Dollar wert.

»Am besten, ihr ruht euch heute Nacht aus, und ich komme in der Früh vorbei.«

»Natürlich. Du hast die Adresse?«

»Ich muss sie irgendwo haben. Ich... ich kann überhaupt nicht klar denken.«

Er gab sie ihr noch einmal.

»Es wird guttun, dich zu sehen, Kitty.«

»In solchen Zeiten muss eine Familie zusammen sein.«

Kitty ging ins Badezimmer und wusch sich das Gesicht mit eiskaltem Wasser, um die letzte Benommenheit nach dem Aufwachen zu vertreiben.

Sie kehrte ins Zimmer zurück, betrachtete sich im Wandspiegel und dachte, wie sehr sich ihr Aussehen doch von dem der Frau unterschied, die sie in Wirklichkeit war. Keineswegs Kitty Larkin, sondern eine Person namens Priscilla Endicott, ein Name, der hinter einer endlosen Kette von Decknamen fast verloren gegangen war.

Aber als professionelle Killerin konnte man es sich natürlich nicht leisten, man selbst zu sein.

Als Linksradikale, die politische Gewalt befürwortete – und gelegentlich praktizierte –, war Priscilla nach dem College nach Übersee gegangen, wo sie zwischen diversen Untergrundbewegungen hin und her gependelt war, bis sie schließlich politischen Terroristen in Irland und Italien half. Mit dreißig jedoch merkte sie, dass mit Politik kein Geld zu verdienen war, zumindest nicht mit einfältiger kommunistischer und sozialistischer Politik, und sie beschloss, ihre Talente jenen anzubieten, die zahlen würden: den Sicherheitsberatern in Osteuropa, dem Nahen Osten und Afrika. Als selbst das nicht genügend einbrachte, wechselte sie erneut die Branche und legte sich die völlig neue Berufsbezeichnung einer »Problemlöserin« zu.

Während sie vor vier Monaten an einem Pool in den Vereinigten Arabischen Emiraten in der Sonne lag, erhielt sie einen Anruf von einer vertrauenswürdigen Kontaktperson. Nach einigen Verhandlungen nahm sie für fünf Millionen US-Dollar den Auftrag an, Ron Larkin, seinen Bruder und dessen Frau zu ermorden, die drei Personen, in deren Händen die Leitung der Larkin-Stiftung lag.

Priscilla hatte ihr Aussehen verändert: Gewichtszunahme, gefärbte Haare, farbige Kontaktlinsen, gezielte Collagen-Spritzen. Sie wurde zu Catherine »Kitty« Biddel Simpson,

erfand einen glaubwürdigen Lebenslauf und brachte es fertig, über einige Wohltätigkeitsveranstaltungen in Los Angeles Ron Larkin nahe zu kommen. Sie hatte viel Zeit in Afrika verbracht und konnte sich intelligent über die Region unterhalten. Sie wusste sogar eine Menge über die Not der Kinder dort, nachdem sie eine Reihe von ihnen zu Waisen gemacht hatte.

Kitty ließ ihren Charme spielen (und ein paar andere Fertigkeiten natürlich), sie begannen sich zu treffen, und Kitty suchte nach einer Gelegenheit, ihren Auftrag zu erfüllen. Aber es war nicht einfach. Sicher, sie hätte ihn jederzeit töten können, aber einen so in der Öffentlichkeit stehenden und populären Mann wie Ron Larkin zu ermorden und seinen Bruder und seine Schwägerin obendrein *und* natürlich ungestraft davonzukommen, war wesentlich schwerer, als sie gedacht hatte.

Doch dann sorgte Larkin selbst für eine Lösung. Zu ihrer grenzenlosen Erheiterung machte er ihr einen Heiratsantrag.

Als seine Ehefrau hätte sie unbeschränkten Zugang zu ihm, ohne seine Personenschützer, und sein Bruder und dessen Frau würden ihr automatisch vertrauen.

Das Erste, was sie sagte, war: »Ja, Liebling, aber ich will keinen Cent von deinem Geld.«

»Nun ja...«

»Nein, ich habe das Treuhandvermögen meines Vaters«, hatte sie erklärt. »Abgesehen davon, Schatz, sind es nicht die Dollarzeichen, die ich an dir mag, sondern das, was du für andere Menschen tust. Okay, und du hast einen ganz passablen Körper für so einen alten Knaben«, hatte sie scherzend hinzugefügt.

Wer hätte unter diesen Umständen Verdacht schöpfen sollen?

Nach einer Runde ehelichen Glücks (gelegentlicher Sex, viele reichhaltige Dinner, zahllose fade Geschäftsfreunde) war es dann Zeit gewesen zu handeln.

Sie waren am Dienstagabend auf dem Flughafen La Guardia gelandet (da sie mit einer Privatmaschine flogen, konnte sie ihre Waffen und ihr sonstiges Handwerkszeug mitnehmen), zum Stadthaus gefahren und zu Bett gegangen. Um halb fünf kleidete sie sich an, streifte Latexhandschuhe über und schraubte den Schalldämpfer auf den Lauf ihrer Lieblings-32er. Dann ging sie auf den Balkon hinaus, in die kühle, elektrisch riechende New Yorker Morgenluft. Sie verteilte das vorbereitete Spurenmaterial, um die Polizei in die Irre zu führen, hängte den Enterhaken in die Brüstung und warf das Seil hinunter. Anschließend kehrte sie zum Fenster zurück, schlug die Scheibe ein und schoss – sie traf Ron dreimal und feuerte die vierte und fünfte Kugel in ihr eigenes Kissen.

Danach rief sie die Notrufnummer und meldete hysterisch den Überfall. Nachdem sie aufgelegt hatte, schraubte sie die Rückwand des Fernsehgeräts ab, legte Pistole, Schalldämpfer, Munition und Handschuhe hinein und ritzte sich mit der Nagelschere den Arm auf, um das Bruchstück einer Kugel in die Wunde zu rammen. Dann taumelte sie die Treppe hinab, um auf die Polizei zu warten. Rons Bruder und Schwägerin würden natürlich möglichst schnell kommen, und sie würde sie ebenfalls töten und es so aussehen lassen, als steckte derselbe Täter hinter den Morden.

Alles perfekt geplant ...

Aber während ein Plan perfekt sein kann, ist es seine Ausführung natürlich nie.

Ein *echter* Auftragskiller – der Kerl im Jeep – war aufgetaucht und hatte versucht, sie umzulegen. Du meine Güte.

Sie konnte sich nur denken, dass einer ihrer Feinde – und davon waren im Lauf der Jahre einige zusammengekommen – sie in den Nachrichten erkannt hatte, trotz ihres veränderten Aussehens und obwohl sie es zu vermeiden suchte, in der Öffentlichkeit fotografiert zu werden.

Oder das Ganze hatte gar nichts mit Priscilla Endicott zu tun; vielleicht verfolgte der Mann das Ziel, Mrs. Kitty Larkin

zu töten. Vielleicht von einer früheren Geliebten Larkins angeheuert? Oder einer sitzen gelassenen Freundin?

Sie lachte bitter über die Ironie. Nun beschützten Polizei und Außenministerium sie vor einem Killer – nur vor einem anderen, als sie glaubten.

Priscilla wählte eine Nummer auf ihrem Handy (einem Hoteltelefon würde sie niemals trauen).

»Ja?«, antwortete ein Mann.

»Ich bin's.«

»Großer Gott, was ist da los? In den Nachrichten heißt es, jemand ist hinter *Ihnen* her?«

»Nur die Ruhe.«

»Wer zum Teufel ist er?«

»Ich weiß es nicht genau. Ich habe letztes Jahr im Kongo einen Auftrag erledigt, und eine der Zielpersonen ist davongekommen. Vielleicht ist er es.«

»Dann hat er also nichts mit uns zu tun?«

»Nein.«

»Aber was unternehmen wir dagegen?«

»Sie klingen, als hätten Sie Panik«, sagte Priscilla.

»Natürlich hab ich die. Was...«

»Holen Sie tief Luft.«

»Was unternehmen wir?«, wiederholte er und klang noch panischer als zuvor.

»Ich würde sagen, wir lachen herzlich darüber.«

Schweigen. Vielleicht hielt er sie für hysterisch. »Wie meinen Sie das?«, fragte er schließlich.

»Unser größtes Problem bestand immer darin, der Polizei einen weiteren Verdächtigen zu liefern, jemand anderen als Sie und mich.«

»Richtig.«

»Tja, den *haben* wir jetzt. Peter und seine Frau werden in etwa einer Stunde in ihrem Stadthaus sein. Ich schleiche mich von da, wo ich jetzt bin, fort, töte sie und komme zurück, bevor mich jemand vermisst. Sie werden glauben, der Kerl in

dem Jeep war es. Er ist nicht dumm. Wenn er hört, dass sie *ihn* wegen des Mordes suchen, macht er wahrscheinlich die Fliege. Mir passiert nichts, Ihnen passiert nichts.«

Der Mann blieb eine Weile still. Dann lachte er kurz. »Könnte funktionieren«, sagte er.

»Es wird funktionieren. Wie sieht es mit der zweiten Tranche aus?«

»Ist auf Ihrem Konto.«

»Gut. Ich werde nicht wieder anrufen. Verfolgen Sie einfach die Nachrichten. Ach ja, eins noch. Ich weiß nicht, ob es Sie stört... Anscheinend ist Peters Tochter gerade angekommen. Sie wird bei ihnen sein, wenn ich zu ihnen gehe.«

Der Mann zögerte keine Sekunde mit seiner Antwort. »Und wo ist das Problem?«

»Das bedeutet dann wohl, dass es keins gibt«, sagte Priscilla.

Zwei Stunden später schlüpfte die Frau, unbemerkt vom Angestellten am Empfang, aus dem Hotel. Sie nahm ein Taxi zu einer Straßenecke zwei Blocks von Peter und Sandra Larkins Stadthaus entfernt und ging die restliche Strecke zu Fuß.

Der Reichtum dieser besonderen Zielpersonen mit ihren Privathäusern in Manhattan war sehr hilfreich. Ungesehen in ein Gebäude mit Portier zu kommen konnte scheußlich vertrackt sein.

Sie hielt vor dem Stadthaus und schaute in ihre Handtasche, um die Waffe zu überprüfen, die sie aus dem Fernseher in Ron Larkins Schlafzimmer geholt hatte, als sie vorhin zum Packen dort gewesen war.

Nun stieg sie die Eingangstreppe hinauf und schaute die Straße hinauf und hinunter. Niemand zu sehen. Sie streifte Latexhandschuhe über und drückte auf den Klingelknopf.

»Hallo?«, meldete sich Rons Bruder einen Moment später.

»Peter, hier ist Kitty. Ich muss dich sehen.«

»Ah, Kitty«, sagte der Bruder. »Wir haben dich erst morgen erwartet. Aber wir freuen uns, dass du hier bist. Komm nach oben. Wir sind alle im Wohnzimmer. Zweiter Stock. Die Tür ist offen. Komm rein.«

Das Summen des Türöffners hallte durch die neblige Nacht. Priscilla stieß die Tür auf.

Sie ging den Ablauf im Kopf durch. Wenn sie alle zusammen waren, galt es, das gefährlichste Ziel zuerst und möglichst schnell auszuschalten: Das wären etwaige Leibwächter. Und der Freund der Tochter, falls es einen gab. Dann Peter Larkin. Er war ein kräftiger Mann und konnte eine Gefahr darstellen. Ein Kopfschuss für ihn. Dann die Tochter, die jünger und vermutlich sportlicher war. Zuletzt die Frau.

Dann würde sie weitere falsche Spuren hinterlassen, um diesen Mord mit dem an Ron in Verbindung zu bringen: Das Anabolikum, die dunklen, gelockten Haare (die sie aus dem Mülleimer eines Friseurs gestohlen hatte), noch ein wenig Gummiabrieb von dem Turnschuh, den sie später wegwerfen würde, und etwas von dem Sand und der Erde, die sie in einem Yachthafen in Los Angeles zusammengekratzt hatte.

Priscilla fasste zusammen: Ziel suchen, nach Wachen Ausschau halten, überprüfen, ob es Sicherheitssysteme, spezielle Kameras gab. Zielen, abdrücken, Kugeln zählen.

Als sie die Treppe hinaufstieg, nahm sie den modrigen Geruch eines nicht viel benutzten Hauses wahr, aber das Gebäude war dennoch elegant. Sowohl Peters als auch Rons Vermögen waren obszön groß. Milliarden. Der Gedanke, dass so viel Geld von nur zwei Individuen kontrolliert wurde, entfachte ihre latenten politischen Ansichten über die ungleiche Verteilung des Reichtums in der Welt neu, trotz der karitativen Bemühungen der beiden. Dennoch konnte Priscilla Endicott schwerlich länger auf ihrem hohen moralischen Ross sitzen, denn sie war nun selbst eine reiche Frau – und es waren ihre Fertigkeiten im Töten, die sie dazu gemacht hatten.

Sie griff in die Handtasche, holte die Waffe hervor, löste die Sicherung.

Dann trat sie rasch ins Wohnzimmer, die Pistole hinter dem Rücken.

»Hallo?«

Sie blieb abrupt stehen und starrte auf den leeren Raum.

War sie im falschen Zimmer?

Der Fernseher lief. Die Stereoanlage ebenfalls. Aber keine Menschenseele war hier.

O nein...

Sie wandte sich zur Flucht.

Das war der Moment, in dem die fünf Männer des Sonder-einsatzkommandos aus den beiden Seitentüren stürmten, ihre Waffen auf sie richteten, schrien, zupackten. In weniger als einer Sekunde war sie entwaffnet, und dann lag sie mit Handschellen gefesselt auf dem Boden.

Lincoln Rhyme musterte das Stadthaus vom Gehsteig aus.

»Ganz nette Bude«, sagte Amelia Sachs.

»Nicht schlecht, ja.« Architektur bedeutete ihm, genau wie Dekor, nicht viel.

Sellitto sah ebenfalls an dem hohen Gebäude hinauf. »Himmel. Ich wusste ja, dass sie reich sind, aber... also wirklich.« Er stand bei dem Lieutenant des Einsatzkommandos, der die Festnahme geleitet hatte.

Einen Augenblick später ging die Tür auf, und die Frau, die engagiert worden war, um Ron Larkin sowie dessen Bruder und Schwägerin zu ermorden, wurde in Handschellen aus dem Gebäude geführt. Angesichts ihrer Skrupellosigkeit und ihres Einfallsreichtums hatten Rhyme und Sellitto angeordnet, dass man ihr zusätzlich Fußfesseln anlegte.

Die Beamten, die sie abführten, blieben stehen, und der Kriminalist musterte sie von Kopf bis Fuß.

»Hat sie ihre Rechte vorgelesen bekommen?«, fragte er einen Angehörigen des Sondereinsatzkommandos.

Der Mann nickte.

Aber die Killerin schien keinen Wert darauf zu legen, dass ihr Anwalt zugegen war, wenn sie sprach. Sie beugte sich zu Rhyme hinab und flüsterte heiser. »Wie? Wie zum Teufel haben Sie das angestellt?«

Die Locard'sche Regel, dachte der Kriminalist. Doch seine Antwort lautete: »Die Faser. Die Kokosfaser hat mich von Anfang an misstrauisch gemacht.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Amelia fand sie auf dem Balkon«, erklärte Rhyme. »Ich erinnerte mich, das Logo von Larkin Energy auf der Fußmatte vor dem Stadthaus gesehen zu haben, als Amelia zur Durchsuchung des Tatorts dorthin fuhr. Und mir fiel ein, dass Kokosfasern zur Herstellung von Teppichen und Matten verwendet werden. Amelia überprüfte es später und stellte fest, dass die Faser tatsächlich von derselben Matte stammte.

Wie kam nun diese Faser von der Fußmatte auf den Balkon? Es hätte passiert sein können, als Sie und Ron letzte Nacht im Haus eingetroffen sind. Sie sagten jedoch, Sie seien nicht draußen gewesen. Und offenbar waren Sie lange Zeit überhaupt nicht in dem Haus gewesen – niemand hatte die Pflanzen gegossen. Dasselbe galt für etwaige Hausmeister. Der geheimnisvolle Mörder? Hätte er sich in einer belebten Straße die Füße auf der Matte abgetreten, um anschließend auf die Rückseite des Hauses zu gehen und mit Hilfe des Seils auf den Balkon zu steigen? Ergab keinen Sinn. Wie also«, wiederholte er dramatisch, »kam die Faser dort hin?

Ich sage es Ihnen, Kitty: Sie selbst haben sie mit dem Schuh aufgenommen, als Sie vom Flughafen kamen. Und *Sie* haben sie auf dem Balkon zurückgelassen, als Sie heute früh hinausgingen, um Ron zu töten.«

Sie blinzelte und schüttelte den Kopf, aber Rhyme sah ihrem gequälten Gesichtsausdruck an, dass seine Worte ziem-

lich ins Schwarze getroffen hatten. Sie hatte an beinahe alles gedacht. Aber wie Locard vielleicht gesagt hätte, beinahe alles ist nicht gut genug, wenn es um Beweismaterial geht.

»Dann die anderen Hinweise auf dem Balkon. Das Anabolikum, der Gummiabrieb, die Baumwollfaser, Sand und Erde mit den Dieselspuren, die Haare. Ich vermutete, Sie selbst hatten sie deponiert, um die Geschichte von dem muskelbepackten Auftragskiller zu stützen. Aber bewiesen hat all das etwas anderes. Deshalb...«

In diesem Augenblick erstarrte Kitty oder wie immer sie heißen mochte. »Gott, nein. Da ist er! Er wird...«

Rhyme schwenkte in seinem Rollstuhl herum und sah einen grünen Jeep Cherokee auf sie zukommen und in zweiter Reihe nicht weit entfernt parken. Ein kräftig gebauter Mann mit Bürstenschnitt und konservativem Anzug stieg aus. Er klappte ein Handy zu und näherte sich der Gruppe.

»Nein!«, schrie Kitty.

»Captain«, sagte der Mann und nickte Rhyme zu. Der Kriminalist fand es amüsant, dass Jed Carter darauf bestand, ihn mit seinem Rang aus seiner Zeit beim NYPD anzusprechen.

Carter war freiberuflich als Sicherheitsberater für Firmen tätig, die in Afrika und dem Nahen Osten Geschäfte machten. Rhyme hatte ihn bei diesem Waffenschieberfall in Brooklyn vor ein paar Monaten kennengelernt, als der frühere Söldner dem FBI und der New Yorker Polizei dabei geholfen hatte, den Kopf der Waffenschmuggler zu verhaften. Carter war ein humorloser und steifer Mensch – mit einer Vergangenheit, über die Rhyme lieber nicht zu viel wissen wollte –, aber sein Beitrag zur Festnahme des Täters war unschätzbar gewesen. (Er schien auch unbedingt für einige seiner eigenen früheren Missionen in der Dritten Welt Wiedergutmachung leisten zu wollen.)

Carter schüttelte Sellitto die Hand, dann dem Leiter des Einsatzkommandos. Er nickte Amelia Sachs respektvoll zu.

»Was ist hier los?«, stieß Kitty atemlos hervor.

»Wie Lincoln sagte«, antwortete Sachs, »wir hatten Sie im Verdacht, aber Ihre Fingerabdrücke waren nirgendwo gespeichert.«

»Was sich allerdings bald ändern wird«, bemerkte Sellitto fröhlich.

»Wir hatten also nicht genügend Beweise, um einen Durchsuchungsbefehl zu bekommen.«

»Eine Faser allein reichte dafür nicht aus. Deshalb sicherte ich mir die Hilfe von Mr. Carter hier – und von Agent Norma Sedgwick.«

Norma, vom Sicherheitsdienst des State Department, arbeitete regelmäßig mit Fred Dellray zusammen. Er hatte mit ihr Kontakt aufgenommen und erklärt, sie bräuchten jemanden, der Bodyguard spielte und ihnen half, einen scheinbaren Angriff zu inszenieren. Sie war einverstanden. Sie ließen die vorgetäuschte Attacke am Madison Square Park mit Hilfe eines Streifenbeamten über die Bühne gehen. Ihre Hoffnung war es, weitere Spuren wie die mutmaßlich auf dem Balkon gelegten zu finden. In diesem Fall mussten sie von Kitty stammen und würden beweisen, dass sie auf dem Balkon gewesen war, womit ein Durchsuchungsbefehl zu rechtfertigen gewesen wäre.

Aber Rhymes Idee hatte nicht funktioniert. Sachs suchte die Stelle im Madison Square Park ab, wo Kitty gelegen hatte, ebenso den Lincoln innen und außen, aber sie fand weder etwas von dem deponierten Beweismaterial noch eine Spur, die sie mit der Tatwaffe in Verbindung brachte.

Also hatten sie es noch einmal versucht. Rhyme war zu dem Schluss gekommen, dass sie ihre Koffer durchsuchen mussten. Sachs rief Norma wegen eines Ortungsgeräts an, das der vermeintliche Killer angebracht hatte. Während Norma so tat, als hätte sie unter dem Wagen eines gefunden – es war eine Dose mit Hautcreme -, hatte Kitty den Inhalt ihres Koffers auf den Rücksitz geleert, um nach dem Gerät zu suchen.

Nachdem Sachs die beiden vor dem Hotel abgesetzt hatte, kehrte sie unverzüglich zu dem Wagen zurück und suchte fieberhaft. Sie fand Spuren eines Anabolikums, noch etwas dieselgetränkten Sand und Erde und ein weiteres Reiskorn. Wie sich ironischerweise herausstellte, stammten weder die Reishülse im Seil noch das Reiskorn im Wagen von einer Lebensmittellieferung nach Afrika. Ihre Quelle war ein Teelöffel getrockneter Reis in einer Zierkugel mit Silberband gewesen, ein Souvenir von Kittys und Rons Hochzeit. Die Frau hatte vergessen, sie aus ihrem Koffer zu nehmen.

»Detective Sellitto ging daraufhin zum Gericht«, fuhr Rhyme fort, »und ließ sich eine Durchsuchung und eine Abhöraktion genehmigen.«

»Eine Abhöraktion?«, flüsterte Kitty.

»Ja. Von Ihrem Handy.«

»Scheiße.« Kitty schloss die Augen und verzog verbittert das Gesicht.

»O ja«, murmelte Sellitto. »Wir haben das Arschloch, das Sie angeheuert hat.«

Es war kein Warlord und kein rachsüchtiger Angestellter, kein Dritte-Welt-Diktator und kein korrupter Vorstandschef, der Ron und seinen Bruder hatte beseitigen wollen. Und es war auch nicht der Reverend John Markel, der wegen des Lederschnipsels, das von einer Bibel hätte stammen können, kurzzeitig zu den Verdächtigen gezählt hatte.

Nein, Robert Kelsey, der Betriebsleiter der Stiftung, war der Mann, den Kitty vor einer Stunde angerufen hatte. Als ihm zu Ohren gekommen war, dass Ron Larkin überlegte, mit mehreren anderen Stiftungen zu fusionieren, war ihm klar gewesen, dass es eine vollständige Revision des Betriebs geben würde, und dabei würde herauskommen, dass er Geld von Warlords und korrupten Regierungsbeamten in Afrika angenommen hatte. Im Austausch dafür hatte er ihnen Informationen zukommen lassen, wo und wann die Schiffe mit den Lebensmittellieferungen anlegten.

O ja. Wir verlieren zehn bis fünfzehn Prozent unserer Spenden für Afrika durch Diebstahl und Raub. Zigmillionen...

Er musste sie töten, überlegte er, um eine Fusion zu verhindern.

Kelsey hatte gestanden, nachdem ihm zugesichert worden war, dass die Anklage im Prozess nicht auf die Todesstrafe plädieren würde. Aber er schwor, Kittys wahre Identität nicht zu kennen. Sachs und Sellitto glaubten ihm. Kitty war nicht dumm und würde sicherlich mit einer Reihe falscher Identitäten operieren.

Das war der Grund, warum Rhyme Carter vor kurzem angerufen hatte; er wollte sehen, ob der frühere Söldner mehr über sie in Erfahrung bringen konnte. Der Mann berichtete nun: »Ich habe mit einigen meiner Geschäftspartner in Marseille, Bahrain und Kapstadt gesprochen, Captain. Sie hören sich mittlerweile um wegen ihr. Sie glauben, es kann nicht lange dauern, bis sie identifiziert ist. Ich meine, sie ist nicht gerade der typische Söldner.«

Amen, dachte Lincoln Rhyme.

»Sie machen einen Fehler«, knurrte Kitty ihn an. Was entweder heißen konnte, er hatte die Falsche, oder dass es dumm und gefährlich war, ihr in die Quere zu kommen.

Was immer sie ihm sagen wollte, Rhyme interessierte ihre Meinung nicht.

Lon Sellitto eskortierte sie zu einem Streifenwagen und stieg in seinen eigenen Crown Victoria. Das ganze Gefolge fuhr in das Polizeigefängnis im Süden Manhattans.

Kurz darauf waren auch alle Angehörigen des Sondereinsatzkommandos verschwunden. Jed Carter versprach anzurufen, sobald er Neuigkeiten über Kittys wahre Identität hätte. »Auf Wiedersehen, Captain. Madam.« Er schlenderte zu seinem grünen Jeep.

Rhyme und Sachs waren allein auf der Straße. »Okay«, sagte er und meinte damit: Fahren wir nach Hause. Er hatte Lust auf den Glenmorangie Whiskey, den ihm Thom im Vor-

feld der Aktion hier verweigert hatte. (»Es ist ja nicht so, als müsste ich Mann gegen Mann kämpfen.« Trotzdem hatte der Assistent, wie so häufig, gewonnen.)

Er bat Sachs jetzt, Thom anzurufen, der ein Stück entfernt in Rhymes speziell angefertigtem Van wartete.

Sachs runzelte jedoch die Stirn. »Wir können leider noch nicht fahren.«

»Wieso nicht?«

»Es gibt da ein paar Leute, die dich treffen wollen. Ron Larkins Bruder und seine Familie.« Man hatte sie bei Kittys Eintreffen von bewaffneten Wachen nach oben in ein anderes Zimmer bringen lassen. Sachs blickte zu dem Fenster im dritten Stock hinauf und winkte dem Paar mittleren Alters zu, das gerade zu ihr und Rhyme herunterschaute.

»Muss das sein?«

»Du hast ihnen das Leben gerettet, Rhyme.«

»Und reicht das nicht? Muss ich jetzt außerdem noch Small Talk machen?«

Sie lachte. »Nur fünf Minuten. Den Leuten wird es sehr viel bedeuten.«

»Na gut, ich würde es ja gern tun«, sagte er und lächelte ziemlich unaufrichtig. »Aber das ist nicht gerade ein rollstuhlgerechter Zugang hier.« Er nickte in Richtung Treppe.

»Ach, mach dir darüber keine Sorgen«, erwiderte Sachs und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich bin überzeugt, sie kommen gern zu uns runter.«

Kalte Rache

»Wir haben Grund zu der Annahme, dass ein Mann Ihnen Schaden zufügen will, Sir.«

Der untersetzte, muskulöse Stephen York stand auf dem heißen Gehsteig vor seinem Bürogebäude und wippte auf seinen Bally-Schuhen vor und zurück.

Ihnen Schaden zufügen.

Was sollte das heißen, verdammt?

York stellte seine Sporttasche ab. Der einundfünfzigjährige Investmentbanker blickte von dem älteren Detective der Polizei von Scottsdale, der ihm diese Mitteilung gemacht hatte, zu dessen jüngerem Partner. Die Polizisten waren leicht auseinanderzuhalten. Der ältere, blonde Bill Lampert war blass wie Milch, als wäre er via Minnesota nach Scottsdale gekommen – ein Ortswechsel, der ziemlich häufig stattfand, wie York erfahren hatte. Der andere Beamte, Juan Alvarado, hatte seine Wurzeln ohne Zweifel in der näheren Gegend.

»Wer?«, fragte York.

»Er heißt Raymond Trotter.«

York überlegte und schüttelte dann den Kopf. »Noch nie von ihm gehört.« Er betrachtete das Bild, das ihm der Polizist entgegenstreckte. Aus dem Führerschein, wie es aussah. »Kommt mir nicht bekannt vor. Wer ist das?«

»Wohnt hier in der Stadt. Er besitzt eine Landschaftsgärtnerei.«

»Warten Sie, die kenne ich. Draußen an der Interstate?« York glaubte, dass Carole dort schon eingekauft hatte.

»Ja, die große.« Lampert wischte sich über die Stirn.

»Und er hat ein Problem mit mir? Welcher Art?« York setzte seine Armani-Sonnenbrille auf. Um fünfzehn Uhr war die Nachmittagssonne in Arizona wie ein Schweißbrenner.

»Das wissen wir nicht.«

»Was wissen Sie denn überhaupt?«

»Wir haben einen Tagelöhner wegen Drogenbesitzes verhaftet«, erklärte Alvarado. »Einen Illegalen. Hector Diaz. Er wollte einen Handel mit der Anklage eingehen und erzählte uns, er habe Informationen über ein mögliches Verbrechen. Anscheinend hat er ab und an für diesen Trotter gearbeitet. Vor ein paar Tagen kam Trotter zu ihm und bot ihm tausend Dollar, damit er bei Ihnen zu Hause vorbeischaue und nachfragt, ob Sie jemanden für Gartenarbeit brauchen. Und wäh-

rend er bei Ihnen wäre, sollte er Ihr Alarmsystem auskundschaften.«

»Das ist nicht Ihr Ernst.«

»Doch.«

Was sollte das alles? Trotz der Temperaturen von an die vierzig Grad Celsius lief es York kalt über den Rücken.

»Meine Alarmanlage? Wozu?«

»Trotter hat Diaz nur so viel erzählt, dass er Ihnen etwas heimzahlen wollte, was Sie getan haben.«

»Heimzahlen?« York schüttelte frustriert den Kopf. »Himmel, Sie kommen hier an, erzählen mir diesen Mist, jemand wolle mir, wie Sie es ausgedrückt haben, Schaden zufügen, und Sie haben keine Ahnung, worum es überhaupt geht?«

»Nein, Sir. Wir hatten gehofft, dass Sie uns das sagen können.«

»Tja, kann ich aber nicht.«

»Okay, wir überprüfen diesen Trotter. Aber wir empfehlen Ihnen, ein Auge auf alles zu haben, was Ihnen merkwürdig vorkommt.«

»Warum verhaften Sie den Mann nicht?«

»Er hat keine Straftat begangen«, sagte Lampert. »Ohne Hinweis auf eine offenkundige Handlung können wir leider nichts tun.«

Ihnen Schaden zufügen...

Hinweis auf eine offenkundige Handlung...

Vielleicht würden sie ihre Aufgabe als Polizisten besser erfüllen, wenn sie verdammt noch mal aufhörten, wie Soziologieprofessoren daherzureden. York war nahe dran, ihnen das zu sagen, aber er nahm an, sein angewiderter Gesichtsausdruck reichte als Botschaft.

York versuchte die Begegnung mit den Beamten aus seinem Kopf zu streichen und fuhr ins Fitnessstudio. Er brauchte jetzt unbedingt Training. Er hatte gerade eine äußerst mühsame

Verhandlung mit zwei Männern hinter sich, Besitzern einer kleinen Fabrik, die er kaufen wollte. Die alten Knaben waren sehr viel gerissener gewesen, als er gedacht hatte. Sie hatten ein paar clevere Forderungen gestellt, die York richtig Geld kosten würden. Er hatte sie sehr herablassend angesehen und war dann aus dem Büro des Anwalts gestürmt. Sollten sie ruhig ein, zwei Tage schmoren. Er würde wahrscheinlich nachgeben, aber sie sollten nicht denken, dass sie ihn eingeschüchtert hätten.

Er stellte den Wagen auf dem Parkplatz des Studios ab, stieg aus und ging in der sengenden Hitze zur Eingangstür.

»Hallo, Mr. York, Sie sind früh dran heute.«

Er nickte Gavin, dem Angestellten am Empfang, zu.

»Ja, hab mich rausgeschlichen, als keiner geguckt hat.«

Er zog sich um und ging zum Aerobic-Raum, der im Augenblick leer war. Er ließ sich für seine Dehnübungen auf die Matte fallen. Nach zehn Minuten Gymnastik wechselte er zu den Geräten, er trainierte intensiv, absolvierte seine üblichen zwanzig Wiederholungen bei jeder Übung und schloss mit Sit-ups. In seinem Job als einer von drei Partnern einer großen Risikokapitalfirma in Scottsdale musste er häufig Leute zum Essen einladen und lange Stunden am Schreibtisch verbringen; zuletzt hatten seine Hosen um die Mitte herum ein wenig gespannt.

Er mochte es nicht, wenn er schwabbelig war. Und Frauen mochten es auch nicht, egal, was sie einem erzählten. Mit einer Platinkarte von American Express lässt sich zwar vieles überspielen, aber wenn es Zeit fürs Bett ist, lieben die Mädels einen Waschbrettbauch.

Nach den Sit-ups sprang er aufs Laufband.

Eine Meile, zwei, drei ...

Er versuchte, dieses schwierige Geschäft aus dem Kopf zu kriegen – was war das bloß, verdammt noch mal, mit diesen klapprigen alten Furzern? Wie konnten die noch so gerissen sein? Sie gehörten längst in ein Altersheim.

Fünf Meilen ...

Und wer war dieser Raymond Trotter?

Etwas heimzahlen...

Er durchforstete sein Gedächtnis erneut, aber er kam auf keinen Treffer bei dem Namen.

Er versenkte sich in den Rhythmus seiner hämmernden Füße. Bei sieben Meilen verlangsamte er zu Schrittempo, kühlte sich ab und schaltete das Laufband aus. York legte sich ein Handtuch um den Nacken, ignorierte den koketten Blick einer Frau, die hübsch, aber ein paar Jahre zu alt war, um das Risiko wert zu sein, und kehrte in den Umkleideraum zurück. Dort zog er sich aus, griff nach einem frischen Handtuch und machte sich auf den Weg zur Sauna.

York mochte diesen Teil des Clubs, weil er abseits lag und nur sehr wenige Mitglieder um diese Tageszeit hierherkamen. Im Augenblick war er völlig menschenleer. York spazierte den gefliesten Korridor entlang. Er hörte ein Geräusch aus einem Seitengang. Ein Klicken, dann etwas, das sich wie Schritte anhörte, wenngleich er sich nicht ganz sicher war. War noch jemand hier? Er kam an die Kreuzung und schaute. Nein, der Flur war leer. Aber er hielt inne. Etwas war anders. Aber was? Dann wurde ihm klar, dass es ungewöhnlich dunkel war. Er schaute zur Decke hinauf. Mehrere Lichtröhren fehlten. Für viertausend Dollar Mitgliedsbeitrag im Jahr brachten sie es nicht fertig, die Leuchtkörper auszuwechseln? Mann, dafür würde er Gavin aber zusammenstauchen. Die düstere Beleuchtung sorgte zusammen mit einem leisen, schlangenartigen Zischen für eine gespenstische Atmosphäre.

Er ging zur Tür der Sauna weiter, hängte sein Handtuch an einen Haken und drehte die Temperatur hoch. Er hatte gerade einen Schritt in die Sauna gemacht, als ihm ein scharfer Schmerz in den Fuß fuhr.

»Verdammt!«, rief er aus, sprang zurück und hob die Fußsohle, um zu sehen, was ihn gestochen hatte. Ein Holzsplitter ragte aus seinem Fußballen. Er zog ihn heraus und drückte die

Hand auf die winzige blutende Wunde. Mit einem Blick auf den Boden, dort, wo er aufgetreten war, sah er mehrere andere Splitter.

Gavin würde sich heute aber ganz schön was anhören dürfen, oh ja. Yorks Zorn schwand jedoch, als er nun auf dem Boden die mutmaßliche Quelle der Splitter entdeckte: zwei Holzkeile, anscheinend von Hand geschnitzt, lagen neben der Tür. Sie sahen aus wie Türstopper, nur dass die Saunatür hier über zwei Stufen angebracht war. Sie ließ sich nicht durch Keile offen halten.

Aber man konnte die Keile sehr wohl dazu benutzen, die Tür *geschlossen* zu halten, wenn man sie in den Türstock klemmte. Sie würden perfekt passen. Es wäre allerdings verrückt, das zu tun. Eine in der Sauna eingeschlossene Person hätte keine Möglichkeit, die Temperatur herunterzudrehen oder um Hilfe zu rufen; es gab keine Regler in der Kabine. Und die Hitze in einer Sauna konnte tödlich sein. York und seine Frau hatten erst vor kurzem im Lokalfernsehen einen Bericht über eine Frau in Phoenix gesehen, die in ihrer Sauna ohnmächtig geworden und gestorben war.

Während York die Keile in seiner Hand betrachtete, ließ ihn ein plötzliches Klicken irgendwo in der Nähe zusammenzucken. Er drehte sich um und sah einen Schatten an der Wand, als würde ein Mensch innehalten. Dann verschwand der Schatten.

»Hallo?«, rief York.

Schweigen.

York ging in den Flur. Niemand war zu sehen. Dann fiel sein Blick auf den Notausgang, der nicht ganz geschlossen zu sein schien.

Er blickte hinaus. Die Gasse war leer. Als er sich wieder umdrehte, bemerkte er, dass der Türriegel mit Klebeband unten gehalten wurde, sodass man durch die Notausgangstür unbemerkt ins Gebäude schlüpfen konnte.

Ihnen Schaden zufügen...

Fünf Minuten später eilte York, ohne geduscht zu haben, aus dem Club; er hielt sich nicht einmal damit auf, Gavin die verdiente Standpauke zu halten. Der Geschäftsmann hatte die Keile und das Stück Klebeband, in Papierhandtücher gewickelt, mitgenommen. Er war vorsichtig. Wie jeder Mensch, der heutzutage fernsah, wusste er alles über die Kunst, Fingerabdrücke zu bewahren.

»Sie sind da drin.«

Stephen York gab dem bleichgesichtigen Detective Bill Lampert das Papierhandtuch.

»In Ihrem Fitnessstudio, sagten Sie?«, fragte der Detective und besah sich die Keile und das Klebeband.

»Genau.« York konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Namen des exklusiven Ladens anzufügen.

Lampert wirkte unbeeindruckt. Er ging zum Eingang und händigte Alvarado die Beweismittel aus. »Abdrücke, Werkzeugspuren, aber schnell.« Der junge Beamte verschwand.

Lampert wandte sich wieder an York. »Aber niemand hat tatsächlich versucht, Sie am Verlassen der Sauna zu hindern?«

Am Verlassen zu hindern?, fragte sich York. Er meint wohl: *Einsperren und zu Tode schmoren*. »Nein.« Er zog eine Zigarre hervor. »Darf ich?«

»Im Gebäude ist Rauchen verboten«, erwiderte Lampert.

»Ja, gut, theoretisch vielleicht, aber...«

»Im Gebäude ist Rauchen verboten.«

York steckte die Zigarre weg. »Ich deute es so, dass Trotter meinen Tagesablauf ausgekundschaftet hat. Er verschaffte sich Zugang zum Club und manipulierte die Hintertür, sodass er hineinkonnte, ohne dass er in der Eingangshalle gesehen wurde.«

»Wie hat er das angestellt? Ist er Mitglied?«

»Das weiß ich nicht.«

Lampert streckte den Finger in die Höhe. Er rief den Fitnessclub an und führte ein kurzes Gespräch. »Er ist nicht als

Mitglied eingetragen und war im letzten Monat auch nicht als Gast dort.«

»Dann hat er sich mit einem gefälschten Ausweis oder so als Gast angemeldet.«

»Gefälschter Ausweis? Das ist... ein bisschen kompliziert, finden Sie nicht?«

»Irgendwie ist das Arschloch jedenfalls hineingekommen. Er wollte mich in der Sauna einsperren, aber ich habe ihn vermutlich überrascht, er hat die Keile fallen gelassen und ist abgehauen.«

Alvarado kam ins Büro seines Chefs. »Keine Fingerabdrücke. Die Werkzeugspuren sind nicht besonders ausgeprägt, aber falls wir eine Feile oder einen Meißel finden würden, könnten wir einen Abgleich machen.«

York lachte. »Keine Fingerabdrücke? Das beweist doch, dass da irgendwas faul ist, oder?«

Lampert ignorierte ihn. Er nahm ein Blatt Papier von seinem Schreibtisch und überflog es. »Wir haben uns diesen Trotter mal angesehen. Wirkt völlig normal. Keine polizeilichen Einträge bis auf ein paar Strafzettel. Es gibt aber doch etwas. Ich habe mit der Veteranenbehörde in Phoenix gesprochen, und es stellte sich heraus, dass sie eine Akte über ihn haben. Er war im ersten Golfkrieg in Kuwait. Seine Einheit hat es übel erwischt. Die Hälfte seiner Männer fiel, und er selbst wurde schwer verwundet. Nach seiner Entlassung zog er hierher und war ein Jahr lang in psychiatrischer Behandlung. Die Akte enthält die Aufzeichnungen seines Psychiaters. Es ist alles unter Verschluss – ärztliche Schweigepflicht -, und wir dürfen es nicht einsehen, aber ich habe einen Kumpel in der Veteranenverwaltung, der mir sagte, worum es im Wesentlichen ging. Nach seiner Dienstzeit geriet Trotter anscheinend hier und in Albuquerque in üble Gesellschaft. Leute, die sich als Schläger anheuern ließen. Es ist eine Weile her, und er wurde nie verhaftet, aber trotzdem...«

»Großer Gott... Dann könnte es also sein, dass ihn jemand angeheuert hat?«

»Wen haben Sie derart wütend gemacht, dass er zu solchen Mitteln greift, um es Ihnen heimzuzahlen?«

»Ich weiß nicht. Darüber müsste ich nachdenken.«

»Kennen Sie den Ausdruck«, fragte Alvarado, »Rache ist ein Gericht, das man am besten kalt serviert?«

»Ja, ich glaube, ich hab es schon mal gehört.«

»Es könnte jemand aus Ihrer fernen Vergangenheit sein. Denken Sie weit zurück.«

»Okay. Aber was machen wir in der Zwischenzeit?«, fragte York und wischte sich die schwitzenden Handflächen an der Hose ab.

»Fahren wir zu ihm, und reden wir mit ihm. Mal sehen, was er zu sagen hat.« Der Detective griff zum Telefon und machte einen Anruf.

»Mr. Trotter, bitte... Verstehe. Könnten Sie mir sagen, wann?... Danke. Nein, keine Nachricht.« Er legte auf. »Er ist gerade nach Tucson aufgebrochen. Er wird morgen Vormittag zurück sein.«

»Wollen Sie ihn nicht aufhalten?«

»Warum?«

»Vielleicht versucht er nach Mexiko zu fliehen.«

Lampert zuckte die Achseln und öffnete die Akte eines anderen Falls. »Dann wären Sie das Problem ja wohl los.«

York hielt vor seiner Fünf-Millionen-Dollar-Villa am Rand der Wüste und stieg aus seinem Mercedes. Er schloss die Türen und blickte sich um, ob ihm auch niemand gefolgt war. Keine Spur von irgendwem. Dennoch schob er den Türriegel vor, nachdem er das Haus betreten hatte.

»Hallo, Schatz.« Carole begrüßte ihn in der Eingangshalle in ihrem Fitnessstrickot. Seine dritte Frau war mattblond und sehr schön. (»Ihr beide seid ein prächtiger Anblick«, hatte ein

Geschäftspartner einmal gesagt). Sie waren seit drei Jahren zusammen. Als frühere Sekretärin, die sich zur Privattrainerin gewandelt hatte, verfügte Carole genau im richtigen Maß über das, was York »am Ball sein, aber ihn nicht kriegen« nannte. Sollte heißen, sie konnte Konversation machen, ohne peinlich zu sein, wusste jedoch zu schweigen, wenn man es von ihr erwartete – und stellte nicht zu viele Fragen, wo er gewesen war, wenn er spät nach Hause kam oder kurzfristig geschäftlich verreisen musste.

Sie sah zur Tür. »Was soll das?« Sie verriegelten die Tür sonst nie.

York musste vorsichtig sein. Man musste Carole immer alles in einfachen Worten erklären, und wenn sie nicht verstand, was er ihr sagte, rastete sie aus. Und ihre Art von Hysterie konnte sehr hässlich sein. Das war etwas, was er bei dummen Menschen häufig feststellte, sie drehten durch, wenn man sie mit etwas konfrontierte, das sie nicht verstanden.

Also log er. »Gestern ist bei Nachbarn eingebrochen worden.«

»Davon hab ich nichts gehört.«

»War aber so.«

»Bei wem?«

»Das weiß ich nicht mehr.«

Ein leises Kichern – eine Angewohnheit von ihr, die er je nach Laune ärgerlich oder sexy fand. »Du weißt nicht, bei wem? Das ist aber komisch.«

Heute war es ein ärgerliches Kichern.

»Irgendwer hat es mir erzählt, aber ich hab's vergessen. Ich hatte viel um die Ohren.«

»Gehen wir zum Essen in den Club?«

»Ich bin fix und fertig, Baby. Ich mach uns was auf dem Grill, was hältst du davon?«

»Natürlich, ist okay.«

Er merkte ihr an, dass sie enttäuscht war, aber York wusste, wie er ein sinkendes Schiff retten konnte; er mixte rasch

Cocktails – doppelte – und bugsierte sie zum Pool, wo er eine Yanni-CD auflegte. Nach zwanzig Minuten hatten der Alkohol und die Musik ihre Enttäuschung gemildert, und sie plapperte davon, dass sie in ein paar Wochen ihre Familie in Los Angeles besuchen wolle und ob er etwas dagegen habe, eine Weile Strohwitwer zu sein.

»Wie du willst.« Er ließ sich eine Minute Zeit, dann sagte er betont beiläufig: »Ich überlege mir, ein paar Pflanzen fürs Büro anzuschaffen.«

»Soll ich dir helfen?«

»Nein, Marge kümmert sich darum. Hast du schon mal bei der großen Gärtnerei draußen am Highway gekauft? Trotter?«

»Ich weiß nicht. Ich glaub schon. Ist eine Weile her.«

»Haben sie mal etwas hierher geliefert?«

»Nein, ich habe nur ein paar Pflanzen fürs Haus gekauft und selbst mitgenommen. Wieso?«

»Ich wollte nur wissen, ob ihr Service gut ist.«

»Jetzt fängst du an, Räume zu dekorieren. Krass.« Ein weiteres Kichern.

Er brummte etwas, ging in die Küche und zog den Kühlschrank auf.

Während York eine Macanudo rauchte und seinen Wodka Tonic trank, grillte er Steaks und machte Salat, dann aßen sie schweigend. Nachdem Carole das Geschirr abgeräumt hatte, zogen sie ins Wohnzimmer um und sahen fern. Carole wurde verschmust. Normalerweise hieß das, es wurde Zeit für die heiße Wanne oder das Bett – manchmal auch der Boden -, aber heute sagte er: »Geh schon mal nach oben, Süße. Ich muss mir noch ein paar Zahlen ansehen.«

»Oh.« Sie zog eine Schnute.

»Ich komme gleich nach.«

»Ja, okay.« Sie seufzte, griff nach einem Buch und stieg die Treppe hinauf.

Als er die Tür zufallen hörte, ging er in sein Arbeitszimmer, ließ das Licht aus und spähte hinaus in die mondbeschie-

nene Wüste hinter dem Haus. Schatten, Felsen, Kakteen, Sterne... es war eine Ansicht, die er liebte. Sie veränderte sich unablässig. Er blieb fünf Minuten hier, dann goss er sich einen großen Scotch ein, schleuderte die Schuhe von den Füßen und streckte sich auf der Couch aus.

Ein Schluck von dem rauchigen Schnaps. Und noch einer.

Vergeltung...

Und Stephen York trat eine Reise durch seine Vergangenheit an und suchte nach einem Grund, warum Trotter oder irgendwer sonst seinen Tod wünschen könnte.

Da ihm die überspannte Carole noch im Kopf herumspukte, dachte er zuerst an die Frauen in seinem Leben. Er ging seine Ex-Frauen durch. York war derjenige gewesen, der die Ehe jeweils beendet hatte. Seine erste Frau, Vicky, war wie von Sinnen gewesen, als er ihr sagte, dass er sie verlassen würde. Sie hatte geweint und ihn angefleht zu bleiben, obwohl sie um die Affäre mit seiner Sekretärin wusste. Aber er war unnachgiebig geblieben, was die Scheidung anging, und hatte bald jeden Kontakt mit ihr abgebrochen, außer was die finanziellen Angelegenheiten wegen ihres Sohns Randy betraf.

Aber würde sie tatsächlich einen Killer anheuern, um es ihm heimzuzahlen?

Ausgeschlossen, entschied er. Vickys Reaktion auf die Trennung bestand darin, das Opfer zu spielen, nicht die rachsüchtige Ex-Frau. Außerdem hatte York sie fair behandelt. Er hatte sofort Alimente und Unterhalt bezahlt und ein paar Jahre später den Sorgerechtsentscheid nicht angefochten, der ihm das Besuchsrecht für ihren Sohn entzog.

York und seine zweite Frau waren nur zwei Jahre zusammen gewesen. Sie hatte sich als zu widerborstig für ihn herausgestellt, zu liberal. *Diese* Trennung war allerdings Holyfield gegen Tyson gewesen, purer Kampf. Susan, eine energiegeladene Wirtschaftsanwältin, ging mit einem Haufen Geld aus der Geschichte heraus, mehr als genug, um ihren angeknacksten Stolz zu heilen. (York verließ sie für eine Frau, die

sechzehn Jahre jünger und zwanzig Pfund schlanker war.) Sie nahm außerdem ihre Karriere zu ernst, um sie für illegale Aktionen gegen ihn aufs Spiel zu setzen. Sie hatte wieder geheiratet – einen Militärberater und früheren Colonel der Armee, den sie kennengelernt hatte, als sie für ihren Klienten einen Vertrag mit der Regierung aushandelte -, und York war überzeugt, er selbst kam auf ihrem Radarschirm nicht mehr vor.

Ex-Freundinnen? Die üblichen Verdächtigen ... Aber wo sollte man da anfangen? Es waren fast mehr, als er zählen konnte. Es hatte ein paar üble Trennungen gegeben, er hatte manche von ihnen benutzt, manche belogen. Natürlich war er seinerseits ebenfalls von Frauen benutzt und belogen worden. Im Großen und Ganzen glich es sich vermutlich aus. So lief das Spiel eben. Niemand, der bei Verstand war, würde einen Killer engagieren, nur weil einen ein Liebhaber verlassen hatte.

Wer kam noch in Frage?

Am wahrscheinlichsten, befand er, war jemand, mit dem er geschäftlich zu tun gehabt hatte.

Doch auch davon gab es mehr als genug. Dutzende fielen ihm ein. In seiner Zeit als Handelsvertreter einer Pharmafirma hatte er einen seiner Kollegen angeschwärzt, weil er bei der Spesenabrechnung betrogen hatte. (York hatte ihn nicht aus Loyalität zum Unternehmen hingehängt, sondern um den Bezirk des Typen zu erbeuten.) Der Mann wurde entlassen und schwor Rache.

Er war außerdem an der Akquisition Dutzender von Firmen in den letzten zehn Jahren beteiligt gewesen; Hunderte von Angestellten hatten als Folge davon ihren Arbeitsplatz verloren. An einen erinnerte er sich besonders – ein Vertreter, der nach seiner Entlassung in Tränen aufgelöst zu ihm gekommen war und um eine zweite Chance gebeten hatte. York war jedoch bei seiner Entscheidung geblieben – hauptsächlich, weil ihm das Geheul des Mannes missfiel. Eine Woche später brachte sich der Vertreter um; in seinem Abschiedsbrief hieß

es, er habe als Mann versagt, weil er nicht mehr für seine Frau und seine Kinder sorgen könne. Zwar war York wohl kaum für so ein verrücktes Verhalten verantwortlich zu machen, aber möglicherweise sahen die Hinterbliebenen des Mannes das anders. Vielleicht war Trotter der Bruder oder beste Freund des Mannes oder war von ihnen engagiert worden.

Er rief sich einen weiteren Zwischenfall ins Gedächtnis: Bei dieser Gelegenheit hatte er einen konkurrierenden Risikokapitalgeber von einem Privatdetektiv ausspionieren lassen und herausgefunden, dass er schwul war. Der Klient, den sie beide umwarben, war ein Schwulenhasser. Während eines Abendessens ließ York unauffällig sein Insiderwissen über den Rivalen fallen, und am nächsten Tag bekam Yorks Unternehmen den Auftrag. Hatte *er* es herausgefunden und Trotter angeheuert?

Noch andere Sünden?

Na und ob, dachte York angewidert.

Erinnerte sich an einen Vorfall im College, einen aus dem Ruder gelaufenen Studentenstreich, der damit geendet hatte, dass ein Junge betrunken auf einen Polizisten einstach. Er war des Colleges verwiesen worden und bald darauf verschwunden. York erinnerte sich nicht mehr an seinen Namen. Es hätte Trotter sein können.

Ein Dutzend anderer Vorfälle drängten in seine Gedanken, zwei Dutzend, drei – Leute, die er missachtet und beleidigt hatte, Lügen, die er erzählt, und Geschäftspartner, die er betrogen hatte... Sein Gedächtnis spuckte nicht nur die ernstesten Vergehen aus, sondern auch die Kleinigkeiten: Unhöflichkeit zu Bedienungen, eine ältere Dame, die er bei einem Autokauf übervorteilt hatte, Lachen, als das Toupet eines Mannes bei starkem Wind davonflog ...

Es war ermüdend, sie alle noch einmal zu durchleben.

Noch ein Schluck Scotch... und noch einer.

Das Nächste, woran er sich erinnerte, war, dass die Sonne durch das Fenster hineinschien. Er kniff vor Kopfweg die

Augen zusammen und schaute benommen auf die Uhr. Oh, verdammt, es war schon neun... Warum hatte ihn Carole nicht geweckt? Sie wusste, dass er heute Vormittag zwei Geschäftsverhandlungen hatte. Manchmal dachte die Frau aber auch wirklich nicht mit.

York taumelte in die Küche, und Carole blickte vom Telefon auf. Sie lächelte. »Frühstück ist fertig.«

»Du hast mich schlafen lassen.«

Sie sagte zu ihrer Freundin, sie würde wieder anrufen, und legte auf. »Ich dachte, du bist müde. Und du hast einfach zu süß ausgesehen, so in die Couch gekuschelt.«

Süß. Gott im Himmel... Er zuckte vor Schmerz zusammen. Sein Hals war steif, weil er in einer verdrehten Stellung geschlafen hatte.

»Ich habe keine Zeit für Frühstück«, brummte er.

»Meine Mutter hat immer gesagt, das Frühstück...«

»... ist die wichtigste Mahlzeit des Tages. Das hast du mir schon erzählt. Ungefähr hundertmal.«

Sie verstummte. Dann stand sie auf und ging mit ihrem Kaffee und dem Telefon ins Wohnzimmer.

»Baby, ich wollte nicht...«

York seufzte. Manchmal musste man wie auf Eierschalen gehen... Er zog sich ins Schlafzimmer zurück. Als er gerade im Arzneyschränkchen nach Aspirin kramte, läutete das Telefon.

»Für dich«, verkündete seine Frau kühl.

Es war Detective Bill Lampert. »Trotter ist wieder in der Stadt. Fahren wir ihm guten Tag sagen. Wir holen Sie in zwanzig Minuten ab.«

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Raymond Trotter?«

»Richtig.«

Bill Lampert und Juan Alvarado standen vor Trotters Gartenbau und Baumschule, einem ausufernden Komplex aus flachen Gebäuden, Gewächshäusern und Pflanzschuppen, und musterten den Mann mittleren Alters. Lampert bemerkte, dass er in sehr guter Verfassung war: schlank, mit breiten Schultern. Das braune, grau durchsetzte Haar war kurz geschnitten, das kantige Gesicht perfekt rasiert, kein Stäubchen auf dem blauen Jogginganzug. Selbstbewusster Blick. Der Detective überlegte, ob sich Überraschung in seinen Augen spiegelte, als er ihre Dienstmarken sah, und vielleicht noch mehr Überraschung beim Anblick von Stephen York, der hinter ihnen stand. Trotter stellte den großen Kaktus ab, den er in Händen hielt.

»Sir, unseres Wissens haben Sie private Informationen über Mr. York hier eingeholt.«

»Über wen?«

Gute Antwort, dachte Lampert. Er wies mit einem Kopfnicken hinter sich. »Über den Gentleman hier.«

Trotter runzelte die Stirn. »Ich fürchte, Sie irren sich. Ich kenne den Herrn nicht.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja.«

»Kennen Sie einen Mann namens Hector Diaz? Mexikaner, fünfunddreißig, untersetzt. Er hat als Tagelöhner für Sie gearbeitet.«

»Ich habe schon Hunderte von Tagelöhnern angeheuert. Von den meisten weiß ich nicht einmal, wie sie heißen. Geht es hier um illegale Immigranten? Ich habe meine Leute angewiesen, sich die Papiere zeigen zu lassen.«

»Nein, darum geht es nicht. Dieser Diaz behauptet, Sie hätten ihn über die Sicherheitsmaßnahmen von Mr. York befragt.«

»Was?« Dann kniff Trotter wissend die Augen zusammen. »Wie ist es zu der Sache gekommen? Kann es sein, dass dieser Diaz wegen etwas verhaftet wurde?«

»Das stimmt.«

»Also hat er eine Geschichte über einen früheren Arbeitgeber erfunden, um sich ein milderer Urteil zu erkaufen. Kommt das nicht vor?«

Lampert und sein Partner wechselten einen Blick. Was immer dieser Trotter sonst war, dumm war er nicht. »Gelegentlich, sicher.«

»Nun, ich habe nichts von dem getan, was der Mann behauptet.« Die durchdringenden Augen wanderten zu York.

Alvarado übernahm das Sprechen. »Waren Sie gestern im Scottsdale Health and Racquet Club?«

»Wo?... Ach, dieser Nobelschuppen! Nein, für so etwas gebe ich mein Geld nicht aus. Außerdem war ich in Tucson.«

»Bevor Sie nach Tucson gefahren sind.«

»Nein. Ich habe keine Ahnung, worauf Sie hinauswollen, aber ich kenne diesen York nicht. Und ich interessiere mich nicht für seine Alarmanlage.«

Lampert spürte, wie Alvarado ihn an der Schulter berührte. Der junge Detective deutete auf einen Stapel Holzbretter, etwa so breit und dick wie die Keile.

»Was dagegen, wenn wir ein paar von denen mitnehmen?«

»Nur zu... sofern Sie einen Durchsuchungsbefehl vorweisen können.«

»Wir würden Ihre Kooperation begrüßen.«

»Und ich würde einen Durchsuchungsbefehl begrüßen.«

»Machen Sie sich Sorgen darüber, was wir finden könnten?«, warf Alvarado ein.

»Ich mache mir überhaupt keine Sorgen. Es ist nur so, dass wir in Amerika diese Sache namens Verfassung haben.« Er grinste. »Die hat unser Land groß gemacht. Ich halte mich an die Regeln, und ich denke, das sollten Sie auch tun.«

York seufzte hörbar. Trotter musterte ihn kühl.

»Wenn Sie nichts zu verbergen haben, gibt es auch kein Problem«, sagte Alvarado.

»Wenn *Sie* einen hinreichenden Grund haben, sollten Sie auch problemlos einen Durchsuchungsbefehl bekommen.«

»Sie sagen also, Sie haben nicht die Absicht, Mr. York in irgendeiner Weise zu gefährden?«

Trotter lachte. »Das ist lächerlich.« Dann wurde seine Miene eisig. »Was Sie da andeuten, sind ziemlich schwerwiegende Dinge. Wenn Sie anfangen, solche Gerüchte zu verbreiten, könnte es peinlich werden. Für mich... und für Sie. Ich hoffe, das ist Ihnen klar.«

»Einbruch und tätlicher Angriff sind schwerwiegende Verbrechen«, sagte Alvarado.

Trotter hob die Pflanze auf. Sie war eindrucksvoll, mit gefährlich aussehenden Stacheln. »Wenn Sie sonst nichts mehr haben...«

»Nein, das war alles. Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben.« Lampert nickte seinem Partner zu, dann gingen sie zusammen mit York zurück zum Wagen.

Auf dem Parkplatz angekommen, sagte Lampert: »Er führt etwas im Schilde.«

York nickte. »Ich weiß, was Sie meinen – wie er mich angesehen hat. Es war, als wollte er sagen: Ich krieg dich.«

»Wie? Nein, das meine ich nicht. Haben Sie nicht zugehört? Er sagte, er sei nicht an Ihrer Alarmanlage interessiert. Wir haben ihm gar nicht verraten, dass Diaz von seiner Alarmanlage gesprochen hatte. Ich sagte nur: Sicherheitsmaßnahmen. Das hätte alles bedeuten können. Könnte sein, dass Diaz die Wahrheit gesagt hat.«

York war beeindruckt. »Ist mir gar nicht aufgefallen. Gut aufgepasst. Was machen wir jetzt?«

»Haben Sie diese Liste, um die ich Sie gebeten habe? Von allen Leuten, die einen Groll auf Sie haben könnten?«

Er gab ihm ein Blatt Papier. »Sollte ich sonst noch etwas tun?«

Nach einem Blick auf die Liste sagte Lampert: »Eine Sache. Sie sollten vielleicht über einen Leibwächter nachdenken.«

Stan Eberhart sah ein bisschen wie Lampert aus – kräftig gebaut, volles Haar, humorlos, zielgerichtet wie ein Terrier -, nur mit Sonnenbräune. Der große Mann stand vor Yorks Haustür. Der Geschäftsmann führte ihn hinein.

»Guten Morgen, Sir.« Er sprach leicht gedehnt und war die Ruhe in Person. Eberhart leitete die Sicherheitsabteilung von Yorks Unternehmen – York-McMillan-Winston Investments. Nach seinem Treffen mit den Polizisten und Trotter hatte York den Mann in sein Büro gerufen und ihm die Lage erklärt. Eberhart sagte zu, einen »umfassenden SP auszuarbeiten, der alle Eventualitäten berücksichtigt.« Hörte sich genauso an wie die Polizeibeamten (was keine Überraschung war: Eberhart war früher Detective in Phoenix gewesen).

Ein SP war ein Sicherheitsplan, wie sich herausstellte, und York nahm an, es würde ein guter sein. Eberhart war ein Schwergewicht in Sachen Unternehmensschutz. Außer beim Morddezernat in Phoenix war er auch als Drogenagent für das FBI und als Privatdetektiv tätig gewesen. Er hatte einen schwarzen, roten oder anderen tollen Karategürtel, konnte einen Hubschrauber fliegen und besaß hundert Waffen. In der Sicherheitsbranche machten sie alle außerdem irgendwelchen Survival-Kram, wie York erfuhr. Harte Burschen. York verstand es nicht. Wenn es nicht um Geldverdienen, Golf, Martini und Frauen ging, was sollte das Ganze dann?

Die Männer waren allein im Haus, da Carole zu ihrer Tennisstunde gegangen war. Als sie das weitläufige Sonnenzimmer betraten, setzte der Sicherheitsmensch eine sorgenvolle Miene auf.

Wieso? Fand er es zu ungeschützt, wegen des Glases? Machte er sich Sorgen wegen Scharfschützen? York lachte für sich.

Eberhart schlug vor, dass sie in die Küche gingen, weg von den Glasfenstern.

York zuckte mit den Achseln und spielte mit. Sie setzten sich an die Kücheninsel. Der Mann knöpfte sein Jackett auf – er trug bei jeder Temperatur Anzug und Krawatte. »Lassen Sie mich zuerst erzählen, was ich über Trotter herausgefunden habe. Er wurde in New Hampshire geboren und hat einen Abschluss als Ingenieur in Boston gemacht. Er hat geheiratet und ging zur Armee. Nach seiner Entlassung kam er hierher. Was immer danach passiert ist – dieses Zeug in der Akte der Veteranenverwaltung –, er *schien* seinem Leben eine Wendung gegeben zu haben und fing diese Gartenbaufirma an. Dann starb seine Frau.«

»Sie starb? Vielleicht geht es darum – dass er mir die Schuld daran gibt. Was ist passiert?«

Eberhart schüttelte den Kopf. »Sie hatte Krebs. Und von Ihnen, Ihrer Gesellschaft oder Ihren Kunden gibt es keine Verbindung zu den behandelnden Ärzten oder dem Krankenhaus.«

»Das haben Sie überprüft?«

»Ein SP ist nur so gut wie die Aufklärung dahinter«, erklärte der Mann. »Jetzt zu seiner Familie: Er hat drei Kinder. Philip, Celeste und Cindy, Alter vierzehn, siebzehn und achtzehn. Alle in öffentlichen Schulen in der Stadt. Brave Kinder, kein Ärger mit dem Gesetz.« Er zeigte Bilder, die aussahen, als stammten sie aus Schuljahrbüchern: ein dürrer, hübscher Junge und zwei Töchter, eine rundlich und hübsch, die andere schlank und sportlich.

»Hatten Sie mal was mit den Mädchen?«

»Großer Gott, nein.« York war beleidigt. Ein paar Grundsätze hatte er denn doch.

Eberhart fragte nicht, ob sich sein Chef jemals an den Jungen herangemacht hatte. York hätte ihn auf der Stelle gefeuert, wenn er es getan hätte.

»Trotter blieb eine Weile Single, ehe er letztes Jahr dann wieder geheiratet hat. Nancy Stockard, Immobilienmaklerin, neununddreißig. Sie wurde vor fünf Jahren geschieden, hat einen zehn Jahre alten Sohn.« Ein neues Bild tauchte auf. »Kennen Sie die Frau?«

York sah sich das Bild an. Na, an *die* würde er sich schon eher heranmachen. Hübsch, der Typ Mädchen von nebenan. Wäre toll für eine Nacht. Oder zwei.

Aber dieses Glück war ihm bisher nicht beschieden gewesen. Er hätte sich an sie erinnert.

»Trotter scheint nach außen ein anständiger Kerl zu sein«, fuhr Eberhart fort. »Liebt seine Kinder, fährt sie zum Fußball und Schwimmen und zu ihren Taschengeldjobs. Modellvater, Mustergatte und guter Geschäftsmann. Hat letztes Jahr einen Haufen Geld verdient. Zahlt seine Steuern, geht sogar gelegentlich zur Kirche. So, und jetzt will ich Ihnen zeigen, was wir uns für den SP ausgedacht haben.«

Der Plan sah zwei Teams von Sicherheitsspezialisten vor, eines, das Trotter überwachte, und das andere, das als Leibwache fungierte. Es würde teuer werden; Polizisten zu mieten war nicht billig.

»Aber ehrlich gesagt, glaube ich nicht, dass es allzu lange dauern wird«, meinte Eberhart. Er erklärte, dass alle sieben Leute, die er für die Schutztruppe vorgesehen hatte, ehemalige Polizisten waren, die sich mit Spurensicherung und Zeugenbefragung auskannten. »Alle miteinander werden wir genügend solide Beweise zusammentragen, um ihn für lange Zeit aus dem Verkehr zu ziehen. Wir haben mehr Leute und Mittel für den Fall zur Verfügung als das Morddezernat von Scottsdale.«

Himmel, und das Honorar würde wahrscheinlich so hoch sein wie dessen Jahresetat.

York schilderte dem Mann seinen und Caroles ungefähren Tagesablauf, nannte Läden, wo sie einkauften, Restaurants und Bars, die sie regelmäßig besuchten. Er fügte hinzu, die Bewacher sollten auf Distanz bleiben, da er Carole noch nichts von der Sache gesagt habe.

»Ihre Frau weiß nichts?«

»Nein. Sie würde es wahrscheinlich nicht allzu gut auffassen. Sie wissen ja, wie Frauen sind.«

Eberhart schien nicht so genau zu wissen, was sein Boss meinte, sagte jedoch: »Wir werden tun, was wir können, Sir.«

York führte den Sicherheitsberater zur Tür und dankte ihm. Der Mann wies auf das erste Team, das in einem braunen Ford zwei Türen weiter parkte. York hatte sie nicht einmal bemerkt, als er vorhin aufmachte. Was hieß, sie verstanden ihr Handwerk.

Als Eberhart weggefahren war, ging Yorks Blick wieder zum Garten mit dem Wüstenhorizont. Er dachte daran, dass er zuvor über die Idee von Scharfschützen gelacht hatte.

Jetzt fand er es nicht mehr lustig. Er ging zurück ins Haus und schloss die Vorhänge aller Fenster, die auf den wunderbaren Wüstenblick hinausgingen.

Die Tage vergingen, und da es zu keinen weiteren Zwischenfällen kam, begann sich York zu entspannen. Die Wachmannschaften, die ihn und Carole beobachteten, blieben größtenteils unsichtbar, und Carole hatte keine Ahnung, dass sie beschützt wurde auf ihren wichtigen täglichen Gängen – zur Maniküre, zum Friseur, in den Club, ins Einkaufszentrum.

Das Überwachungsteam behielt Trotter unauffällig im Auge, der nichts von der Beschattung zu merken schien. Er ging seinen täglichen Geschäften nach. Ein paar Mal verschwand er vom Radar der Überwacher, aber immer nur kurz, und es hatte nicht den Anschein, als habe er sie absichtlich abgehängt. Wenn er verschwand, erhöhten die Teams für York und

Carole ihre Wachsamkeit, und es kam zu keinen Zwischenfällen.

Inzwischen überprüften Lampert und Alvarado weiter die Leute auf Yorks Liste, die etwas gegen ihn haben könnten. Bei manchen wirkte es wahrscheinlich, bei anderen weniger, aber in keinem Fall führte die Spur zu einem Ergebnis.

York entschloss sich, für ein langes Wochenende nach Santa Fe zum Golfen und Shoppen zu fahren. Die Leibwachen sollten zurückbleiben, da es zu schwierig gewesen wäre, sie vor Carole zu verstecken. Eberhart war einverstanden; sie würden Trotter genau im Auge behalten, und falls er Scottsdale verließ, würde ein Team sofort nach Santa Fe fliegen, um York zu beschützen.

Das Paar brach früh auf. Der Sicherheitsberater wies York an, auf einer komplizierten Route aus der Stadt zu fahren und dann an einem bestimmten Aussichtspunkt im Osten von Scottsdale zu halten, um sich zu vergewissern, dass ihnen niemand folgte. York hielt sich strikt an die Anweisungen. Niemand folgte ihnen.

Sobald sie die Stadt hinter sich gelassen hatten, richtete York den Wagen in die Morgensonne aus und lümmelte sich in den Ledersitz des Mercedes Cabrio, während der Fahrtwind ihnen das Haar zerzauste.

»Leg Musik auf, Baby«, rief er.

»Okay. Was?«

»Etwas Lautes.«

Einen Moment später dröhnten Led Zeppelin aus den Lautsprechern. York schaltete den Tempomaten aus und trat aufs Gaspedal.

In seinem weißen Überwachungs-Van nahe Ray Trotters rosafarbenem Lehmziegelhaus hörte Stan Eberhart sein Handy zirpen. »Ja?«

Julio, einer der Sicherheitsleute, war am Apparat. »Stan, wir haben ein Problem.«

»Schieß los.«

»Ist er schon weggefahren?«

»York? Ja, vor einer Stunde.«

»Hm.«

»Was ist los?«

»Ich bin gerade bei einem Autozubehörhändler nicht weit von Trotters Gärtnerei.«

Eberhart hatte Leute zu Läden in Trotters Umgebung geschickt. Mit Bildern bewaffnet, befragten sie das Personal nach Einkäufen, die der Mann in letzter Zeit eventuell gemacht hatte. Eberharts Leute waren natürlich nicht mehr bei der Polizei, aber ihr Boss hatte gelernt, dass Zwanzigdollarscheine ebenso viele Türen öffneten, wie es Dienstmarken taten. Wahrscheinlich mehr.

»Und?«

»Vor zwei Tagen hat ein Mann, der wie Trotter aussah, ein technisches Handbuch für Mercedes Sportwagen bestellt. Es kam gestern, und er hat es abgeholt. Gleichzeitig kaufte er einen Satz Schraubenschlüssel und Batteriesäure. Stan, das war ein Handbuch über Bremsen. Und es war etwa um die Zeit, als wir Trotter für ein paar Stunden verloren hatten.«

»Du meinst, er könnte sich an Yorks Mercedes zu schaffen gemacht haben?«

»Nicht wahrscheinlich, aber möglich. Ich denke, wir müssen davon ausgehen, dass er es getan hat.«

»Ich melde mich wieder.« Eberhart legte auf und rief umgehend York an.

»Hallo«, meldete sich eine zerstreute Stimme.

»Mr. York, es...«

»Ich bin im Augenblick nicht erreichbar. Bitte hinterlassen Sie eine Nachricht, ich rufe so schnell wie möglich zurück.«

Eberhart unterbrach den Anruf und versuchte es noch einmal. Bei jedem seiner fünf Versuche meldete sich nur die geistesabwesende Stimme auf der Mailbox.

York beschleunigte den Mercedes auf hundertsechzig.

»Ist das nicht affengeil?«, rief er. »Ja, ja, ja!«

»Was?«, rief Carole zurück. Das Donnern des Fahrtwinds und Robert Plants hohe Stimme ließen sie kein Wort verstehen.

»Es ist phantastisch!«

Aber sie antwortete nicht. Sie blickte mit gefurchter Stirn geradeaus. »Ich glaub, da vorn kommt eine Kurve.« Sie fügte noch etwas hinzu, das er nicht verstand.

»Was?«

»Ähm, vielleicht solltest du lieber bremsen.«

»Das Baby hier schafft jede Kurve. Kein Problem.«

»Schatz, bitte! Fahr langsamer!«

»Ich weiß selbst, wie ich fahren muss.«

Sie waren auf einer langen Geraden, kurz bevor diese steil abwärtsführte. Am Fuß der Gefällestrecke machte die Straße eine enge Kurve, um auf eine Brücke über ein tiefes Tal mit einem ausgetrockneten Flussbett einzufädeln.

»Fahr langsamer, Schatz, bitte! Schau dir diese Kurve an!«

Himmel, manchmal lohnte es sich einfach nicht, zu streiten.
»Okay.«

Er nahm den Fuß vom Gas.

Und dann passierte es.

Er hatte keine Ahnung, was eigentlich los war. Plötzlich befand er sich in einem riesigen Sandwirbel, als wäre der Wagen ins Zentrum eines Tornados geraten. Der Himmel war nicht mehr zu sehen. Carole schrie und griff ans Armaturenbrett. York hielt das Lenkrad mit aller Kraft umklammert und versuchte verzweifelt, die Straße auszumachen. Alles, was er sah, war Sand, der ihm schmerzhaft ins Gesicht peitschte.

»Wir werden sterben, wir werden sterben«, heulte Carole.

Dann ertönte von irgendwo über ihnen eine blecherne Stimme. »York, stoppen Sie sofort den Wagen! Stoppen Sie den Wagen!«

Er blickte nach oben und sah den Polizeihubschrauber zehn Meter über seinem Kopf. Der Abwind seiner Rotorblätter war der Grund für den Sandsturm.

»Wer ist das?«, schrie Carole. »Wer ist das?«

»Ihre Bremsen werden versagen!«, fuhr die Stimme fort. »Fahren Sie nicht diesen Abhang hinunter!«

»Der Hurensohn!«, schrie er. »Er hat sich an den Bremsen zu schaffen gemacht.«

»Wer, Stephen? Was ist hier los?«

Der Helikopter sauste voran zur Brücke und landete – vermutlich, damit die Bergungskräfte versuchen konnten, sie zu retten, falls der Wagen verunglückte oder über die Steilwand stürzte.

Zu retten oder die Leichen zu bergen.

Er hatte noch hundertvierzig Sachen drauf, als sie die Kuppe erreichten. Die Nase des Mercedes senkte sich, und er begann schneller zu werden.

Er drückte aufs Bremspedal. Die Bremse schien zu greifen.

Aber wenn er weiterfuhr und sie versagte, konnte er nirgendwohin ausweichen außer in die Felswand oder über die Klippe. Und die Kurve schaffte er höchstens mit sechzig. Da, wo sie jetzt waren, gab es wenigstens Sand bis über das Bankett hinaus.

Stephen York umklammerte das Lenkrad fest und holte tief Luft.

»Halt dich fest!«

»Was hast du...?«

Er steuerte von der Straße.

Koffer, Wasser- und Bierdosen flogen vom Rücksitz, Carole schrie, und York bemühte sich mit aller Kraft, den Wagen auf Kurs zu halten, aber es war sinnlos. Die Reifen stellten sich quer, und der Wagen schlingerte führungslos durch den

Sand. Sie verpassten knapp einen großen Felsblock und pflügten in die Wüste hinaus.

Steine und Kiesel spritzten auf die Karosserie, zogen ein Netz feiner Risse über die Windschutzscheibe und prasselten auf Stoßstange und Motorhaube wie Schrotkugeln. Gestrüpp schlug den beiden Fahrzeuginsassen ins Gesicht. Der Wagen hüpfte, schaukelte und kippte. Zweimal hätten sie sich fast überschlagen.

Sie wurden langsamer, aber immer noch sausten sie mit fast siebzig Stundenkilometern auf einen großen Felsblock zu. Inzwischen war der Sand allerdings so tief, dass überhaupt nicht mehr an ein Steuern zu denken war.

»Mein Gott, mein Gott...«, schluchzte Carole und vergrub das Gesicht in den Händen.

York trat mit dem linken Fuß voll auf die Bremse, legte den Automatikhebel auf Rückwärtsgang um und gab mit dem rechten Fuß Vollgas. Der Motor heulte auf, Sand schoss wie eine Fontäne in die Luft.

Der Wagen kam zwei Meter vor dem Felsen zum Stehen.

York legte den Kopf aufs Lenkrad. Sein Herz hämmerte wie wild, er war schweißgebadet. Und er war wütend. Warum hatten sie ihn nicht angerufen? Was sollte diese Black-Hawk-Down-Nummer?

Dann fiel sein Blick auf das Telefon. Der Schirm zeigte sieben Anrufe in Abwesenheit und fünf als dringend gekennzeichnete Nachrichten an.

Er hatte es nicht läuten hören. Der Wind, der Motor ... und die verdammte Musik.

Weinend und sich den Sand vom weißen Hosenanzug bürsend, fuhr Carole ihn an: »Was ist los? Ich will es wissen, auf der Stelle.«

Und während Eberhart und Lampert sich vom Hubschrauber her näherten, erzählte er ihr die ganze Geschichte.

Kein Wochenendurlaub, verkündete Carole.

»Du hättest von Anfang an etwas sagen sollen.«

Sie zeigte zur Abwechslung Rückgrat.

»Ich wollte dich nicht beunruhigen.«

»Du meinst, du wolltest nicht, dass ich frage, was du getan hast und wofür sich jetzt jemand rächen will.«

»Ich...«

»Bring mich nach Hause. Sofort.«

Sie kehrten schweigend in einem Mietwagen nach Scottsdale zurück; der Mercedes war von der Polizei abgeschleppt worden. Sie wollten nach Beweisen suchen, dass sich jemand an ihm zu schaffen gemacht hatte, und er musste außerdem in Reparatur. Eine Stunde nachdem sie zur Haustür hineingegangen war, spazierte Carole mit einem Koffer in der Hand wieder hinaus, um vorzeitig zu ihrem Familienurlaub in Los Angeles aufzubrechen.

York war insgeheim erleichtert, dass sie ging. Er konnte sich nicht gleichzeitig mit Trotter und den Launen seiner Frau herumschlagen. Er kehrte ins Haus zurück, überprüfte die Schlösser an sämtlichen Türen und Fenstern und verbrachte den Abend mit einer Flasche Johnnie Walker und HBO.

Zwei Tage später trainierte York gegen siebzehn Uhr gerade in dem Fitnessstudio, das er sich in einem Schlafzimmer eingerichtet hatte – er mied den Club und seine tödliche Sauna –, als es an der Tür läutete. Er griff nach der Pistole, die er nun immer im Eingangsbereich aufbewahrte, und spähte hinaus. Es war Eberhart. Drei Schlösser und einen Türriegel später winkte er den Sicherheitsberater herein.

»Es gibt etwas, das Sie wissen sollten. Ich hatte gestern zwei Teams an Trotter dran. Er ist am Mittag zu einer Matinee in ein Multiplexkino gegangen.«

»Und?«

»Es gibt eine Regel: Wenn eine Person, die überwacht wird, allein ins Kino geht... das ist verdächtig. Also verglichen die Teams ihre Aufzeichnungen. Fünfzehn Minuten, nachdem Trotter hineingegangen war, kam anscheinend dieser Typ in einem Overall mit ein paar Abfalleimern heraus. Etwas mehr als eine Stunde später dann tauchte ein Lieferant in einer Uniform mit einer großen Kiste am Kino auf. Mein Mann hat aber mit dem Chef des Ladens gesprochen. Normalerweise bringen seine Arbeiter den Müll zum ersten Mal gegen fünf oder sechs raus. Und es gab keine Lieferungen an diesem Tag.«

York verzog das Gesicht. »Dann ist er Ihnen also für eine Stunde entwischt. In dieser Zeit hätte er alles Mögliche machen können.«

»Er hat sein Auto nicht benutzt. Wir hatten es bewacht. Und wir haben bei den Taxiunternehmen nachgefragt. Niemand hat für diese Zeit eins in die Gegend bestellt.«

»Dann ist er also zu Fuß irgendwohin gegangen?«

»Ja, und wir sind uns ziemlich sicher, wohin. Southern States Chemical liegt zehn Gehminuten von dem Multiplex entfernt. Und wissen Sie, was interessant ist?« Er schaute in seine Notizen. »Sie stellen Akrylonitril, Methyl, Methakrylat und Adiponitril her.«

»Was ist das denn für Zeug?«

»Industriechemikalien. Für sich genommen sind sie nichts Besonderes. Worauf es ankommt, ist, dass man Wasserstoffzyanid aus ihnen machen kann.«

»Großer Gott. Wie das Gift?«

»Wie das Gift. Und einer meiner Leute hat sich Southern States angesehen. Es gibt keine Sicherheitsmaßnahmen. Dosen von den Chemikalien standen draußen im Freien herum, direkt an der Laderampe. Trotter hätte reinmarschieren und genug für eine Portion Gift nehmen können, mit der man ein Dutzend Leute umbringen kann, und niemand hätte ihn gese-

hen. Und raten Sie, wer die Außenanlagen der Firma gärtnerisch gestaltet hat?«

»Trotter.«

»Er wusste also über die Chemikalien Bescheid und wo sie aufbewahrt werden.«

»Könnte das jeder machen? Das Zyanid?«

»Anscheinend ist es nicht so schwer. Und Trotter als Gärtner sollte sich mit Chemikalien und Kunstdünger auskennen. Und vergessen Sie nicht, er war auch in der Armee, im ersten Golfkrieg. Viele von den Jungs dort haben Erfahrungen mit chemischen Waffen gesammelt.«

Der Geschäftsmann schlug mit der Hand auf die Küchentheke. »Verdammt noch mal. Er hat also dieses Gift, und ich werde nie wissen, ob er es irgendwie in mein Essen geschmuggelt hat. Himmel.«

»Nun, das stimmt nicht ganz«, sagte Eberhart in vernünftigem Ton. »Ihr Haus ist sicher. Wenn Sie abgepacktes Essen kaufen und in Restaurants vorsichtig sind, können Sie das Risiko beherrschen.«

Das Risiko beherrschen...

Angewidert kehrte York in die Eingangshalle zurück, schnappte sich das FedEx-Päckchen mit einer Lieferung seiner Zigarren, das am Morgen eingetroffen war, und riss es auf. Er marschierte in die Küche und wickelte die Zigarren aus. »Ich kann nicht einmal mehr aus dem Haus gehen, um meine Zigarren zu kaufen. Ich bin ein Gefangener, so sieht es aus.« Dann wühlte er in einer Schublade nach einem Zigarrenschneider, fand einen und knipste das Ende der Macanudo ab. Er steckte sie wütend in den Mund, entzündete ein Feuerzeug und führte es an das Zigarrenende.

»Nein!«, schrie eine Stimme im selben Moment.

Erschrocken griff York nach seiner Pistole. Doch ehe er sie erreicht hatte, wurde er von hinten angefallen und zu Boden gerissen, dass ihm die Luft wegblieb.

Keuchend und unter Schmerzen rappelte er sich halb auf, blickte sich voller Angst um – und sah keine Bedrohung. »Was machen Sie da?«, schrie er den Sicherheitsmann an.

Eberhart erhob sich schwer atmend und zog seinen Boss auf die Beine. »Tut mir leid... Ich musste Sie aufhalten... die Zigarre.«

»Die...?«

»Zigarre. Rühren Sie sie nicht an.«

Der Leibwächter griff sich mehrere Plastiktüten. In eine legte er die Zigarre. In die andere den FedEx-Umschlag. »Als ich Sie für den Sicherheitsplan nach Läden fragte, die Sie regelmäßig besuchen, sagten Sie, dass Sie Ihre Zigarren in Phoenix kaufen, richtig?«

»Ja. Und?«

Eberhart hielt ihm den FedEx-Aufkleber hin. »Die hier wurden von einem Postal Plus im Einkaufszentrum von Sonora Hill geschickt.«

York überlegte. »Das ist in der Nähe...«

»Es ist drei Gehminuten von Trotters Firma entfernt. Er hätte den Laden anrufen und herausfinden können, wann Sie welche bestellt haben. Dann kaufte er selbst welche und behandelte sie. Ich komme später mit einem mobilen Testlabor, dann werden wir sehen.«

»Muss ich nicht... Ich meine, muss man Zyanid nicht essen, damit es einen umbringt?«

»Oh, oh.« Der Sicherheitsexperte schnupperte sorgfältig an der Tüte. »Zyanid riecht nach Mandeln.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht sagen. Vielleicht überdeckt der Tabak den Geruch.«

»Mandeln«, flüsterte York. »Mandeln...« Er roch an seinen Fingern und begann sich hektisch die Hände zu waschen.

Ein längeres Schweigen trat ein.

York rieb sich die Haut mit Papiertaschentüchern und sah Eberhart an.

»Was ist?«, fragte er barsch.

»Ich glaube, es ist Zeit, den Plan zu ändern.«

Am folgenden Tag parkte York seinen gemieteten Mercedes auf dem heißen, staubigen Parkplatz der Polizeizentrale von Scottsdale. Er sah sich nervös nach Trotters Wagen um – einem dunkelblauen Lexus, wie er in Erfahrung gebracht hatte. Er sah ihn nicht.

York stieg aus; er hatte Plastiktüten mit dem Umschlag von FedEx, den Zigarren und Lebensmitteln aus seiner Küche dabei. Er trug sie in das Polizeigebäude, wo es wegen einer übereifrigen Klimaanlage kalt war.

In einem Besprechungsraum im Erdgeschoss traf er vier Männer an, die Partner Lampert und Alvarado sowie Stan Eberhart und einen Mann, der exakt dieselbe Kleidung wie York trug und die gleiche Statur besaß. Der Mann stellte sich als Peter Billings vor, ein verdeckt arbeitender Polizist.

»Was dagegen, Mr. York, wenn ich Ihren Pool und die heiße Wanne benutze, solange ich Ihre Rolle spiele?«

»Meine...«

»War nur Spaß«, sagte Billings.

»Ach so«, erwiderte York humorlos und wandte sich an Lampert. »Hier sind Sie.«

Der Detective nahm die Tüten und warf sie achtlos auf einen Stuhl. Einem Test zufolge, den Eberhart bei York durchgeführt hatte, enthielten weder die Zigarren noch irgendwelche Lebensmittel Gift. Dass er sie – mutmaßlich unter den Augen des rachsüchtigen Mr. Trotter – hierher brachte, war jedoch ein wichtiger Bestandteil ihres Plans. Trotter musste für rund eine Stunde glauben, sie seien überzeugt, dass er York vergiften wolle.

Nachdem die Tests negativ gewesen waren, hatte Eberhart gefolgert, dass Trotter die ganze Zyanid-Geschichte inszenierte; die Polizei sollte nur *glauben*, dass er vorhatte, York zu vergiften. Warum? Ein Ablenkungsmanöver natürlich. Wenn

sich die Polizei sicher war, die beabsichtigte Methode des Anschlags zu kennen, würde sie sich darauf vorbereiten statt auf die tatsächlich geplante.

Wie aber sah die aus? Wie wollte Trotter in Wirklichkeit York angreifen?

Eberhart hatte einen extremen Schritt unternommen, um das herauszufinden: Er war in Trotters Haus eingebrochen. Während der Gärtnereibesitzer, seine Frau und die Kinder unterwegs waren, hatte Eberhart Alarmanlage und Überwachungskamera funktionsuntüchtig gemacht und das Büro des Mannes sorgfältig durchsucht. Im Schreibtisch versteckt fand er Bücher über Sabotage und Überwachung. Zwei Seiten waren mit Post-its markiert, bei Kapiteln, wie man Propangastanks in Bomben verwandelte und Fernzünder herstellte. Er fand außerdem einen anderen Hinweis: einen Zettel, auf dem »Rodriguez Gartenbedarf« stand.

Genau dorthin fuhr Stephen York jeden Samstagnachmittag, um die Propangasflaschen seines Grills auszutauschen. Eberhart war überzeugt, dass Trotters Plan darin bestand, die Polizei mit einem Giftanschlag rechnen zu lassen, während er tatsächlich eine »versehentliche« Explosion herbeiführen wollte, nachdem York die neuen Propangasbehälter abgeholt hatte. Der Sicherheitsberater konnte mit dieser Information jedoch nicht zur Polizei gehen – sonst hätte er zugeben müssen, dass er unberechtigt bei Trotter eingedrungen war -, deshalb erzählte er Lampert nur, er habe von einer Quelle erfahren, Trotter erkundige sich nach Propangasflaschen und danach, wo York sie kaufe. Es gab keine Hinweise, die einen Durchsuchungsbefehl gerechtfertigt hätten, aber der Detective willigte widerstrebend in Eberharts Plan ein, Trotter auf frischer Tat zu ertappen. Zunächst würden sie es so aussehen lassen, als glaubten sie an die Zyanid-Bedrohung. Da Trotter wahrscheinlich wusste, dass York jeden Samstag um die Mittagszeit zu Rodriguez fuhr, sollte der Geschäftsmann die Zigarren und Lebensmittel um diese Zeit zur Polizei bringen,

offenkundig, um sie testen zu lassen, womit sie mehrere Stunden beschäftigt wären. Trotter würde ihm folgen. York würde inzwischen weiterfahren und einige Erledigungen machen, unter anderem eben einen neuen Propangasbehälter holen. Nur dass nicht Stephen York in dem Wagen sitzen würde, sondern Peter Billings, sein Double. Billings würde eine neue Propangasflasche von Rodriguez holen – eine leere allerdings, aus Sicherheitsgründen – und in seinem Wagen verstauen. Dann würde er wieder zurück in den Laden gehen, um herumzustöbern, während Lampert und sein Team darauf warteten, dass Trotter etwas unternahm.

»So, wo bleibt unser Knabe?«, fragte Lampert seinen Partner.

Alvarado erklärte, dass Trotter etwa um dieselbe Zeit von zu Hause aufgebrochen war wie York und in dieselbe Richtung fuhr. Sie hatten ihn vorübergehend im Verkehr verloren, ihn dann aber auf dem Parkplatz eines Lebensmittelsupermarkts namens »Whole Food« wiedergefunden, von dem aus Rodriguez zu Fuß erreichbar war. Ein Beamter hatte ihn in dem Supermarkt gesehen.

Lampert rief die anderen Akteure in ihrem abgekarteten Spiel an. »Es geht los«, verkündete er.

Billings stieg als Verkörperung von York in den Wagen und fädelt sich in den Verkehr ein. Eberhart und York setzten sich in eines der Verfolgungsfahrzeuge und fuhren ihm nach, allerdings mit weitem Abstand, sodass Trotter sie nicht bemerken würde, falls er Billings tatsächlich folgte.

Zwanzig Minuten später hielt der Undercoverpolizist vor Rodriguez' Gartenbedarf, und Eberhart und York parkten auf dem Parkplatz einer Mini-Mall, eine Straße entfernt. Lampert und die Teams bezogen nicht weit entfernt Stellung. »Okay«, funkte Billings mit Hilfe seines versteckten Mikros, »ich gehe rein und hol die Flasche.«

York und Eberhart beugten sich vor, um zu sehen, was passierte. York konnte seinen Mercedes so eben noch erkennen.

»Irgendwas von Trotter zu sehen?«, rief Lampert über Funk.

»Ist noch nicht wieder aus dem Whole Food gekommen«, tönte es aus dem Lautsprecher des eingebauten Funkgeräts.

Einen Augenblick später meldete sich Billings. »An alle Einheiten. Habe die falsche Gasflasche in den Wagen geladen. Auf den Rücksitz. Ich geh jetzt wieder rein.«

Eine Viertelstunde später hörte York die drängende Stimme eines Polizisten. »Ich hab was... Typ mit Hut und Sonnenbrille, könnte Trotter sein, nähert sich dem Mercedes von Osten. Er hat eine Einkaufstüte in einer Hand und einen Gegenstand in der anderen. Sieht aus wie ein kleiner Computer. Vielleicht ein Zünder. Oder die Sprengladung selbst.«

Der Sicherheitsspezialist nickte York auf dem Sitz neben ihm zu und sagte: »Da haben wir's.«

»Ich sehe ihn«, meldete ein anderer Polizist.

Der Überwachungsbeamte fuhr fort: »Er sieht sich um ... Moment... Okay, der Verdächtige ist gerade an Yorks Wagen vorbeigegangen. Ich konnte es nicht genau sehen, aber er hat innegehalten. Er könnte etwas unter den Wagen geworfen haben. Jetzt überquert er die Straße... Er geht ins Miguel's.«

»Von dort wird er die Sprengladung zünden«, funkte Lampert. »Okay, Leute, wir sperren die Straße. Ein Undercoveragent soll zu Miguel's hineingehen und ihn überwachen.«

Eberhart sah York mit hochgezogener Augenbraue an und lächelte. »Jetzt haben wir ihn.«

»Hoffentlich«, kam die nervöse Antwort.

Langsam rückten nun andere Beamte vor, sie hielten sich dicht an die Gebäude links und rechts von Miguel's Bar and Grill, wo Trotter darauf warten würde, dass »York« zum Wagen zurückkehrte, um die Sprengladung zu zünden und ihn verbrennen zu lassen.

Eine neue Stimme kam aus dem Funkgerät. »Ich bin im Miguel's«, flüsterte der zweite verdeckte Beamte. »Ich sehe

das Subjekt auf einem Hocker am Fenster, er schaut hinaus. Keine Waffen in Sicht. Er hat das Ding, das er vorhin getragen hat, aufgeklappt – ein kleiner Laptop oder so etwas, mit einer Antenne dran. Eben hat er etwas getippt. Ich vermute, die Sprengvorrichtung ist scharf.«

»Roger«, funkte Lampert. »Wir sind in Position. Drei Mann hinter Miguel's, zwei davor. Die Straße ist gesperrt und Rodriguez geräumt; wir haben alle Leute zum Hinterausgang hinausgeschafft. Wir sind bereit für den Zugriff.«

In Eberharts Wagen trommelte der Sicherheitsmann unablässig mit den Fingerkuppen auf das Lenkrad.

York versuchte, das nervtötende Geräusch auszublenden. Würde Trotter Widerstand leisten?, fragte er sich. Vielleicht würde er von Panik erfasst und -

Er fuhr zusammen, als sich Eberharts Hand um seinen Arm krallte. Der Leibwächter blickte stirnrunzelnd in den Rückspiegel. »Was ist das?«

York drehte sich um. Auf dem Kofferraum stand eine kleine Einkaufstasche. Jemand hatte sie dort hingestellt, während sie auf den Mercedes gestarrt hatten.

»Hier ist Eberhart. Alle Einheiten in Wartestellung.«

»Was ist los, Stan?«, fragte Lampert.

»Er hat uns reingelegt!«, sagte Eberhart atemlos. »Er hat nichts unter dem Mercedes deponiert. Oder wenn, dann gibt es eine zweite Sprengvorrichtung auf unserem Wagen. Sie ist in einer Tasche von Whole Food, einer kleinen. Wir steigen aus!«

»Negativ! Negativ!«, rief eine andere Stimme aus dem Funkgerät. »Hier ist Grimes von der Bombeneinheit. Die Vorrichtung könnte einen Druck- oder Schaukelschalter haben. Die kleinste Bewegung könnte sie auslösen. Rühren Sie sich nicht vom Fleck, wir schicken einen Mann rüber.«

»Es war eine *doppelte* Finte«, murmelte Eberhart. »Erst hat er uns mit dem Gift in die Irre geführt und dann mit einer falschen Bombe am Mercedes. Er hat uns die ganze Zeit beo-

bachtet und uns absichtlich in diese Situation manövriert ... Großer Gott.«

»Alle Einheiten«, rief Lampert, »Wir gehen zu Miguel's rein. Lasst ihn den Zünder nicht betätigen.«

Eberhart bedeckte das Gesicht mit seinem Sakko.

Stephen York hatte seine Zweifel, dass man sich auf diese Weise wirkungsvoll vor einer explodierenden Gasflasche schützen konnte. Aber er tat genau das Gleiche.

»Fertig?«, flüsterte Lampert Alvarado und den anderen zu, die vor der Hintertür von Miguel's kauerten.

Nicken ringsum.

»Dann los.«

Sie stürmten mit erhobenen Pistolen und Maschinenpistolen durch die Tür, während andere Beamte zum Vordereingang in das Lokal eindrangen. Sobald Lampert in der Bar war, nahm er Trotters Kopf ins Visier, bereit, abzudrücken, falls der Mann eine Bewegung zum Detonator machte.

Doch wie die übrigen Gäste drehte sich der Verdächtige beim Lärm der Beamten lediglich beunruhigt um und runzelte neugierig die Stirn.

»Hände hoch! Sie, Trotter, keine Bewegung, keine Bewegung!«

Der Gartenbauunternehmer taumelte mit entsetzt aufgerissenen Augen von seinem Hocker und hob die Hände.

Ein Beamter der Sprengstoffeinheit trat zwischen Trotter und den Zünder und betrachtete das Gerät sorgfältig, während die Männer des Einsatzkommandos den Verdächtigen auf den Boden warfen und ihm Handschellen anlegten.

Der Detective rief in sein Mikrofon: »Wir haben ihn! Sprengstoffeinheiten eins und zwei – fahren Sie mit der Sicherungsoperation fort!«

Im Wagen herrschte absolute Stille. Eberhart und York bemühten sich, reglos zu verharren, aber York erschien es, als

müsse das Hämmern seines Herzens ausreichen, um die Bombe hochgehen zu lassen.

Sie hatten erfahren, dass Trotter festgenommen worden war und die Bombe nicht mehr zünden konnte. Aber immer noch konnte die Sprengvorrichtung mit einem Erschütterungsauslöser versehen sein. Eberhart hatte York die letzten fünf Minuten darüber belehrt, wie empfindlich manche Zünder einer Bombe sein konnten – bis York ihm befohlen hatte, verdammt noch mal den Mund zu halten.

Der Geschäftsmann lugte unter seinem Sakko hervor und beobachtete im Seitenspiegel, wie sich ein Polizist im grünen Bombenanzug langsam dem Wagen näherte. Durch die blechernen Lautsprecher des Funkgeräts hörten sie: »Eberhart, York, halten Sie sich absolut still.«

»Klar«, flüsterte Eberhart heiser und fast ohne die Lippen zu bewegen.

York sah den Bombenexperten an den Wagen treten und in die Tüte blicken. Er holte eine Taschenlampe hervor, richtete sie nach unten und untersuchte mit einer Art hölzernem Essstäbchen vorsichtig den Inhalt der Tüte.

Durch den Lautsprecher erklang etwas wie ein entsetztes Luftanhalten.

York krümmte sich innerlich.

Aber das Geräusch war kein entsetztes Luftanhalten.

Es war ein Lachen. Dann sagte der Mann: »Abfall.«

»Es ist was?«

Der Beamte nahm seinen Helm ab und ging zur Vordertür des Wagens. York ließ mit zitternden Fingern das Fenster hinunter.

»Abfall«, wiederholte der Mann. »Die Reste eines Mittagessens. Es gab Sushi, Kartoffelchips und einen Schokodrink. Keine Mahlzeit, die mir schmecken würde.«

»Abfall?«, kam Lamperts Stimme barsch durch das Funkgerät.

»Definitiv.«

Sprengstoffreinheit eins rief durch; eine Suche rund um Yorks Mercedes hatte nichts außer einem zerknüllten Pappbecher zutage gefördert, den Trotter möglicherweise dorthin geworfen hatte oder aber jemand anderes.

York wischte sich über das Gesicht und stieg aus dem Wagen. »Verdammt noch mal«, sagte er und stützte sich am Rahmen ab, »er hat uns vorgeführt. Reden wir mal ein Wörtchen mit dem Schweinehund.«

Lampert blickte auf und sah Eberhart und York wütend in das Restaurant marschieren. Die Gäste widmeten sich inzwischen wieder ihren Mahlzeiten und fanden sichtlich Gefallen an dem fernsehreifen Auftritt der Gesetzeshüter.

Der uniformierte Beamte, der Trotter gerade durchsucht hatte, meldete Lampert: »Brieftasche, Schlüssel, Geld. Sonst nichts.«

Ein weiterer Beamter des Sprengstofftrupps hatte vorsichtig den »Zünder« untersucht und berichtet, sie hätten sich geirrt; es war nur ein kleiner Laptop. Während York die Information noch verdaute, erschien ein Beamter in Zivil in der Tür. »Wir haben Trotters Wagen durchsucht«, sagte er. »Kein Sprengstoff.«

»Sprengstoff?«, fragte Trotter und furchte die Stirn.

»Werden Sie jetzt mal nicht komisch«, sagte Lampert.

»Aber eine leere Propangasflasche lag im Wagen«, fügte der Beamte an. »Von Rodriguez.«

»Sie muss aufgefüllt werden«, merkte Trotter an. »Ich fahre dafür immer zu Rodriguez, ich wollte es gleich nach dem Essen erledigen.« Er nickte in Richtung Speisekarte. »Haben Sie die Tamales hier schon einmal probiert? Es sind die besten der Stadt.«

»Sie haben uns an der Nase herumgeführt«, murmelte York. »Sie haben uns glauben lassen, Ihr Abfall sei eine Bombe.«

Ein kaltes Lächeln huschte über das Gesicht des Unternehmers. »Wieso dachten Sie eigentlich, dass ich eine Bombe habe?«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Dann wandte sich Lampert an Eberhart, der den Blicken der Anwesenden auswich.

Trotter wies mit einem Kopfnicken auf den Computer. »Drücken Sie die Enter-Taste.«

»Was?«, fragte Lampert.

»Die Enter-Taste.«

Lampert zögerte und betrachtete den Laptop.

»Es ist keine Bombe. Und selbst, wenn es eine wäre, glauben Sie, ich würde mich mit in die Luft sprengen?« Der Detective drückte die Taste.

»O mein Gott«, murmelte Eberhart, als ein Video auf dem kleinen Schirm erschien.

Es zeigte den Sicherheitsexperten beim Durchstöbern eines Büros.

»Sind Sie das, Stan?«, fragte Lampert.

»Ich...«

»Er ist es«, sagte Trotter. »Bei mir zu Hause, in meinem Büro.«

»Sie sagten doch, Sie hätten von einer Ihrer Quellen erfahren, dass sich Trotter nach Yorks Einkaufsgewohnheiten und nach Propangasflaschen erkundigt habe.«

Eberhart sagte nichts.

»Ich wollte nach dem Essen beim Polizeirevier vorbeifahren und die CD abliefern«, erklärte Trotter. »Aber da Sie schon mal hier sind... Sie gehört Ihnen.«

Die Beamten beobachteten, wie Eberhart Trotters Schreibtisch durchwühlte.

»Das nennt man dann wohl Einbruch, nicht wahr«, sagte Trotter. »Und unbefugte Störung meiner Privatsphäre dazu. Und für den Fall, dass Sie gerade fragen wollten: Jawohl, ich

werde Anzeige erstatten. In jedem Umfang, den das Gesetz zulässt.«

»Aber ich habe...«, stammelte der Sicherheitsexperte.

»Sie haben was?«, sprang Trotter ein. »Den Strom abgeschaltet? *Und* die Ersatzbatterie dazu? Tja, aber dank Mr. York fühlte ich mich in letzter Zeit ein bisschen unsicher. Ich habe *zwei* Batterien für den Notfall.«

»Sie sind in sein Haus eingebrochen?«, fragte Stephen York Eberhart und sah schockiert aus. »Davon haben Sie mir nichts gesagt.«

»Sie gottverdammter Judas!«, brach es aus Eberhart heraus. »Sie wussten genau, was ich tat. Sie waren einverstanden. Sie *wollten*, dass ich es tue!«

»Ich schwöre«, sagte York, »das ist das Erste, was ich darüber höre.«

Lampert schüttelte den Kopf. »Warum haben Sie das bloß getan, Stan? Ich hätte ja über einiges hinwegsehen können, aber Einbruch? Wirklich dumm.«

»Ich weiß, ich weiß«, antwortete Eberhart und blickte zu Boden. »Aber wir wollten den Kerl unbedingt kriegen. Er ist *gefährlich*. Er hat Bücher über Sabotage und Überwachung besorgt ... Bitte, Bill, können Sie nicht ein Auge zudrücken?«

»Tut mir leid, Stan.« Er nickte einem uniformierten Beamten zu, der dem Sicherheitsberater Handschellen anlegte. »Bringen Sie ihn ins Untersuchungsgefängnis.«

»Falls es Sie interessiert«, rief ihm Trotter hinterher, »diese Bücher über Bomben und alles – die brauche ich zur Recherche. Ich versuche mich nämlich gerade an einem Krimi. Das scheint heutzutage ja jeder zu tun. Ein paar Kapitel finden sich in diesem Computer hier, Sie können nachsehen, wenn Sie mir nicht glauben.«

»Sie lügen!«, sagte York und wandte sich dann an Lampert. »Sie wissen, warum er das getan hat, oder? Es gehört alles zu seinem Plan.«

»Mr. York, Sie...«

»Nein, nein, denken Sie darüber nach. Erst legt er meinen Sicherheitsexperten rein, um ihn loszuwerden, sodass ich ungeschützt bin. Dann inszeniert er die ganze Geschichte hier mit der falschen Bombe, um Ihre Vorgehensweise kennenzulernen – das Sprengstoffkommando, wie viele Beamte Sie haben, wer Ihre Undercoverleute sind.«

»Haben Sie eine Tüte von Whole Food auf dem Kofferraum von Mr. Eberharts Wagen abgestellt, Mr. Trotter?«, fragte Alvarado.

»Nein. Wenn Sie glauben, ich hätte es getan, warum prüfen Sie die Tüte nicht auf Fingerabdrücke?«

York deutete auf Trotters Tasche. »Handschuhe, schauen Sie! Es wird keine Fingerabdrücke geben. Wieso trägt er bei dieser Hitze Handschuhe?«

»Ich bin Gärtner. Ich trage für gewöhnlich Handschuhe bei der Arbeit, wie die meisten meiner Kollegen... Ich muss sagen, ich habe diese ganze Sache langsam ziemlich satt. Nur weil ein Tagelöhner irgendetwas erzählt hat, bilden Sie sich ein, dass ich ein Killer oder so bin. Ich habe es satt, dass in mein Haus eingebrochen wird und dass man mich die ganze Zeit beobachtet. Ich denke, es ist Zeit, meinen Anwalt anzurufen.«

York trat wütend vor. »Sie lügen! Sagen Sie mir, warum Sie das tun! Sagen Sie es mir, verdammt noch mal! Ich habe an alles zurückgedacht, was ich in meinem Leben je an Schlechtem getan habe. Und ich meine wirklich *alles*. An den Obdachlosen, dem ich riet, sich einen Job zu suchen, als er mich um einen Vierteldollar fragte, das Mädchen hinter der Theke, das ich ein fettes Schwein nannte, weil es mir das falsche Essen gegeben hatte, den Hotelboy, dem ich kein Trinkgeld gab, weil er kein Englisch konnte... Jede gottverdammte Kleinigkeit! Ich habe mein ganzes Leben unter ein Mikroskop gelegt. Aber ich weiß nicht, was ich Ihnen getan habe. Sagen Sie es mir. Sagen Sie es!« Er war rot im Gesicht, die Adern traten hervor, und er ballte die Fäuste neben dem Körper.

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.« Trotter hob die Hände, die noch immer in Handschellen steckten.

Der Detective traf eine Entscheidung. »Nehmt sie ihm ab.« Ein Streifenbeamter sperrte die Fesseln auf.

York war nass geschwitzt. »Nein!«, sagte er zu Lampert. »Das gehört alles zu seinem Plan!«

»Ich neige dazu, ihm zu glauben. Ich denke, Diaz hat die ganze Sache erfunden.«

»Aber die Sauna...«, begann York.

»Denken Sie doch darüber nach. Nichts ist passiert. Und mit den Bremsen an Ihrem Mercedes war alles in Ordnung. Wir haben den Bericht gerade bekommen.«

»Aber das Reparaturhandbuch. Er hat eins gekauft!«

»Bremsen?«, fragte Trotter.

»Sie haben ein Buch über Mercedesbremsen gekauft«, sagte York. »Leugnen Sie es nicht.«

»Warum sollte ich es leugnen? Rufen Sie die Zulassungsstelle an. Ich habe vor einer Woche eine alte Mercedeslimousine erstanden. Sie braucht neue Bremsen, und das erledige ich selbst. Tut mir leid, Mr. York, aber ich glaube, Sie brauchen professionelle Hilfe.«

»Nein, er hat das Auto nur als Tarnung gekauft«, tobte York. »Sehen Sie ihn an! Schauen Sie in seine Augen! Er wartet nur auf eine Gelegenheit, mich zu töten.«

»Ein Auto als Tarnung gekauft?«, sagte Alvarado und sah seinen Chef an.

Lampert seufzte. »Mr. York, wenn Sie so überzeugt sind, in Gefahr zu sein, dann schlage ich vor, Sie engagieren sich einen neuen Babysitter. Ich habe offen gestanden keine Zeit mehr für diese Spiele.« Er wandte sich an sein Team. »Okay, Leute, packen wir zusammen. Wir haben noch ein paar echte Fälle zu erledigen.«

Der Detective sah den Barkeeper mit Trotters Tamales in der Nähe warten. Er nickte, und der Mann brachte sie dem

Gartenbauunternehmer, der eine Serviette auf seinem Schoß ausbreitete.

»Gut?«, fragte er.

»Die besten«, antwortete Trotter.

Lampert nickte. »Tut mir leid wegen der ganzen Sache.«

Trotter zuckte mit den Achseln. Seine Stimmung schien plötzlich umzuschlagen. Er wandte sich lächelnd an York, der eben zur Tür hinausging, und rief: »Hey.«

Der Geschäftsmann blieb stehen und drehte sich um.

»Viel Glück«, sagte Trotter. Dann begann er zu essen.

Um zehn Uhr abends drehte Ray Trotter zu Hause seine Runde, um wie immer seinen Kindern und dem Stiefsohn gute Nacht zu sagen. (Seine jüngere Tochter bezeichnete ihn scherzhaft als »Serien-Gute-Nacht-Täter«.)

Dann duschte er und ging zu Bett, wo er auf Nancy wartete, die noch den Abwasch fertig machte. Kurz darauf gingen die Lichter in der Küche aus, und seine Frau kam an der Tür vorbei. Sie lächelte ihm zu und ging weiter ins Bad.

Einen Augenblick später hörte er die Dusche. Er mochte das Rauschen des Wassers. Sicher, er war jetzt ein Wüstenbewohner, aber er hatte noch immer eine Vorliebe für die Geräusche des feuchten Nordostens.

In ein halbes Dutzend dicker Kissen gestützt, dachte er über die Ereignisse des Tages nach, vor allem über den Zwischenfall bei Miguel.

An Stephen York, mit seinem geröteten Gesicht und der Furcht im Blick. Er hatte völlig die Beherrschung verloren. Er hatte getobt wie ein Verrückter.

Und er hatte außerdem natürlich hundertprozentig Recht gehabt. Ray Trotter hatte tatsächlich all das getan, was ihm York vorwarf – angefangen damit, dass er Diaz wegen der Alarmanlage angesprochen hatte, bis zu der Tatsache, dass er

den Abfall auf den Kofferraum von Eberharts Wagen gestellt hatte.

Klar hatte er das alles getan.

Aber er hatte nie die Absicht gehabt, York auch nur ein Haar auf dem gestylten Kopf zu krümmen.

Er hatte Diaz nach Yorks Alarmanlage befragt, aber am nächsten Tag hatte er den Arbeiter anonym wegen Drogen angezeigt (Ray hatte gesehen, wie er anderen Angestellten seiner Firma Pot verkaufte), in der Hoffnung, er würde der Polizei von Rays Erkundigungen erzählen. Er hatte die Bücher über Sabotage gekauft, ebenso wie das über Mercedesbremsen, aber er dachte keine Sekunde daran, eine Bombe zu bauen oder sich am Wagen des Investmentbankers zu schaffen zu machen. Die Keile in der Sauna wollte er nie benutzen. Und er beabsichtigte nicht, aus den Chemikalien von Southern States Zyanid herzustellen. Er hatte eine Ladung Zigarren geschickt – sehr gute, übrigens, und absolut giftfrei. Selbst die Berichte des Psychologen in seiner Akte bei der Veteranenverwaltung waren Rays eigene Schöpfung. Er war zu der Behörde gegangen, hatte um Einsicht in seine Akte gebeten und mehrere Blätter mit Aufzeichnungen hineingeschmuggelt, die scheinbar ein Therapeut vor Jahren bei Sitzungen mit ihm gemacht hatte und die seine »schwierigen Jahre« nach der Militärzeit dokumentierten. Der ganze Bericht war frei erfunden.

O ja, sein Herz brannte auf Rache an Stephen York. Aber er zahlte es ihm nicht heim, indem er körperlich Vergeltung übte; er tat es einfach, indem er den Mann glauben machte, dass Trotter ihn töten wolle – und so gewährleistete, dass York lange, lange Zeit in Elend und Verfolgungswahn verbrachte und darauf wartete, dass es endlich passierte: Dass sein Wagen explodierte, seine Benzinleitung leckte oder ein Schuss die Fenster seines Schlafzimmers zerspringen ließ.

War das nur ein Magenkrampf – oder das erste Symptom einer Arsenvergiftung?

Und welche Kränkung hatte Ray nun in einen Racheengel verwandelt?

Ich weiß nicht, was ich Ihnen getan habe. Sagen Sie es mir, sagen Sie es...

Zu Rays Erstaunen und Erheiterung hatte York tatsächlich am Nachmittag bei Miguel's genau die betreffende Verfehlung erwähnt.

Ray dachte nun an jenen Herbsttag vor zwei Jahren zurück. Seine Tochter Celeste war mit bekümmelter Miene von ihrem Nachmittagsjob zurückgekehrt.

»Was ist los?«, hatte er gefragt.

Die Sechzehnjährige hatte nicht geantwortet, sondern war sofort auf ihr Zimmer gegangen und hatte die Tür abgeschlossen. Es war die Zeit kurz nach dem Tod ihrer Mutter gewesen; gelegentliche Launenhaftigkeit war nichts Ungewöhnliches. Ray hatte jedoch hartnäckig nachgebohrt, und sie hatte ihm erzählt, warum sie so aus dem Häuschen war: Es war ein Zwischenfall während ihrer Schicht bei McDonald's gewesen.

Celeste gestand, dass sie versehentlich zwei Bestellungen durcheinander gebracht und einem Mann statt eines Big Macs ein Chicken Sandwich gegeben hatte. Er war gegangen, ohne den Irrtum zu bemerken, aber nach fünf Minuten wiedergekommen und an die Theke marschiert. Er hatte das schwergewichtige Mädchen von Kopf bis Fuß gemustert und es angefahren: »Du bist also nicht nur ein fettes Schwein, sondern auch noch dumm. Ich will den Manager sprechen. Sofort!«

Celeste hatte sich bemüht, gelassen zu bleiben, aber als sie die Geschichte ihrem Vater erzählte, war ihr eine einzelne Träne über die Wange gelaufen. Ray hatte der Anblick das Herz gebrochen. Am nächsten Tag hatte er von dem Manager die Identität des Mannes erfahren und sich den Namen Stephen York fest eingeprägt.

Eine einzelne Träne ...

Manche Leute hätten vielleicht keinen weiteren Gedanken daran verschwendet, aber da es die Träne seiner Tochter gewesen war, beschloss Ray Trotter, es sei Zeit für Vergeltung.

Er hörte nun, wie das Wasser zu laufen aufhörte, und nahm einen Duft von Parfum aus dem Badezimmer wahr. Nancy kam ins Bett und legte den Kopf an seine Brust.

»Du wirkst glücklich heute Abend«, sagte sie.

»Ja?«

»Ja. Als ich vorhin vorbeigegangen bin, hast du an die Decke gesehen und... wie soll ich sagen... zufrieden ausgesehen.«

Er überlegte. »Ja, das trifft es.« Ray löschte das Licht, legte den Arm um seine Frau und zog sie näher zu sich.

»Ich bin froh, dass du in meinem Leben bist«, flüsterte sie.

»Ich auch«, erwiderte er.

Dann streckte sich Ron aus und dachte über seine nächsten Schritte nach.

Er würde York wahrscheinlich ein, zwei Monate in Ruhe lassen. Dann, wenn sich der Geschäftsmann allmählich wohler fühlte, würde er wieder loslegen.

Was sollte er als Nächstes tun? Vielleicht ein leeres Arzneifläschchen neben Yorks Wagen und dazu ein bisschen harmloses Botox an den Türgriff. Ja, das hatte was. Er würde überprüfen müssen, ob eine Spur des Kosmetikmittels einen positiven Befund auf Botulismusbakterien ergäbe.

Nun, da er die Polizei davon überzeugt hatte, dass er unschuldig und York paranoid war, konnte der Geschäftsmann so oft Feurio schreien, wie er wollte, die Detectives würden ihm nicht mehr zuhören.

Das ganze Spielfeld lag offen vor ihm ...

Vielleicht konnte er Yorks Frau mit einbeziehen. Sie wäre sicherlich eine bereitwillige Bundesgenossin. Bei seiner Überwachung hatte Ray gesehen, wie schlecht der Mann sie behandelte. Er hatte einmal mit angehört, wie York einen Wutanfall bekam, als sie ihm zusetzte, er solle ihr erlauben,

sich am College der Stadt einzuschreiben, wo sie ihren Abschluss nachholen wollte. Er hatte sie angebrüllt, als wäre sie eine Teenagerin. Carole war gerade verreist – vermutlich mit diesem Englischprofessor, den sie an der Arizona State University kennengelernt hatte. Dort hatte sie heimlich Vorlesungen besucht, anstatt Tennisstunden zu nehmen. Der Mann hatte zur Universität von Los Angeles gewechselt, aber sie sah ihn immer noch; sie trafen sich entweder in L. A. oder in Palm Springs. Ray war ihr außerdem ein paar Mal zu einer Anwaltskanzlei in Scottsdale gefolgt und nahm an, dass sie sich auf die Scheidung von York vorbereitete.

Wenn alles vorbei war, würde sie ihm vielleicht gern ein paar Insiderinformationen geben, die er verwenden konnte.

Dann kam ihm noch eine Idee. Er könnte York einen anonymen Brief schicken, vielleicht mit einer kryptischen Botschaft. Die Worte wären nicht wichtig. Der entscheidende Punkt würde der Geruch sein; er würde das Papier mit Mandelextrakt beträufeln, das verräterische Aroma von Zyanid. Immerhin wusste ja niemand, dass er *keine* Ladung Gift angemischt hatte.

Ach, es gab unendlich viele Möglichkeiten ...

Er drehte sich auf die Seite, flüsterte seiner Frau zu, dass er sie liebe, und war binnen einer Minute fest eingeschlafen.

Der Nachahmungstäter

Detective Quentin Altman schaukelte nach hinten, und sein Stuhl quietschte, das verräterische Ächzen in die Jahre gekommener Behördenmöbel. Er beäugte den schmalen, nervösen Mann, der ihm gegenüber saß. »Fahren Sie fort«, sagte der Polizist.

»Ich sehe mir also dieses Buch aus der Bücherei an, nur so, zum Spaß. Das tue ich sonst nie, ein Buch nur so zum Spaß lesen. Ich habe nicht viel Freizeit, wissen Sie?«

Altman hatte es nicht gewusst, aber er hätte es sich ohne Weiteres denken können. Wallace Gordon war der einzige Polizeireporter von Greenvilles *Tribune*, und der Anzahl der Artikel nach zu urteilen, die täglich unter seinem Namen erschienen, musste er sechzig, siebzig Stunden die Woche Texte unterschreiben.

»Ich lese so dahin und...«

»Was lesen Sie?«

»Einen Roman – einen Krimi. Dazu komme ich noch ... Ich lese also so dahin, und ich bin irritiert«, fuhr der Reporter fort, »denn irgendwer hatte ganze Passagen angestrichen. In einem Buch aus der *Bücherei*.«

Altman brummte zerstreut. Er war der Leiter des Morddezernats in einem Bezirk, der den Namen einer Kleinstadt trug, aber die Verbrechensstatistik einer Großstadt aufwies. Der etwas über fünfzig Jahre alte Detective war sehr beschäftigt und hatte wenig Zeit für Reporter mit aberwitzigen Theorien. Auf seinem Schreibtisch lagen zweiundzwanzig Mappen mit aktuellen Fällen, und dieser Wallace tischte ihm hier irgendeine unausgesehene Geschichte über verunstaltete Bücher auf.

»Erst achte ich nicht sehr darauf, aber dann blättere ich zurück und lese einen der angestrichenen Absätze noch einmal. Es erinnert mich an etwas. Jedenfalls schaue ich bei den Leichen nach...«

»Bei den Leichen?« Altman runzelte die Stirn und rieb sich das drahtige, rote Haar, das nicht eine graue Strähne aufwies.

»Unsere Leichen, nicht Ihre. Das Archiv. Die ganzen alten Artikel.«

»Verstehe. Wie wär's, wenn Sie endlich zur Sache kämen?«

»Ich lande bei den Artikeln über den Mord an Kimberly Banning.«

Quentin Altmans Aufmerksamkeit wuchs. Die achtundzwanzigjährige Kimberly war vor acht Monaten erdrosselt worden. Der Mord war zwei Wochen nach einem ähnlichen Tötungsdelikt – an einer jungen Studentin – geschehen. Die beiden Morde schienen das Werk derselben Person zu sein, aber es gab nur wenige Spuren und kein feststellbares Motiv. Der Fall führte zur Bildung einer Sonderkommission, aber irgendwann schieden alle Verdächtigen als Täter aus, und der Fall wurde kalt.

Der große und hagere Reporter Wallace, aus dessen blasser Haut Sehnen und Adern hervortraten, versuchte – zumeist erfolglos – sein furchteinflößendes Aussehen mit braunen Tweedsakkos, Cordhosen und pastellfarbenen Hemden abzumildern. Er fragte den Detective nun: »Erinnern Sie sich, wie die ganze Stadt nach dem Mord an dem ersten Mädchen durchdrehte? Wie alle ihre Türen doppelt abschlossen und keine Fremden ins Haus ließen?«

Altman nickte.

»Nun, sehen Sie sich das an.« Der Reporter zog Latexhandschuhe aus der Tasche und streifte sie über.

»Wozu die Handschuhe, Wallace?«

Der Mann ignorierte die Frage und holte ein Buch aus seiner abgenutzten Aktentasche. Altman erhaschte einen Blick auf den Titel. *Zwei Tode in einer Kleinstadt*. Er hatte noch nie davon gehört.

»Dieses Buch wurde sechs Monate vor dem ersten Mord veröffentlicht.« Er öffnete es an einer eingemerkten Stelle und schob es über den Tisch. »Lesen Sie diese Absätze.« Der Detective setzte seine Discounterbrille auf und beugte sich vor.

Der Jäger wusste, dass die Stadt nun, da er einmal getötet hatte, wachsamer denn je sein würde. Ihre Seele würde nervöser sein, die kollektiven Nerven angespannt wie die Stahlfedern einer Tierfalle. Frauen würden nicht allein durch die

Straßen gehen, und die, die es taten, würden sich pausenlos nach einer möglichen Gefahr umsehen. Nur Narren würden noch einen Fremden in ihr Haus lassen, und der Jäger hatte keine Freude daran, Narren zu töten.

Also wartete er am Dienstagabend, bis es Zeit zum Schlafengehen war – gegen dreiundzwanzig Uhr -, und schlich dann in die Maple Street. Dort tränkte er das Dach eines abgestellten Cabrios mit Benzin und entzündete die beißend riechende, bernsteinfarbene Flüssigkeit. Ein mächtiges Zischen... Er versteckte sich in einem Gebüsch, beobachtete gebannt den Wirbel aus Flammen und schwarzem Rauch, der über dem sterbenden Wagen in den Himmel stieg, und wartete. Nach zehn Minuten donnerten Ungetüme von Feuerwehrautos die Straße entlang, und ihr Sirenengeheul lockte die Menschen aus den Häusern, weil sie sehen wollten, was es Aufregendes gab. Unter den Neugierigen auf dem Gehsteig befand sich auch eine junge, sittsame Blondine mit herzförmigem Gesicht namens Clara Steading. Sie war die Frau, die der Jäger besitzen musste – vollständig besitzen. Sie war die Inkarnation der Liebe, Amore persönlich, sie war Schönheit, sie war Leidenschaft... Und sie war außerdem völlig ahnungslos, was ihre Rolle als das Objekt seiner krankhaften Begierde anging. Clara fröstelte in ihrem Bademantel, während sie inmitten einer Traube aufgeregt schnatternder Nachbarn stand, die alle beobachteten, wie die Feuerwehrleute den Brand löschten und dem bestürzten Besitzer des Wagens, der einige Türen weiter wohnte, Trost zusprachen.

Schließlich begannen sich die Schaulustigen zu langweilen oder wurden von dem bitteren Geruch verbrannten Gummis und Kunststoffs abgeschreckt, und sie kehrten in ihre Betten, zu einem kleinen Mitternachtsimbiss oder ihrem geisttötenden Fernseher zurück. Ihre Wachsamkeit jedoch ließ nicht nach; sobald sie im Haus waren, verriegelten sie alle sorgfältig ihre Fenster und Türen, damit der Würger nicht etwa in ihrem Zuhause ein weiteres Mal zuschlug.

In Clara Steadings Fall hatte die Sorgfalt, mit der sie Riegel und Kette vorlegte, jedoch eine etwas andere Wirkung: Sie schloss den Jäger mit sich ein.

»Großer Gott«, murmelte Altman. »Genau so hat es sich im Fall Kimberly Banning abgespielt, genau so ist der Täter ins Haus gekommen. Er hat ein Auto angezündet.«

»Ein Cabrio«, ergänzte Wallace. »Und dann blätterte ich zurück und fand einige angestrichene Passagen. Eine handelte davon, wie sich der Mörder an sein erstes Opfer herangepircht hatte, indem er so tat, als würde er für die Stadt arbeiten und die Pflanzen in einem Park gegenüber der jungen Frau schneiden.«

Genauso hatte sich der Würger von Greenville an sein erstes Opfer, die hübsche Studentin, herangepircht.

Wallace wies auf mehrere andere Passagen, die mit Sternchen gekennzeichnet waren. Es gab auch Randnotizen. In einer hieß es: »Überprüfen. Wichtig.« Eine andere Notiz lautete: »Benutzte Ablenkung.« Und »Entsorgung der Leiche. Merken.«

»Der Mörder ist also ein Nachahmungstäter«, murmelte Altman. »Er hat den Roman zur Recherche benutzt.«

Was bedeutete, dass das Buchexemplar möglicherweise Hinweise enthielt, die zum Täter führten: Fingerabdrücke, Tinte, Handschrift. Deshalb die CSI-Handschuhe des Reporters.

Altman betrachtete die melodramatische Umschlagillustration des Romans – die gezeichnete Silhouette eines Mannes, der in das Fenster eines Hauses späht. Der Detective zog selbst Latexhandschuhe an und ließ das Buch in einen Beweismittelumschlag gleiten. Er nickte dem Reporter zu und sagte ein von Herzen kommendes: »Danke. Wir hatten seit mehr als acht Monaten keine Spur mehr in der Sache.«

Dann ging er in das Büro nebenan – das seines Assistenten, eines jungen Detectives mit Bürstenschnitt, der Josh Randall hieß – und wies diesen an, das Buch ins Bezirkslabor zur Analyse zu bringen. Als er zurückkam, saß Wallace immer noch erwartungsvoll auf dem harten Stuhl vor Altmans Schreibtisch.

Altman war nicht überrascht, dass er nicht gegangen war. »Und die Gegenleistung?«, fragte er. »Für Ihre gute Tat?«

»Ich will exklusiv berichten. Was sonst?«

»Dacht ich mir schon.«

Altman hatte theoretisch nichts dagegen. Kalte Fälle waren schlecht für das Image der Polizei, und einen zu lösen war gut für die Karriere eines Polizisten. Ganz davon zu schweigen, dass irgendwo immer noch ein Mörder frei herumlief. Er hatte Wallace jedoch nie gemocht, der auf eine unheimliche Weise ein bisschen wie außer Kontrolle wirkte und so aufreizend war, wie es Kreuzritter meist sind.

»Okay, Sie bekommen die Exklusivrechte. Ich halte Sie auf dem Laufenden.« Altman stand auf, hielt inne. Wartete, dass Wallace ging.

»Oh, ich gehe nirgendwohin, mein Freund.«

»Das ist eine offizielle Ermittlung...«

»Und es wäre keine ohne mich. Ich will diese Geschichte aus der Insidersicht schreiben. Meinen Lesern schildern, wie eine Mordermittlung aus Ihrer Sicht abläuft.«

Quentin Altman argumentierte noch ein wenig, aber letzten Endes gab er nach, weil er merkte, dass er keine Chance hatte. »Also gut. Aber stehen Sie mir nicht im Weg. Wenn Sie das tun, sind Sie raus.«

»Würde mir nicht einfallen.« Wallace runzelte ein unheimliches Aussehen in sein langes, langzahniges Gesicht. »Vielleicht erweise ich mich sogar als nützlich.« Falls es ein Witz gewesen war, hatte er ihn ohne Spur von Humor geäußert. Dann sah er zu dem Detective hinauf. »Und was machen wir nun als Nächstes?«

»Na ja, *Sie* fassen sich erst mal in Geduld. *Ich* werde die Akte des Falles noch einmal durchgehen.«

»Aber...«

»Immer mit der Ruhe, Wallace. So eine Ermittlung braucht seine Zeit. Lehnen Sie sich zurück, ziehen Sie Ihr Jackett aus. Genießen Sie unseren fantastischen Kaffee.«

Wallace blickte zu dem Schrank, der als Teeküche des Polizeireviers diente. Er verdrehte die Augen, und statt des unheilvollen Tons von vorhin ließ er nun ein Lachen hören. »Das ist ja lustig. Ich wusste gar nicht, dass man noch löslichen Kaffee kaufen kann.«

Der Detective blinzelte und wankte auf seinen schmerzenden Beinen den Flur entlang.

Quentin Altman hatte den Fall des Greenville-Würgers nicht bearbeitet. Er hatte ein wenig daran mitgewirkt – die ganze Polizeibehörde hatte irgendwie damit zu tun gehabt -, aber der leitende Beamte war Bob Fletcher gewesen, ein Sergeant, der seit einer Ewigkeit bei der Truppe war. Fletcher, der nicht wieder geheiratet hatte, seit seine Frau ihn vor einigen Jahren verließ, und kinderlos war, hatte nach der Scheidung sein ganzes Leben der Arbeit gewidmet und schien es sehr schwer zu nehmen, dass es ihm nicht gelungen war, den Fall zu lösen; der freundliche Mann hatte sogar eine hochrangige Position im Morddezernat aufgegeben und war ins Raubdezernat gewechselt. Altman freute sich nun für den Sergeant, dass es eine Chance gab, den Mörder festzunageln, den er nicht zu fassen bekommen hatte.

Altman spazierte mit der Nachricht über den Roman zum Raubdezernat und wollte sehen, ob Fletcher etwas darüber wusste. Der Sergeant war jedoch gerade im Außeneinsatz, deshalb hinterließ Altman eine Nachricht und tauchte dann in das vollgestopfte und bedrückend heiße Archiv ein. Er fand die Akten des Würger-Falls mühelos; die Ordner trugen rote

Streifen, eine herbe Erinnerung daran, dass der Fall zwar kalt, aber immer noch offen war.

Nach der Rückkehr in sein Büro lehnte er sich zurück, trank den, ja doch, scheußlichen löslichen Kaffee und las die Akte; Wallace kritzelte unterdessen pausenlos in seinen Stenoblock, und Altman bemühte sich, das nervtötende Kratzgeräusch zu überhören. Die Umstände des Mordes waren gut dokumentiert. Der Täter war in die Wohnungen zweier Frauen eingedrungen und hatte sie erwürgt. Es hatte keine Vergewaltigung, sexuelle Belästigung oder Verstümmelung nach dem Tod gegeben. Keine der Frauen war je von früheren Freunden verfolgt oder bedroht worden, und obwohl Kimberly kurz vor ihrem Tod Kondome gekauft hatte, wusste keiner ihrer Freunde etwas von einer Beziehung. Das andere Opfer, Becky Windham, war nach Aussage ihrer Familie seit über einem Jahr mit niemandem mehr zusammen gewesen.

Sergeant Fletcher hatte eine vorschriftsmäßige Untersuchung durchgeführt, aber die meisten Morde dieser Art, bei denen es weder Zeugen noch ein Motiv oder bedeutende Spuren am Tatort gibt, lassen sich nur mit Hilfe eines Informanten lösen – häufig ein Freund oder Bekannter des Täters. Doch trotz ausführlicher Berichterstattung in der Presse und Fernsehaufrufen des Bürgermeisters und Fletchers hatte sich niemand mit Informationen über mögliche Verdächtige gemeldet.

Eine Stunde später klappte Altman die nutzlose Akte gerade zu, als sein Telefon läutete. Das Labor hatte Vergrößerungen der Handschrift angefertigt und konnte diese jederzeit mit anderswo gefundenen Schriftproben vergleichen; ehe es solche gab, konnten die Beamten jedoch nichts unternehmen.

Die Techniker hatten auch überprüft, ob es Abdrücke gab – um festzustellen, ob der Täter zum Beispiel auf einer Seite etwas auf einen Notizzettel geschrieben hatte -, aber sie waren nicht fündig geworden.

Eine Ninhydrin-Analyse hatte insgesamt fast zweihundert latente Fingerabdrücke auf den drei Seiten mit Kennzeichnungen erbracht und weitere achtzig auf dem Schutzumschlag. Leider waren viele davon alt und unvollständig. Man hatte einige ausfindig gemacht, die ausgeprägt genug waren, um sie identifizieren zu können, und sie durch das zentrale Fingerabdruckarchiv des FBI in West Virginia laufen lassen, aber die Ergebnisse waren jeweils negativ gewesen.

Altman dankte dem Techniker frustriert und legte auf.

»Worum ging es gerade?«, fragte Wallace und blickte neugierig auf das Blatt, das vor Altman lag und sowohl Notizen zu dem eben geführten Gespräch enthielt wie auch eine Reihe zwanghafter Kritzeleien.

Der Detectiveklärte den Reporter über die forensischen Ergebnisse auf.

»Keine Spuren also«, fasste Wallace zusammen und machte eine Notiz, während der Polizist sich gereizt fragte, ob der Reporter es tatsächlich für nötig hielt, diese Beobachtung aufzuschreiben.

Als er den Zeitungsmann ansah, kam Altman eine Idee, und er stand abrupt auf. »Fahren wir.«

»Wohin?«

»Zu Ihrem Tatort.«

»Zu meinem?«, fragte Wallace und eilte dem Detective hinterher, der bereits aus der Tür war.

Die Bücherei nicht weit von Wallace' Wohnung, in der er sich den Roman *Zwei Tode in einer Kleinstadt* angesehen hatte, war die Filiale von Greenvilles Stadtteil Three Pines, so benannt, weil der Legende zufolge drei Kiefern in einem Park dort wundersamerweise den Brand von 1829 überlebt hatten, der die Stadt ansonsten restlos vernichtet hatte. Es war eine hübsche Gegend, hauptsächlich von Geschäftsleuten, Geistes-

arbeiten und Lehrern bewohnt; das College lag nicht weit entfernt (ebenjenes, an dem das erste Opfer studiert hatte).

Altman folgte Wallace ins Gebäude, der Reporter suchte die Filialleiterin und stellte sie dem Detective vor. Mrs. McGiver war eine schlanke Frau, die in modisches Grau gekleidet war; sie sah eher wie die leitende Angestellte eines Hightech-Unternehmens aus als wie eine Bibliothekarin.

Der Detective erklärte ihr den Verdacht, das Buch könnte von einem Nachahmungstäter als Vorlage für die Morde benutzt worden sein. Im Gesicht der Frau spiegelte sich Entsetzen, als ihr klar wurde, dass der Würger in ihrer Bücherei gewesen war. Vielleicht war es sogar jemand, den sie kannte.

»Ich hätte gern eine Liste aller Leute, die das Buch ausgeliehen haben.« Altman hatte auch die Möglichkeit bedacht, dass der Mörder es nicht ausgeliehen, sondern nur hier im Lesesaal durchgesehen hatte. Aber dann hätte er die Passagen in der Öffentlichkeit kennzeichnen müssen und wäre Gefahr gelaufen, dass Büchereiangestellte oder Besucher auf ihn aufmerksam wurden. Er war zu dem Schluss gekommen, der Würger konnte seine Hausaufgaben nur zu Hause gefahrlos gemacht haben.

»Ich will sehen, was ich finde.«

Altman hatte gedacht, es würde Tage dauern, diese Information zu beschaffen, aber Mrs. McGiver war nach zehn Minuten zurück. Der Detective spürte ein aufgeregtes Kribbeln im Magen, als er die Blätter in ihrer Hand sah, es war der Nervenkitzel der Jagd und die Vorfreude auf eine fruchtbare Spur.

Doch als er die Seiten durchblätterte, zog er die Stirn kraus. Sämtliche der rund dreißig Personen, die *Zwei Tode in einer Kleinstadt* ausgeliehen hatten, hatten es im letzten halben Jahr getan. Was sie jedoch brauchten, waren die Namen der Leute, die es *vor* den Morden vor acht Monaten ausgeliehen hatten. Er erklärte es der Bibliothekarin.

»Ach so, aber wir haben keine Aufzeichnungen, die so weit zurückreichen. Normalerweise hätten wir sie natürlich, aber vor etwa sechs Monaten wurde unser Computer mutwillig zerstört.«

»Mutwillig zerstört?«

Sie nickte und runzelte die Stirn. »Jemand hat Batteriesäure oder etwas Ähnliches in die Festplatten geschüttet. Damit waren sie ruiniert und alle unsere Aufzeichnungen vernichtet. Die Sicherungskopien ebenfalls. Ein Kollege von Ihnen hat den Fall bearbeitet, ich weiß nicht mehr, wer.«

»Von der Sache habe ich nichts mitbekommen«, sagte Wallace.

»Man hat nie herausgefunden, wer es war. Es war sehr ärgerlich, aber letzten Endes doch nur eine Unannehmlichkeit. Stellen Sie sich vor, er hätte die Bücher selbst zerstört.«

Altman fing Wallace' Blick auf. »Sackgasse«, sagte der Polizist verärgert. Dann wandte er sich wieder an die Bibliothekarin. »Wie sieht es mit den Namen aller Leute aus, die zu jenem Zeitpunkt einen Bibliotheksausweis hatten? Waren die ebenfalls im Computer gespeichert?«

Sie nickte. »Alle, die älter als sechs Monate sind, sind ebenfalls weg. Es tut mir leid.«

Er zwang sich zu einem Lächeln, dankte der Bibliothekarin und machte sich auf den Weg zur Tür. Doch plötzlich blieb er so abrupt stehen, dass Wallace beinahe auf ihn aufgelaufen wäre.

»Was ist?«, fragte der Reporter.

Altman beachtete ihn nicht und eilte zum Zentralschalter zurück. »Mrs. McGiver!«, rief er. »Einen Moment! Sie müssen etwas für mich herausfinden.«

Er erntete finstere Blicke und das eine oder andere harsche *Psst* von Lesern.

Andrew M. Carter, der Autor von *Zwei Tode in einer Kleinstadt*, wohnte in Hampton Station in der Nähe von Albany, etwa zwei Autostunden von Greenville entfernt.

Mrs. McGivers *Who's Who* der zeitgenössischen Krimiautoren verriet weder genaue Anschrift noch Telefonnummer, aber Altman hatte die Kfz-Zulassungsstelle angerufen, und diese hatte die entsprechenden Angaben besorgt.

Die Idee, die Altman beim Verlassen der Bücherei gekommen war, war die, dass der Mörder einen Fanbrief an Carter geschrieben haben könnte. Vielleicht hatte er geschrieben, um Bewunderung auszudrücken, vielleicht hatte er um weitere Informationen gebeten oder wollte wissen, wie der Autor seine Recherche betrieben hatte. Falls es so einen Brief gab, konnte der Handschriftenexperte bei der Spurensicherung mühelos die Verbindung zu den Anmerkungen im Buch herstellen, und wenn sie Glück hatten, dann hatte der Fan den Brief sogar mit seinem richtigen Namen unterschrieben und seine Adresse angegeben.

Altman drückte im Geiste die Daumen und rief bei dem Autor an. Eine Frau meldete sich. »Ja, bitte?«

»Hier ist Detective Altman von der Polizei Greenville«, sagte er. »Ich würde gern Andrew Carter sprechen.«

»Ich bin seine Frau«, antwortete die Stimme. »Er ist im Augenblick nicht zu sprechen.« Ihr nüchterner Tonfall ließ vermuten, dass das ihre automatische Antwort auf jede solche Anfrage war.

»Und wann wird er zu sprechen sein?«

»Es geht um die Morde, oder?«

»Das stimmt.«

Ein Zögern. »Die Sache ist die...« Sie senkte die Stimme, und Altman hatte den Verdacht, dass ihr nicht zu sprechender Ehemann im Zimmer nebenan war. »Es geht ihm in letzter Zeit nicht gut.«

»Das tut mir leid«, sagte Altman. »Ist es ernst?«

»Na, sicher ist es ernst«, erwiderte die Frau verärgert. »Als sich herumsprach, dass Andys Buch, nun ja, irgendwen dazu inspiriert hat, diese Mädchen zu töten, wurde er echt depressiv. Er hat sich völlig abgekapselt. Er hat aufgehört zu schrei-

ben.« Sie zögerte. »Er hat mit *allem* aufgehört. Er hat einfach aufgegeben.«

»Das muss schwer gewesen sein, Mrs. Carter«, sagte Altman teilnahmsvoll und dachte, dass der Reporter Wallace wohl nicht der Erste gewesen war, der sich fragte, ob das Buch einen Nachahmungstäter angeregt hatte.

»Sie können sich das gar nicht vorstellen. Ich sagte zu ihm, es sei reiner Zufall, dass diese Frauen so getötet wurden, wie er es in dem Buch beschrieben hat. Nichts als ein verrückter Zufall. Aber diese Reporter und, na, einfach *alle*, Freunde, Nachbarn... Sie erzählten in einem fort, dass Andy schuld sei.«

Sie würde sicher nicht gern hören, dachte Altman, dass das Buch ihres Mannes wahrscheinlich wirklich das Vorbild für die Morde gewesen war.

»In letzter Zeit ging es ihm wieder besser«, fuhr die Frau fort, »aber alles, was mit dem Fall zu tun hat, könnte ihn erneut zurückwerfen.«

»Das verstehe ich sehr gut, Madam, aber Sie müssen auch meine Lage sehen. Wir haben die Möglichkeit, den Mörder zu fassen, und Ihr Mann könnte eine echte Hilfe sein...«

Altman hörte, wie die Frau die Hand auf den Hörer legte und gedämpft mit jemandem sprach.

Er war nicht überrascht, als sie verkündete: »Mein Mann ist eben zurückgekommen. Ich gebe Sie weiter.«

»Hallo?«, meldete sich eine leise, ängstliche Stimme. »Hier ist Andy Carter.«

Altman identifizierte sich.

»Sind Sie der Polizist, mit dem ich vor einiger Zeit schon gesprochen habe?«

»Ich? Nein. Das wird wohl der Detective gewesen sein, der den Fall damals bearbeitet hat. Sergeant Bob Fletcher.«

»Richtig. So hieß er.«

Fletcher hatte also doch mit dem Autor gesprochen. Er erinnerte sich an keinen entsprechenden Vermerk in der Akte.

Er musste ihn übersehen haben. Er wiederholte, was er der Frau des Autors bereits gesagt hatte, und der Mann entgegnete sofort: »Ich kann Ihnen nicht helfen. Und offen gestanden, *will* ich es nicht ... Das war die schlimmste Zeit meines Lebens.«

»Das verstehe ich, Sir. Aber dieser Mörder läuft noch frei herum und...«

»Aber ich weiß doch gar nichts. Ich meine, was könnte ich Ihnen erzählen, das...«

»Wir besitzen möglicherweise eine Probe von der Handschrift des Mörders – wir haben in einer Ausgabe Ihres Buches Notizen gefunden, die von ihm stammen könnten. Und wir würden sie gern mit Fanbriefen vergleichen, die Sie eventuell bekommen haben.«

Es gab eine lange Pause. »Dann hat er mein Buch also tatsächlich als Vorlage benutzt«, flüsterte der Autor schließlich.

»Es sieht so aus, Mr. Carter«, antwortete Altman mit freundlicher Stimme. »Die angestrichenen Passagen betreffen die Vorgehensweise bei den beiden Morden. Und ich fürchte, sie sind identisch.«

Altman hörte lange Zeit nichts. »Alles in Ordnung, Sir?«, fragte er schließlich.

Der Autor räusperte sich. »Es tut mir leid. Ich kann Ihnen nicht helfen. Ich... es wäre einfach zu viel für mich.«

Quentin Altman erklärte jungen Beamten, die für ihn arbeiteten, häufig, Hartnäckigkeit sei die wichtigste Eigenschaft eines Detectives. Er sagte nun in ruhigem Ton: »Sie sind der Einzige, der uns helfen kann, dieses Buch zum Mörder zurückzuverfolgen. Er hat den Computer der Bibliothek zerstört, deshalb haben wir die Namen der Leute nicht, die es ausgeliehen haben. Es gibt auch keine Fingerabdrücke, die uns weiterhelfen... Ich will diesen Mann unbedingt fassen, Mr. Carter. Und ich vermute, Sie wollen es ebenfalls. Oder etwa nicht?«

Keine Antwort. Schließlich meldete sich die kraftlose Stimme wieder. »Wissen Sie, dass mir wildfremde Leute Zei-

tungsausschnitte über die Morde geschickt haben? Hunderte. Sie gaben *mir* die Schuld. Sie nannten mein Buch eine ›Blaupause für Mord‹. Ich musste anschließend einen Monat ins Krankenhaus, weil ich so deprimiert war... Ich soll diese Morde *herbeigeführt* haben! Verstehen Sie das nicht?«

Altman blickte zu Wallace und schüttelte den Kopf.

Der Reporter bedeutete ihm, er solle ihm den Hörer geben. Wieso nicht?, dachte Altman.

»Mr. Carter, hier ist jemand, mit dem ich Sie gerne sprechen lassen würde. Ich gebe Sie jetzt weiter.«

»Wer?«

Der Polizist reichte Wallace den Hörer, lehnte sich zurück und lauschte der einseitigen Unterhaltung.

»Guten Tag, Mr. Carter.« Das hagere Gesicht des Reporters hing tief über dem Apparat, und er hielt den Hörer mit erstaunlich langen, kräftigen Fingern. »Sie kennen mich nicht. Mein Name ist Wallace Gordon. Ich bin ein Fan Ihres Buches – es hat mir sehr gut gefallen. Ich bin Reporter bei der *Tribune* hier in Greenville... Ich weiß. Ich verstehe, wie Sie sich fühlen. Meine Kollegen überschreiten so manche Grenze. Aber so arbeite ich nicht. Und ich weiß, dass es Ihnen widerstrebt, sich in die Geschichte hineinziehen zu lassen. Sie haben sicherlich eine schwere Zeit durchgemacht, aber lassen Sie mich nur eines sagen: Ich bin kein so talentierter Romanautor wie Sie – ich bin nur ein mittelmäßiger Journalist -, aber ich habe das Schreiben zu meinem Beruf gemacht, und wenn es eine wichtige Überzeugung in meinem Leben gibt, dann die, dass wir die Freiheit haben, zu schreiben, was uns bewegt. Nun... Nein, lassen Sie mich bitte zu Ende reden, Mr. Carter. Ich höre, Sie haben nach den Morden aufgehört zu schreiben... Nun, dann waren Sie und Ihr Talent ebenso das Opfer dieser Verbrechen, wie es diese Frauen waren. Sie haben Ihr gottgegebenes Recht ausgeübt, sich auszudrücken, und es kam zu einem schrecklichen Vorfall. So würde ich diesen Verrückten betrachten: eine Tat Gottes. Sie können

diesen Frauen nicht mehr helfen. Aber Sie können sich und Ihrer Familie helfen, weiterzumachen... Und es gibt noch etwas zu bedenken: Sie haben es in der Hand, dafür zu sorgen, dass dieser Kerl niemandem mehr Schaden zufügt.«

Altman zog beeindruckt ob der Überredungskünste des Reporters eine Augenbraue hoch. Wallace lauschte eine Weile ins Telefon, nickte dann und sah Altman an. »Er will noch einmal mit Ihnen sprechen.«

Der Detective nahm den Hörer. »Ja?«

»Was genau sollte ich denn tun?«, kam die zögerliche Stimme durch die Leitung.

»Ich müsste nur die Fanpost durchgehen, die Sie wegen des Buchs bekommen haben.«

Ein bitteres Lachen. »Die Briefe, in denen ich beschimpft werde, meinen Sie. Solche habe ich nämlich hauptsächlich bekommen.«

»Was immer Sie bekommen haben. Wir sind vor allem an handschriftlichen Briefen interessiert, damit wir die Handschrift vergleichen können. Aber wir würden auch alle E-Mails gern sehen, die Sie erhalten haben.«

Eine Pause. Würde er doch noch zurückschrecken? »Ich werde ein, zwei Tage brauchen«, hörte ihn der Detective endlich sagen. »Ich habe gewissermaßen aufgehört... Sagen wir einfach, in meinem Arbeitszimmer herrschte zuletzt nicht die allergrößte Ordnung.«

»Kein Problem.« Altman erklärte dem Autor, wie er zum Polizeirevier fand, und bat ihn, Küchenhandschuhe zu tragen und die handgeschriebenen Briefe nur an den Ecken anzufassen, damit er keine Fingerabdrücke verwischte.

»In Ordnung«, sagte Carter bedrückt.

Altman fragte sich, ob er wirklich kommen würde. Er setzte dazu an, dem Schriftsteller zu sagen, wie sehr er seine Hilfe zu schätzen wisse, aber nach einem Moment merkte er, dass der Mann bereits aufgelegt hatte und er ins Leere redete.

Andy Carter fuhr tatsächlich nach Greenville.

Wie sich herausstellte, ähnelte er weder einem finsternen Künstler noch einer schillernden Berühmtheit, sondern sah aus wie jeder andere der weißen Männer mittleren Alters, die diese Region im Nordosten bevölkerten. Dichtes, ergrauendes Haar, ordentlich geschnitten. Leichter Bauchansatz (viel leichter als Altmans eigener, dank der Vorliebe des Polizisten für die Braten seiner Frau). Er trug kein Sakko mit Lederflecken am Ellenbogen oder sonstige Schriftstellerkleidung, sondern eine Windjacke von L. L. Bean, ein Polohemd und eine Cordhose.

Es war zwei Tage her, seit Altman mit Carter gesprochen hatte. Jetzt stand der Mann nervös im Büro des Polizisten, nahm den Kaffee, den ihm der junge Detective Josh Randall anbot, und nickte den Beamten und Gordon Wallace zu. Er zog seine Windjacke aus und warf sie auf einen freien Stuhl. Als sein Blick auf Altmans Schreibtisch fiel, blinzelte er, da er die Akte mit der Aufschrift *Banning, Kimberly – Mordfall # Nummer 13-04* sah. Ein gequälter Ausdruck huschte über sein Gesicht. Quentin Altman war froh, dass er die Fotos von der Leiche des Opfers ganz unten in die Mappe gelegt hatte.

Sie machten ein, zwei Minuten Small Talk, dann wies Altman mit einem Kopfnicken auf ein großes, weißes Kuvert in der Hand des Autors. »Sie haben Briefe gefunden, von denen Sie glauben, sie könnten hilfreich sein?«

»Hilfreich?«, fragte Carter und rieb sich die roten Augen. »Ich weiß nicht. Das müssen Sie entscheiden.« Er händigte dem Detective das Kuvert aus.

Altman öffnete das Kuvert, streifte Latexhandschuhe über und zog den Inhalt heraus. Es mussten an die zweihundert Blätter sein.

Der Detective führte die Männer in den Konferenzraum und breitete die Briefe auf dem Tisch aus. Randall gesellte sich zu ihnen.

Manche Briefe waren getippt oder am Computer geschrieben und ausgedruckt – aber sie waren unterschrieben und boten so eine kleine Handschriftenprobe des Absenders. Manche waren kursiv geschrieben, andere in Blockschrift. Sie standen auf vielen verschiedenen Sorten und Größen Papier, waren in vielerlei Tinten- und Kugelschreiberfarben verfasst. Auch mit Malkreiden.

Eine Stunde lang brüteten die Männer, alle mit Gummihandschuhen angetan, über den Briefen. Altman konnte die Bestürzung des Autors verstehen. Viele Briefe waren wirklich böse. Zuletzt unterteilte er sie in mehrere Stapel. Zuerst die E-Mails, von denen keine von einem potentiellen Mörder zu stammen schien. Zweitens die handgeschriebenen Briefe, die so wirkten, als seien sie die üblichen harmlosen Lesermeinungen. In keinen von diesen wurde nach Einzelheiten darüber gefragt, wie er für den Roman recherchiert habe, und sie wirkten auch sonst nicht belastend, wenngleich manche wütend und andere verstörend persönlich waren. (»Besuchen Sie uns doch mal in Sioux City, wenn Sie in der Stadt sind, dann verwöhnen meine Frau und ich Sie hinter dem Wohnwagen mit unserer Spezial-Ganzkörpermassasche.«)

»Igitt«, sagte der junge Randall.

Der letzte Stapel schließlich umfasste, wie Altman erklärte, »Briefe, die vernünftig, ruhig und vorsichtig waren... genau wie der Würger. Er ist ein sehr kontrollierter Täter, verstehen Sie. Er würde nie etwas verraten, indem er herumschwadroniert. Falls er Fragen hat, würde er sie höflich und vorsichtig stellen – er wird Einzelheiten wissen wollen, aber nicht zu viele; das würde Verdacht erregen.« Altman raffte diesen Stapel zusammen – es waren rund zehn Briefe – legte sie in einen Beweismittelumschlag und gab sie dem jungen Detective. »Sofort ins Bezirkslabor damit.«

Ein Mann streckte den Kopf zur Tür herein – Detective Bob Fletcher. Der ruhige, ausgeglichene Sergeant stellte sich

Carter vor. »Wir haben uns nie persönlich getroffen, aber ich habe Sie wegen des Falls angerufen«, sagte er.

»Ich erinnere mich.« Sie schüttelten einander die Hände.

Fletcher nickte wehmütig in Richtung Altman. »Er ist ein besserer Polizist als ich. Ich bin nie auf die Idee gekommen, der Mörder könnte Ihnen geschrieben haben.«

Der Sergeant, so stellte sich heraus, hatte nicht wegen Fanpost mit Carter Kontakt aufgenommen, sondern um zu fragen, ob seine Geschichte auf früheren echten Verbrechen basierte, weil er dachte, es könnte zwischen diesen und den Morden des Würgers einen Zusammenhang geben. Es war eine gute Idee gewesen, aber Carter hatte erklärt, die Handlung von *Zwei Tode* sei ein Produkt seiner Phantasie.

Der Blick des Sergeants fiel auf die Stapel von Briefen. »Hatten Sie Glück?«, fragte er.

»Wir müssen sehen, was das Labor herausfindet.« Altman nickte dann in Richtung des Autors. »Aber Mr. Carter war uns auf jeden Fall eine große Hilfe. Ohne ihn würde es jetzt sicher nicht weitergehen.«

Fletcher musterte Carter vorsichtig und sagte: »Ich muss zugeben, dass ich nie dazu kam, Ihr Buch zu lesen, aber ich wollte Sie immer gern kennenlernen. Ein richtig berühmter Schriftsteller. Ich glaube nicht, dass ich schon mal einem die Hand geschüttelt habe.«

Carter lachte verlegen. »Wenn ich mir meine Verkaufszahlen ansehe, kann es mit der Berühmtheit nicht sehr weit her sein.«

»Tja, ich weiß nur, meine Freundin hat Ihr Buch gelesen, und sie sagte, es sei der beste Thriller seit Jahren gewesen.«

»Das freut mich«, sagte Carter. »Ist sie in der Stadt? Ich könnte ihr Exemplar signieren.«

»Ach so«, erwiderte Fletcher zögernd. »Wir sind nicht mehr zusammen. Sie ist weggezogen. Aber danke für das Angebot.« Er ging zurück zum Raubdezernat.

Sie konnten im Augenblick nichts weiter tun, als auf die Laborergebnisse zu warten, deshalb schlug Wallace vor, dass sie auf einen Kaffee zu Starbucks gingen. Die Männer spazierte die Straße hinunter, bestellten und setzten sich mit ihren Getränken an einen Tisch. Wallace löcherte Carter, auf welche Weise er zum Romanautor geworden war, und Altman genoss einfach das Gefühl der warmen Sonne auf seinem Gesicht.

Die Pause der Männer endete jedoch eine Viertelstunde später abrupt, als Altmans Handy läutete.

»Detective«, meldete sich die begeisterte Stimme seines jugendlichen Assistenten Josh Randall, »wir haben eine Übereinstimmung! Die Handschrift in einem von Mr. Carters Fanbriefen stimmt mit den Anmerkungen an den Seitenrändern des Buchs überein. Die Tinte ist ebenfalls die gleiche.«

»Jetzt sagen Sie bloß noch, auf dem Brief stehen Name und Adresse.«

»Und ob sie draufstehen. Er heißt Howard Desmond. Und er wohnt drüben in Warwick.« Ein kleiner Ort, zwanzig Minuten von Greenville entfernt.

Der Detective wies seinen Assistenten an, möglichst viele Informationen über diesen Desmond zusammenzutragen. Dann klappte er sein Handy zu und verkündete grinsend: »Wir haben ihn gefunden. Wir haben unseren Nachahmungs-täter.«

Doch wie sich herausstellte, hatten sie ihn keineswegs.

Jedenfalls nicht in Fleisch und Blut.

Der zweiundvierzigjährige Single Howard Desmond, der als Tierpfleger arbeitete, hatte die Stadt vor einem halben Jahr in großer Eile verlassen. Eines Tages hatte er seinen Vermieter angerufen und erklärt, er ziehe aus. Er war praktisch über Nacht gegangen und hatte alles außer seinen Wertsachen zurückgelassen. Es gab keine Nachsendeadresse. Altman hoffte

erst, seine Hinterlassenschaft durchsehen zu können, aber der Vermieter erklärte, er habe alles verkauft, als Entschädigung für die entgangene Miete. Was sich nicht verkaufen ließ, hatte er weggeworfen. Der Detective rief die Behörden des Bundesstaats an, um zu sehen, ob sie Informationen über ihn hatten.

Altman sprach außerdem mit dem Tierarzt, in dessen Klinik Desmond gearbeitet hatte, und der Bericht des Doktors ähnelte dem des Vermieters. Desmond hatte im April angerufen und seinen Job mit sofortiger Wirkung gekündigt; er hatte angegeben, nach Oregon zu ziehen, um sich um seine betagte Großmutter zu kümmern. Er hatte nicht, wie angekündigt, noch einmal wegen einer Nachsendeadresse für seinen letzten Gehaltsscheck angerufen.

Der Tierarzt beschrieb Desmond als ruhig und liebevoll zu den Tieren, aber mit wenig Geduld für Menschen.

Altman nahm mit den Behörden in Oregon Kontakt auf und fand keine Howard Desmonds in den Akten der Zulassungsstellen oder in den Steuerlisten. Weitere Nachforschungen ergaben, dass alle Großeltern Desmonds – und seine Eltern ebenfalls – schon seit Jahren tot waren; die Geschichte von dem Umzug nach Oregon war offensichtlich vollkommen erlogen.

Die wenigen Verwandten, die der Detective ausfindig machte, bestätigten, dass er einfach verschwunden war und dass sie nicht wüssten, wo er stecken könnte. Ihre Einschätzung spiegelte die von Desmonds Chef wider: Sie beschrieben den Mann als intelligent, aber verschlossen, jemand, der erkennbar gerne las und sich häufig in Romanen verlor – angemessen für einen Mörder, der seine mörderische Inspiration aus einem Buch bezog.

»Was stand in seinem Brief an Carter?«, fragte Wallace.

Nachdem Altman durch Nicken sein Einverständnis signalisiert hatte, händigte Randall dem Reporter den Brief aus, der ihn dann laut zusammenfasste. »Er fragt, wie Mr. Carter für sein Buch recherchiert hat. Welche Quellen hat er benutzt?

Woher weiß er, wie ein Mörder am wirkungsvollsten tötet? Und er ist neugierig auf das geistige Rüstzeug eines Mörders. Wieso fällt es manchen Leuten leicht, zu töten, während andere unter keinen Umständen jemandem etwas antun könnten?«

Altman schüttelte den Kopf. »Kein Hinweis darauf, wo er stecken könnte. Wir geben seinen Namen in das National Crime Information Center und das Gewalttäterprogramm des FBI ein, aber er kann verdammt noch mal überall sein. Südamerika, Europa, Singapur...«

Da Bob Fletchers Abteilung wahrscheinlich die mutwillige Zerstörung in der Bücherei von Three Pines bearbeitet hatte, für die, wie sie nun sicher waren, Desmonds verantwortlich gewesen war, schickte Altman seinen Assistenten zu dem Sergeant, damit er sich nach Hinweisen erkundigte, die für ihre Ermittlung nützlich sein konnten.

Die anderen Männer starrten unterdessen schweigend auf Desmonds Leserbrief, als sei er eine Leiche und sie die Totenwache.

Altmans Handy läutete. Es war jemand vom Katasteramt des Bezirks, der erklärte, dass Desmonds ein kleines Ferienhaus etwa sechzig Meilen von Greenville entfernt besaß, am Lake Muskegon, in einer abgelegenen, bewaldeten Wildnis.

»Glauben Sie, er versteckt sich dort?«, fragte Wallace.

»Ich schlage vor, wir finden es heraus. Selbst wenn er inzwischen aus dem Bundesstaat verduftet ist, finden wir eventuell Hinweise darauf, wo er sein könnte. Flugtickets oder irgendwas vielleicht, Notizen, Nachrichten auf einem Anrufbeantworter.«

Wallace griff nach seinem Jackett und seinem Reporterblock. »Auf geht's.«

»Nein, nein, nein«, sagte Altman mit Bestimmtheit. »Sie haben die Exklusivrechte. Aber Sie nehmen nicht an einem gefährlichen Einsatz teil.«

»Nett, dass Sie sich um mich sorgen«, sagte Wallace in säuerlichem Ton.

»Vor allem will ich nicht von Ihrer Zeitung verklagt werden, falls Desmond beschließt, Sie als Zielscheibe zu benutzen.«

Der Reporter schaute böse und ließ sich in einen Bürostuhl sinken.

Josh Randall kam zurück und berichtete, dass Sergeant Bob Fletcher keine Informationen hinsichtlich der Zerstörung in der Bibliothek hatte, die ihnen helfen konnten.

Doch Altman antwortete: »Macht nichts. Wir haben eine bessere Spur. Ziehen Sie sich an, Josh.«

»Wohin fahren wir?«

»Aufs Land. Was sonst an einem so schönen Herbsttag wie heute?«

Der Lake Muskegon ist ein ausgedehntes, aber flaches Gewässer, gesäumt von Weiden, hohem Gras und hässlichen Kiefern. Altman kannte ihn nicht sehr gut. Er war mit seiner Familie im Lauf der Jahre ein paar Mal zu einem Picknick hier gewesen, und er und Bob Fletcher hatten einmal einen halbherzigen Angelausflug an den See unternommen, an den er sich nur noch vage erinnerte: graues, regengesprenkeltes Wasser und ein nahezu leerer Fischkorb am Ende des Tages.

Während er mit Randall durch die zunehmend menschenleere Landschaft nach Norden fuhr, gab er dem jungen Mann Instruktionen. »Also, ich bin mir zu neunundneunzig Prozent sicher, dass Desmond nicht dort ist. Aber was wir als Erstes tun werden, ist, in jedem Schrank nachsehen, ob er sich wirklich nirgendwo versteckt, und dann möchte ich, dass Sie draußen Wache stehen, während ich nach Hinweisen suche. Okay?«

»Klar, Boss.«

Sie fuhren an Desmonds überwucherter Einfahrt vorbei, verließen dann die Straße und stellten den Wagen in einer Gruppe breiter Forsythien ab.

Gemeinsam gingen die Männer die von Unkraut überwucherte Zufahrt zu dem »Ferienhaus« entlang, ein hochtrabender Name für das winzige, heruntergekommene Häuschen, das in einem meterhohen Meer aus Gras und Gestrüpp stand. Ein Pfad war durch das Blätterwerk geschlagen worden – irgendwer war kürzlich hier gewesen, aber es musste nicht Desmond gewesen sein. Altman war selbst einmal ein Teenager gewesen und wusste, dass nichts Jugendliche so anzieht wie leer stehende Häuser.

Sie zogen ihre Waffen, Altman hämmerte an die Tür und rief: »Aufmachen, Polizei.«

Schweigen.

Er zögerte einen Moment, fasste seine Waffe fester und trat die Tür ein.

Das offenbar menschenleere Häuschen war vollgestellt mit billigen, staubbedeckten Möbeln, und es wimmelte von erstarrten Herbstfliegen. Sie sahen sorgfältig in den vier winzigen Räumen nach, ohne eine Spur von Desmond zu entdecken. Draußen schauten sie in die Garage und sahen, dass sie leer war. Dann schickte Altman Randall zur Abzweigung der Zufahrt, wo er sich in den Büschen verstecken und melden sollte, wenn jemand käme.

Er selbst ging ins Haus zurück und begann nach Hinweisen zu suchen, wobei er sich fragte, ob sie ihre vielversprechende Spur schon wieder verloren hatten.

Zweihundert Meter von der Einfahrt zu Howard Desmonds Häuschen entfernt fuhr ein verbeulter, zehn Jahre alter Toyota auf das Bankett der Route 207 und kroch dann langsam in den Wald, sodass er von der Straße aus nicht mehr zu sehen war.

Ein Mann stieg aus, überzeugte sich, dass der Wagen gut versteckt war, und blickte mit zusammengekniffenen Augen in den Wald, um sich zu orientieren. Er bemerkte die Wasserlinie des braunen Sees links von sich und rechnete sich aus,

dass das Ferienhaus in der Zehn-Uhr-Position vor ihm liegen musste. Er schätzte, dass er durch das dichte Unterholz eine Viertelstunde brauchen würde, um hinzugelangen.

Damit blieb ihm nicht viel Zeit. Er würde sich beeilen müssen, ohne dabei zu viel Lärm zu machen.

Der Mann ging los, aber dann blieb er plötzlich stehen und klopfte sich auf die Tasche. Er war in solcher Hast aufgebrochen, dass er schon nicht mehr wusste, ob er einen bestimmten Gegenstand aus dem Handschuhfach geholt hatte. Ja, er war da.

Vornübergebeugt und sorgsam darauf bedacht, keine Zweige geräuschvoll zu knicken, setzte Gordon Wallace seinen Weg zu der Hütte fort, wo Detective Altman hoffentlich so in seine Polizeiarbeit vertieft sein würde, dass er nicht bemerkte, wie Wallace sich heranschlich.

Die Durchsuchung des Hauses förderte praktisch keinen Hinweis darauf zutage, dass Desmond in letzter Zeit hier gewesen wäre – oder wo er jetzt sein könnte. Quentin Altman fand ein paar Rechnungen und Belege über eingereichte Schecks. Aber die Adresse darauf war Desmonds Wohnung in Warwick.

Er beschloss, in der Garage nachzusehen, in der Hoffnung, etwas zu finden, das der Mörder aus dem Wagen geworfen und vergessen hatte – eine Wegbeschreibung vielleicht, eine Karte oder eine Quittung.

Altman entdeckte jedoch etwas weitaus Interessanteres; er fand Howard Desmond selbst.

Das heißt, seine Leiche.

Im selben Augenblick, in dem Altman die altmodischen Doppeltüren der Garage öffnete, nahm er den Geruch verwesenden Fleisches wahr. Er wusste, woher er stammen musste: von einer großen Kohlenkiste an der Rückwand. Er wappnete sich und klappte den Deckel auf.

In der Kiste befanden sich die größtenteils skelettierten Reste eines etwa ein Meter achtzig großen Mannes, der vollständig bekleidet auf dem Rücken lag. Er war seit etwa einem halben Jahr tot – etwa seit der Zeit von Desmonds Verschwinden.

Die DNA-Probe würde endgültig bestätigen, ob es sich um den Tierpfleger handelte, aber Altman entdeckte die Brieftasche des Mannes in dessen Hosentasche, und darin befand sich tatsächlich Desmonds Führerschein.

Der Schädel des Mannes war eingeschlagen worden; die Todesursache war wahrscheinlich eine Kopfverletzung, verursacht durch einen Schlag mit einem stumpfen Gegenstand. In der Kiste selbst fand sich keine Waffe, aber bei einer Durchsuchung der Garage entdeckte Altman einen schweren Hammer, der in einen Lumpen gewickelt war und am Boden eines Ölfasses voller Müll versteckt lag. An dem Hammer klebten ein paar Haare, die wie Desmonds aussahen. Altman legte ihn auf eine Werkbank und fragte sich, was zum Teufel hier vor sich ging,

Jemand hatte den Würger ermordet. Wer? Und warum? Rache?

Aber dann tat Altman etwas, das er besonders gut konnte – er ließ seiner Phantasie freien Lauf. Zu viele Detectives setzten sich eine Idee in den Kopf und brachten es nicht mehr fertig, über ihre ursprünglichen Schlussfolgerungen hinaus zu denken. Altman dagegen kämpfte immer gegen diese Neigung an, und er fragte sich nun: Was, wenn Desmond *nicht* der Würger war?

Sie wussten mit Sicherheit, dass er derjenige war, der die Passagen in der Büchereiausgabe von *Zwei Tode in einer Kleinstadt* angestrichen hatte. Aber was, wenn er es *nach* den Morden getan hatte? Der Brief, den Desmond an Carter geschrieben hatte, war nicht datiert. Vielleicht hatte er – genau wie der Reporter Gordon Wallace – das Buch nach den Morden gelesen und war über die Ähnlichkeit verblüfft gewesen.

Er hatte begonnen, auf eigene Faust zu ermitteln, der Würger hatte es bemerkt und ihn umgebracht.

Aber wer war dann der Mörder?

Genau wie Gordon Wallace es getan hatte...

In Altmans frei schweifenden Gedanken begann ein leises Klopfen, während Bruchstücke von Tatsachen auftauchten – Tatsachen, die alle mit dem Reporter zu tun hatten. Zum Beispiel war Wallace körperlich beeindruckend, schroff, aufbrausend. Zuweilen konnte er regelrecht bedrohlich wirken. Er war von Verbrechen besessen und kannte die Polizei und die forensischen Verfahrensweisen besser als die meisten Polizisten, was auch bedeutete, dass er wusste, wie man den Ermittlern einen Schritt voraus blieb (er hat sich neulich auch ganz schön mitten in den wieder eröffneten Fall gedrängt, dachte Altman). Wallace besaß ein Empfangsgerät, mit dem er den Polizeifunk abhören konnte, und wäre in der Lage gewesen, Gespräche über die Opfer zu belauschen. Seine Wohnung lag ein paar Straßen von dem College entfernt, in dem das erste Opfer getötet worden war.

Angenommen, überlegte der Detective, Desmond hatte die Passagen gelesen, war misstrauisch geworden und hatte sie angestrichen. Dann hatte er vielleicht ein paar Leute angerufen, um mehr über den Fall in Erfahrung zu bringen. Er könnte Wallace angerufen haben, der als Polizeireporter der *Tribune* eine naheliegende Quelle für weitere Informationen gewesen wäre.

Desmond hatte sich mit dem Reporter getroffen, der ihn dann getötet und die Leiche hier versteckt hatte.

Unmöglich... Wieso, zum Beispiel, hätte Wallace dann die Polizei auf das Buch aufmerksam gemacht?

Vielleicht, um einem Verdacht vorzubeugen?

Altman kehrte zu der widerlichen, improvisierten Gruft zurück, um sie weiter zu untersuchen und vielleicht auf Antworten zu stoßen.

Gordon Wallace erspähte Altman in der Garage.

Der Reporter war bis auf gut zehn Meter herangeschlichen und versteckte sich hinter einem Busch. Der Detective machte sich keine Gedanken darüber, ob jemand draußen war; er verließ sich offenbar auf Josh Randall, der mindestens dreißig Meter entfernt am Ende der Auffahrt stand und der Garage den Rücken zukehrte.

Schwer atmend in der herbstlichen Wärme, huschte der Reporter geduckt durch das Gras. Er hielt neben dem Gebäude und spähte zum Fenster an der Seite hinein. Altman stand vor einer Kohlenkiste an der Rückwand und blickte mit zusammengekniffenen Augen auf einen Gegenstand in seiner Hand.

Perfekt, dachte Wallace, griff in seine Tasche und schlich zu dem offenen Tor, von wo er absolut freie Schussbahn hatte.

Der Detective hatte etwas in Desmonds Brieftasche gefunden – eine Visitenkarte – und blickte darauf, als er hinter sich einen Zweig knacken hörte und sich erschrocken umdrehte.

Eine Gestalt stand im Eingang. Sie schien die Hände auf Brusthöhe zu halten.

Geblickt vom Gegenlicht, keuchte Altman: »Wer...?«

Ein greller Blitz erfüllte den Raum.

Der Detective taumelte rückwärts und griff nach seiner Pistole.

»Verdammt«, hörte er eine Stimme, die er kannte.

Altman kniff die Augen zusammen. »Wallace, Sie gottverdammter Hurensohn! Was zum Teufel tun Sie hier?«

Der Reporter schaute finster und hielt seine Kamera in die Höhe. »Ich wollte einen Schnappschuss von Ihnen bei der Arbeit machen. Aber Sie haben sich umgedreht. Sie haben alles ruiniert.«

»Ich habe es ruiniert? Ich habe Ihnen verboten, hierherzukommen. Sie können nicht...«

»Ich habe das verfassungsmäßige Recht, hier zu sein«, brauste Wallace auf. »Pressefreiheit.«

»Und ich habe das Recht, Ihren Arsch ins Gefängnis zu verfrachten. Das hier ist ein Tatort.«

»Deshalb will ich die Bilder ja haben«, antwortete der Reporter gereizt. Dann runzelte er die Stirn. »Was ist das für ein Geruch?« Er ließ die Kamera sinken und begann flacher zu atmen. Er sah aus, als sei ihm übel.

»Das ist Desmond. Er wurde ermordet. Er liegt in der Kohlenkiste.«

»Er wurde ermordet? Dann ist er also nicht der Mörder?«

Altman setzte sein Funkgerät an den Mund. »Wir haben Besucher hier hinten«, bellte er hinein.

»Was?«, kam Randalls Antwort.

»Wir sind in der Garage.«

Der junge Beamte kam einen Moment später angetrabt und sah Wallace verächtlich an. »Wo zum Teufel kommen Sie her?«

»Wie konnte er an Ihnen vorbeikommen?«, fuhr Altman seinen jungen Kollegen an.

»Er kann nichts dafür«, sagte der Reporter und schauderte von dem Geruch. »Ich habe ein Stück entfernt geparkt. Wie wär's, wenn wir ein bisschen an die frische Luft gingen?«

In seiner Verärgerung empfand Altman eine perverse Freude an dem Unbehagen des Zeitungsmanns. »Ich sollte Sie ins Gefängnis werfen.«

Wallace hielt die Luft an und ging mit erhobener Kamera auf die Kohlenkiste zu.

»Denken Sie nicht mal dran«, knurrte Altman und zog ihn zurück.

»Wer war es?«, fragte Randall und wies mit einem Kopfnicken auf die Leiche.

Altman sagte nicht, dass er noch vor einem Augenblick tatsächlich Wallace selbst in Verdacht gehabt hatte. Unmittelbar vor dem Zwischenfall mit dem Fotoversuch hatte er jedoch

einen verblüffenden Hinweis auf den wahrscheinlichen Mörder Desmonds – und der beiden Frauen – gefunden. Er hielt eine Visitenkarte in die Höhe. »Die habe ich bei seiner Leiche gefunden.«

Auf der Karte stand: »Detective Sergeant Robert Fletcher, Greenville Police Department.«

»Bob?«, flüsterte Randall schockiert.

»Ich will es nicht glauben«, murmelte Altman langsam, »aber vorhin im Büro sagte er nichts davon, dass er Desmond auch nur kannte, geschweige denn, dass er ihn einmal getroffen hat.«

»Stimmt.«

»Und Bob macht doch immer diese Metallarbeiten«, fuhr er fort und wies auf den Hammer. »Es ist sein Hobby. Der könnte ihm gehören.«

Randall betrachtete die Mordwaffe voller Unbehagen.

Altman's Herz hämmerte wütend ob des Verrats. Er spekulierte, was passiert sein könnte. Fletcher hatte den Fall absichtlich verpatzt – weil er selbst der Täter war. Wahrscheinlich hatte er alle Hinweise vernichtet, die zu ihm führten. Ein Einzelgänger, mit mehreren kurzen, problematischen Beziehungen, besessen von Gewalt, Militärgeschichte, Artefakten und Jagd... Er hatte sie angelogen, dass er *Zwei Tode* nicht gelesen habe, sondern es als Vorlage für die Morde an den beiden Frauen benutzt. Dann – *nach* den Morden – hatte Desmond zufällig ebenfalls das Buch gelesen, die Passagen angestrichen und, als guter Bürger, Kontakt mit dem zuständigen Ermittler aufgenommen, der niemand anderer war als der Mörder selbst. Der Sergeant hatte ihn getötet, die Leiche hier abgeladen und dann den Büchereicomputer zerstört. Natürlich hatte er nie den ernsthaften Versuch gemacht, die mutwillige Zerstörung zu untersuchen.

Plötzlich kam Altman ein beunruhigender Gedanke. Er wandte sich an den Reporter: »Wo war Fletcher, als Sie das Büro verließen? Haben Sie ihn im Revier gesehen?« Die

Hand des Detectives ging zu seiner Pistole, er ließ den Blick über das hohe Gras schweifen und fragte sich, ob der Sergeant ihm hierher gefolgt war und sie ebenfalls töten wollte. Fletcher war ein meisterhafter Gewehrschütze.

Wallace antwortete jedoch: »Er war mit Andy Carter im Besprechungszimmer.«

O nein! Altman begriff, dass nicht sie allein in Gefahr waren – auch der Autor war ein Zeuge und damit ein potenzielles Opfer Fletchers. Altman griff nach seinem Handy und rief die Telefonzentrale im Revier an. Er fragte nach Carter.

»Er ist nicht hier«, antwortete die Dienst habende Beamtin.

»Was?«

»Es wurde spät, und er beschloss, sich für die Nacht ein Hotelzimmer zu nehmen.«

»In welchem Hotel?«

»Ich glaube, es war das Sutton Inn.«

»Haben Sie die Nummer?«

»Ja, natürlich. Aber dort ist er im Moment nicht.«

»Wo ist er dann?«

»Er ist essen gegangen. Ich weiß nicht, wohin, aber wenn Sie ihn sprechen müssen, rufen Sie einfach Bob Fletcher auf seinem Handy an. Die beiden sind zusammen gegangen.«

Noch zwanzig Minuten bis zur Stadt, wenn sie doppelt so schnell fahren wie erlaubt.

Altman versuchte erneut, Fletcher auf seinem Handy zu erreichen, aber der Sergeant ging nicht ran. Viel konnte Altman ohnehin nicht tun, höchstens dem Sergeant gut zureden, dass er aufgeben solle, ihn anflehen, Carter nicht zu töten. Er betete, dass es nicht bereits zu spät war.

Noch ein Versuch. Wieder keine Antwort.

Er schoss über die Kreuzung mit der Route 202 und hätte fast einen der in diesem Landstrich allgegenwärtigen Milchtanker gestreift.

»Oh, das war knapp!«, flüsterte Randall und nahm die schweißnassen Hände vom Armaturenbrett, während der Lkw hinter ihnen wütend hupte.

Altman wollte gerade erneut Fletchers Nummer wählen, als eine Stimme aus dem Sprechfunk des Wagens schepperte. »An alle Einheiten. Berichte von Schüssen an der Route Eins-zwanzig-acht, westlich von Ralphs Lebensmittelladen. Ich wiederhole, es gab Schüsse. Alle Einheiten bitte Folge leisten.«

»Glauben Sie, das sind sie?«

»Wir sind drei Minuten entfernt. Wir werden es gleich wissen.« Altman gab ihre Position bekannt und trat das Gaspedal durch. Der Wagen beschleunigte auf hundertseibzig.

Nach einer kurzen, nervenaufreibenden Fahrt schoss der Wagen über eine Hügelkuppe. »Schauen Sie!«, rief Randall atemlos.

Altman sah Bob Fletchers Dienstfahrzeug halb auf, halb neben der Straße stehen. Er hielt mit blockierenden Reifen in der Nähe, und die beiden Beamten sprangen aus dem Wagen. Wallace, der illegalerweise mit gleicher Geschwindigkeit im Schlepptau von Blaulicht und Sirene hinter ihnen hergerast war, hielt ein Stück hinter ihnen. Der Reporter überhörte Altmans Rufe, er solle im Wagen bleiben, und sprang ebenfalls auf die Straße.

Altman spürte, wie ihn Randall am Arm packte. Der junge Beamte zeigte auf etwas, das rund fünfzehn Meter entfernt auf dem Bankett lag. Im schwindenden Licht konnten sie mit Mühe Andrew Carter mit dem Gesicht nach unten in einer Blutlache liegen sehen.

Verdammt! Sie waren zu spät gekommen. Fletcher hatte den Schriftsteller der Liste seiner Opfer hinzugefügt.

Altman ging neben dem Wagen in die Hocke und flüsterte Randall zu: »Gehen Sie in diese Richtung die Straße entlang, und halten Sie nach Fletcher Ausschau. Er muss irgendwo in der Nähe sein.«

Dann lief er gebückt in Richtung des leblosen Autors, wobei er das Gebüsch zu seiner Linken mit den Augen überflog. Plötzlich hielt er erschrocken den Atem an. Da saß Fletcher auf dem Boden, mit einer Flinte in der Hand.

»Vorsicht!«, schrie er Randall zu und warf sich flach auf die Erde. Doch als er seine Waffe in Richtung Fletcher schwang, bemerkte er, dass sich der Sergeant nicht bewegte. Er richtete den Strahl seiner Taschenlampe auf ihn. Fletchers Augen waren glasig, auf seiner Brust leuchtete ein Blutfleck.

Wallace hatte sich unterdessen über Carter gebeugt. »Er lebt!«, rief der Reporter.

Der Detective stand auf, zog die Schrotflinte aus Fletchers leblosen Händen und trabte zu dem Schriftsteller. Fletcher hatte ihn angeschossen, er war bewusstlos.

»Bleiben Sie bei uns, Andy!«, rief Altman und presste die Hand auf die blutende Bauchwunde des Mannes. Auf der Kuppe war Blaulicht zu sehen, der Klang der Sirenen kam stetig näher. »Halten Sie durch«, flüsterte er Carter ins Ohr, »halten Sie durch, alles wird gut...«

Sein Buch hatte ihm das Leben gerettet, erklärte der Autor mit einem Lachen, das sich in ein Zusammenzucken verwandelte.

Es war der nächste Morgen; Quentin Altman und Carters Frau, eine hübsche Blondine mittleren Alters, standen an seinem Bett im Krankenhaus von Greenville. Fletchers Kugel hatte kein lebenswichtiges Organ getroffen, aber eine Rippe gebrochen, und der Autor hatte trotz der Medikamente starke Schmerzen.

Carter erzählte ihnen, was am Abend zuvor passiert war. »Fletcher schlug vor, dass wir zusammen essen gingen, er würde ein Lokal auf dem Land kennen, wo es ein gutes Barbecue gäbe. Wir fuhren diese verlassene Straße entlang, und ich redete von *Zwei Tode* und sagte, das sei genau die Art Straße, die ich bei der Szene vor Augen hatte, als der Jäger

sein erstes Opfer verfolgt, nachdem er es bei McDonald's gesehen hatte. Darauf erwiderte Fletcher, *er* habe sich vorgestellt, dass die Straße durch Maisfelder führt, nicht durch Wald.«

»Aber er hatte zuvor behauptet, er habe das Buch nicht gelesen«, bemerkte Altman.

»Genau... Er merkte, dass er sich verplappert hatte, und wurde sehr still. Ich dachte, da stimmt etwas nicht, und war schon fast im Begriff, aus dem Wagen zu springen. Aber dann zieht er seine Pistole, und ich greife danach, aber er schießt mich trotzdem an. Ich strecke meinen Fuß aus und trete auf die Bremse. Wir kommen von der Straße ab, und er schlägt mit dem Kopf gegen das Fenster oder was. Ich entreiße ihm die Pistole und lasse mich aus dem Wagen fallen. Ich krieche in Richtung Gebüsch, um mich zu verstecken, aber ich sehe, wie er die Schrotflinte aus dem Kofferraum holt. Er kommt auf mich zu, und ich erschieße ihn.« Er schüttelte den Kopf. »Mann, wenn er das mit dem Buch nicht gesagt hätte, ich hätte nicht gewusst, was er vorhatte.«

Da Altman in den Zwischenfall verwickelt gewesen war, übernahm ein anderer Detective die Untersuchung der Schießerei, und dieser berichtete, die forensischen Befunde würden Carters Geschichte bestätigen. Schmauchspuren an Fletchers Hand bewiesen, dass er die Pistole abgefeuert hatte, und eine Kugel mit Carters Blut daran steckte in der Beifahrertür des Wagens. Die Indizien überführten Fletcher auch tatsächlich als den Würger von Greenville. Die Fingerabdrücke des Sergeants befanden sich auf dem Hammer aus Desmonds Garage, und eine Durchsuchung seines Hauses förderte mehrere Stücke Wäsche und Strümpfe zutage, die den Opfern gehört hatten. Die Ermordung Desmonds und der versuchte Mord an Carter sollten dazu dienen, seine ursprünglichen Verbrechen zu vertuschen. Aus welchem Motiv aber hatte der Sergeant die beiden Frauen in Greenville getötet? Vielleicht war die Wut darüber, dass ihn seine Frau verlassen hatte, übergekocht.

Vielleicht hatte er eine heimliche Affäre mit einem der Opfer gehabt, die in die Brüche gegangen war, und er hatte beschlossen, ihren Tod als zufällige Gewalttat zu inszenieren. Vielleicht würden eines Tages die Hintergründe der Taten ans Licht kommen.

Oder aber, überlegte Altman, sie würden anders als in Kriminalromanen nie erfahren, was den Mann dazu getrieben hatte, die Grenze zu der dunklen Welt der Mörder zu überschreiten, die er früher einmal gejagt hatte.

Just in diesem Moment betrat Gordon Wallace mit federn- den Schritten das Krankenzimmer. »Frisch aus der Presse«, sagte er und überreichte Carter eine Ausgabe der *Tribune*. Wallace' Artikel über die Lösung des Würger-Falles zierte die Titelseite.

»Behalten Sie die«, sagte er. »Als Souvenir.«

Carters Frau dankte ihm, faltete die Zeitung zusammen und legte sie mit einer Geste beiseite, als sei sie nicht unbedingt an Erinnerungsstücken an diese schwierige Episode in ihrem Leben interessiert.

Quentin Altman ging zur Tür, und als er schon halb aus dem Zimmer war, drehte er sich noch einmal um. »Ach ja, eines noch, Andy – wie geht Ihr Buch eigentlich aus? Findet die Polizei den Jäger?«

Carter setzte zu einer Antwort an, hielt jedoch inne und grinste. »Wissen Sie was, Detective – wenn Sie das herausfinden wollen, müssen Sie sich schon ein Exemplar kaufen.«

Mehrere Tage später schlüpfte Andrew Carter aus seinem Bett, wo er seit drei Stunden hellwach gelegen hatte. Es war zwei Uhr nachts.

Er warf einen Blick auf seine friedlich schlafende Ehefrau und humpelte mit Hilfe seines Stocks zum Schrank, wo er eine alte ausgewaschene Jeans, Turnschuhe und ein Sweatshirt mit dem Aufdruck Boston University anzog – die Kluft,

die ihm beim Schreiben immer Glück brachte, und die er seit mehr als einem Jahr nicht mehr angelegt hatte.

Die Schusswunde schmerzte immer noch, als er langsam zu seinem Arbeitszimmer ging. Er machte Licht und setzte sich an seinen Schreibtisch, dann schaltete er den Computer ein und starrte lange auf den Schirm.

Plötzlich begann er zu schreiben. Am Anfang war er unbeholfen beim Tippen, erwischte zwei Tasten auf einmal oder verfehlte die beabsichtigte Taste völlig. Im Lauf der Stunden kehrte seine Geschicklichkeit jedoch wieder, und bald flossen die Worte schnell und fehlerfrei aus seinen Gedanken auf den Schirm.

Als der Himmel in rosagrauem Licht zu leuchten begann und das Handytrillern eines Morgenvogels aus dem frischen Stechpalmenbusch vor seinem Fenster ertönte, hatte er die Geschichte vollständig beendet – neununddreißig Seiten mit doppeltem Zeilenabstand.

Er ging mit dem Cursor zum Beginn des Dokuments zurück, dachte über einen geeigneten Titel nach und tippte: *Der Nachahmungstäter*.

Dann lehnte sich Andy Carter in seinem bequemen Sessel zurück und las sein Werk sorgfältig von Anfang bis Ende durch.

Die Geschichte begann damit, dass ein Reporter in einem Kriminalroman einige gekennzeichnete Passagen entdeckt, die verblüffende Ähnlichkeit mit zwei tatsächlich geschehenen Morden aufweisen. Der Reporter bringt das Buch zu einem Detective, der folgert, dass der Mann, der die Absätze angestrichen hat, der Mörder sein muss, ein Nachahmungstäter, durch das Buch zum Töten angeregt.

Bei der Wiederaufnahme des Falles sichert sich der Detective die Hilfe des Romanautors, der sich widerwillig dazu bereit erklärt und der Polizei einige Leserbriefe bringt, von denen einer zum mutmaßlichen Täter führt.

Doch als die Polizei der Spur des Verdächtigen bis zu dessen Sommerhaus folgt, stellt sie fest, dass *er* ebenfalls ermordet wurde. Er war gar nicht der Killer, sondern hatte die Passagen in dem Buch vermutlich deshalb angestrichen, weil ihn, genau wie den Reporter, die Ähnlichkeit zwischen Roman und wirklichen Verbrechen verblüffte.

Ein großer Schock wartet auf den Detective: Er findet bei der Leiche des Lesers Hinweise, dass ein Sergeant der örtlichen Polizei der wahre Mörder war. Der Autor, der zu diesem Zeitpunkt zufällig mit genau diesem Polizisten zusammen ist, wird beinahe von ihm getötet, schafft es aber, ihm die Waffe zu entreißen und den Mann in Notwehr zu erschießen.

Fall abgeschlossen.

Wenigstens scheint es so ...

Doch Andy Carters Geschichte endete nicht an dieser Stelle. Er fügte noch eine Wendung hinzu. Die Leser erfahren ganz zum Schluss, dass der Sergeant unschuldig war. Er war vom echten Würger hereingelegt worden.

Der niemand anderes als der Autor selbst ist.

Da er nach Veröffentlichung seines ersten Romans von einer Schreibblockade heimgesucht wurde und es ihm nicht möglich war, einen zweiten folgen zu lassen, war der Autor in den Wahn abgeglitten. Verzweifelt und geistig krank, kam er zu der Überzeugung, er könnte seine Schreibtätigkeit wieder in Gang setzen, indem er Szenen aus seinem Roman nachspielte, und so verfolgte und tötete er zwei Frauen auf exakt die gleiche Weise, wie es sein fiktiver Bösewicht getan hatte.

Die Morde beleben seine Fähigkeit zum Schreiben jedoch nicht wieder, und er versinkt noch tiefer in Depressionen. Und dann wendet sich zu allem Überfluss auch noch dieser Fan an ihn, der wegen der Ähnlichkeiten zwischen gewissen Passagen im Roman und den echten Verbrechen misstrauisch geworden ist. Der Autor hat keine Wahl: Er trifft sich mit dem Fan in dessen Häuschen am See und erschlägt ihn. Dann versteckt er die Leiche in der Garage und vertuscht das Ver-

schwinden des Mannes, indem er sich als dieser ausgibt und seinem Chef und Vermieter mitteilt, dass er überraschend die Stadt verlasse.

Der Autor wähnt sich in Sicherheit. Doch seine Zufriedenheit währt nicht lange. Auftritt der Reporter, der die unterstrichenen Passagen gefunden hat, und die Ermittlungen beginnen erneut. Die Polizei ruft an und bittet ihn um Leserbriefe. Der Autor weiß, er ist nur dann sicher, wenn er der Polizei einen Sündenbock präsentieren kann. Er stimmt also einem Treffen mit der Polizei zu – tatsächlich trifft er jedoch einen Tag vor der vereinbarten Zusammenkunft mit dem Detective in der Stadt ein. Er bricht in das Haus des Sergeants ein, deponiert belastende Kleidungsstücke, die aus den Häusern der ermordeten Frauen stammen, und stiehlt einen Hammer und eine Visitenkarte des Sergeants. Dann fährt er hinaus zu dem Haus am See, wo die versteckte Leiche liegt, zertrümmert mit dem Hammer den Schädel des verwesenen Körpers und versteckt den Hammer zusammen mit einigen Haaren des Toten in einem Ölfass. Die Visitenkarte steckt er in die Brieftasche. Am nächsten Tag taucht er mit dem Leserbrief, der zu dem Häuschen am See – und letzten Endes zu dem Sergeant – führt, auf dem Polizeirevier auf.

Der Autor, der den ahnungslosen Sergeant bittet, mit ihm essen zu fahren, greift sich dessen Pistole, zwingt ihn, anzuhalten und auszusteigen. Dann erschießt er ihn, legt die Pistole neben die Hand des toten Polizisten und feuert in den Wald, damit Schmauchspuren an die Finger des Mannes gelangen (Krimiautoren wissen genauso viel über Forensik wie die meisten Polizisten). Der Autor holt die Flinte aus dem Kofferraum, lässt sie bei dem Sergeant und steigt dann wieder in den Streifenwagen, wo er tief Luft holt und sich selbst so oberflächlich wie möglich in den Bauch schießt.

Dann kriecht er auf die Straße, um auf ein vorbeikommendes Fahrzeug zu warten, das ihnen zu Hilfe kommt.

Die Polizei nimmt ihm die ganze Geschichte ab.

In der letzten Szene kehrt der Autor nach Hause zurück, um seine schriftstellerische Arbeit wieder aufzunehmen, nachdem er buchstäblich ungestraft mit einem Mord davongekommen ist.

Als Carter die Geschichte zu Ende gelesen hatte, klopfte sein Herz heftig vor Stolz und Aufregung. Sicher, es gab noch das eine oder andere zu feilen, aber angesichts der Tatsache, dass er seit über einem Jahr kein Wort mehr geschrieben hatte, war es eine grandiose Leistung.

Er war wieder ein Schriftsteller.

Das einzige Problem war, dass er die Geschichte nicht veröffentlichen konnte. Er konnte sie nicht einmal auch nur einem Menschen *zeigen*.

Und das aus einem einzigen Grund: Sie war keine Fiktion; jedes Wort traf zu. Andy Carter selbst war der mörderische Schriftsteller.

Doch es kommt überhaupt nicht darauf an, sie zu veröffentlichen, dachte er, während er die ganze Geschichte in seinem Computer wieder löschte. Was zählte, war, dass es ihm mit dieser Geschichte gelungen war, seine Schreibblockade so rücksichtslos und wirksam zu beseitigen, wie er Bob Fletcher, Howard Desmond und die beiden Frauen in Greenville ermordet hatte. Und was noch besser war, er wusste, wie er eine erneute Schreibblockade künftig umging: Er würde ab jetzt keine erfundenen Romane mehr verfassen, sondern seiner wahren Bestimmung als Autor folgen: echte Verbrechen.

Was für eine perfekte Lösung! Er würde nie mehr um Ideen verlegen sein; Fernsehen, Zeitschriften und Tagespresse würden für Dutzende von Geschichten sorgen, aus denen er wählen konnte.

Und, überlegte er, während er nach unten humpelte, um sich eine Kanne Kaffee zu machen, falls sich herausstellte, dass es keine Verbrechen gab, die ihn besonders interessierten... Nun, Andy Carter wusste, dass er absolut dazu fähig

war, die Dinge selbst in die Hand zu nehmen und höchstpersönlich ein bisschen Inspiration zu erzeugen.

Der Voyeur

Er hatte natürlich nicht ernsthaft eine Chance auf sie.

Sie spielte in einer ganz anderen Liga.

Dennoch konnte Rodney Pullman, vierundvierzig sowohl an Jahren als auch an Jeansweite, nicht anders: Er fühlte sich verführt vom Anblick der Bewohnerin in Haus Nummer 10B, seit sie vor einem halben Jahr in seinen Wohnblock in Santa Monica eingezogen war. Ein bisschen träumen darf ein Mann ja wohl noch, oder?

Mit gebündelten Hoffnungen, aber mit diffuser Energie war Pullman vor zwei Jahren von Des Moines nach L. A. gezogen, um Filmproduzent zu werden, und hatte monatelang die Glitzerstadt mit seinem Lebenslauf überschwemmt. Die Ergebnisse waren nicht der Rede wert gewesen, und er hatte schließlich gefolgert, dass Erfolg beim Verkauf von Autos und Klimaanlageanlagen im Mittleren Westen noch keine Türen zu Unternehmen öffneten, zu deren Produkten TomKat, George Clooney und J-Lo gehören.

Doch trotz der Zurückweisung verfiel Pullman in das Lebensgefühl Kaliforniens, wie er seinen Eltern immer schrieb. Sicher, die Leute hier waren ein wenig oberflächlicher als in Iowa, und gelegentlich war ihm, als triebe er ziellos dahin. Aber was für ein Ort, um sich treiben zu lassen! Es war das gelobte Land – breite Highways, seidener Dunst am Strand, Sand zwischen den Zehen, gewaltige Kinopaläste und Januar-tiefstwerte, die der Durchschnittstemperatur eines typischen Maitags in Des Moines entsprachen.

Pullman ging achselzuckend über sein Scheitern, ein Film-mogul zu werden, hinweg, nahm einen Job als Manager eines

Buchkettenladens in Westwood an und machte sich ein angenehmes Leben.

Er war zufrieden.

Na ja, fast. Da war allerdings die Sache mit seinem Liebesleben ...

Ach ja.

Pullman war seit zehn Jahren von einer Frau geschieden, die er unmittelbar nach dem College geheiratet hatte. Nach der Trennung hatte er sich zwar mit einigen Frauen getroffen, aber feststellen müssen, dass es nicht leicht war, eine ernsthafte Verbindung zu knüpfen. Keine der Frauen, mit denen er ausging, zumeist Blind Dates, kannte sich groß mit Filmen aus, der wahren Leidenschaft in seinem Leben. (Hach, das gibt's doch nicht, Rod, ich liebe die Klassiker ebenfalls. *Titanic*, zum Beispiel, hab ich bestimmt schon hundertmal gesehen... Und jetzt erzähl mal von diesem Orbison Welles, den du vorhin erwähnt hast.) Im Allgemeinen liefen die Gespräche darauf hinaus, dass sie ihn mit Prahlereien über ihre Kinder langweilten oder lang und breit davon schwafelten, wie schlecht ihre Ex-Männer sie behandelt hatten. Seine Bekanntschaften neigten außerdem dazu, sich in wenig glamourösen Läden wie Gap oder L. L. Bean einzukleiden, und waren zumeist – wie sollte er sagen? – von solidem mittelwestlichem Körperbau.

Oh, er war auch ein paar attraktiven Frauen begegnet – wie etwa Sally Vaughn, immerhin Kandidatin um den Titel der Miss Iowa 2002 -, aber diese Beziehung führte nie irgendwohin, und nach ihr hatte er, was Mädchen anging, ein Verlangen nach grüneren Weiden bei sich festgestellt.

Womit Los Angeles zutreffend beschrieben war. Hier tummelten sich die hinreißendsten Geschöpfe der Welt. Aber sie waren nicht nur hübsch. Nein, diese Mädels hatten auch Substanz. Er hörte sie an der Kaffeebar seines Buchladens bei ihren fettarmen Latte Macchiati über Kunst und Politik reden, brillant, geistreich, witzig. Erst gestern hatte er ein paar jun-

gen Frauen in eng sitzenden Gymnastikklamotten zugehört, die über das seltsam klingende Instrument bei dem Soundtrack von *Der Dritte Mann* stritten. Ein Hackbrett, nein, es war ein Akkordeon, nein, es war ...

Eine Zither, hätte Pullman am liebsten gerufen, aber er hatte gespürt, dass eine Einmischung nicht erwünscht gewesen wäre. (Und diejenige, die falschlag, wäre wohl ernsthaft sauer gewesen, was jede Chance darauf, mit einer von ihnen auszugehen, vernichtet hätte.)

Die DVD-Sammlung eines durchschnittlichen Mädchens in L. A. enthielt keine dämlichen Schmachtfetzen. Sie hatten Filme wie *Fahrraddiebe*, *Der Mann, der zu viel wusste*, *Panzerkreuzer Potemkin*, *Der Himmel über Berlin*, *Botschafter der Angst*.

Ach, aber wie sollte er eins kennenlernen? Das war das Problem. Wie er es hasste, ins kalte Wasser zu springen, dieses: Hallo, ich bin Rodney, wie heißt du? Dicklich, linkisch, schüchtern, er verkrampfte sich jedes Mal.

Er hatte gehofft, über seine Arbeit in dem Buchladen mit glamourösen Bewohnerinnen Hollywoods in Kontakt zu kommen. Dass es zu Situationen käme, in denen er – wie ein Handelsvertreter – einen Grund hatte, sie anzusprechen, oder in denen Frauen auf *ihn* zukamen und er seinen Charme spielen lassen konnte. Aber sobald er im Laden die Frage einer Kundin beantwortet hatte, hatte sie keine Verwendung mehr für ihn. Und was seine Kolleginnen anging, so waren sie entweder mittelalterliche Verlierer oder Jungspunde, die auf ihre eigene Karriere fixiert waren (und die alle, wer hätte es gedacht, Drehbücher schreiben, in Filmen spielen oder Regie führen wollten).

Aus purer Erschöpfung hatte Pullman die Liebe aufgegeben.

Aber dann war die Neue in 10B eingezogen.

Tammy Hudson – er hatte den Hausverwalter am nächsten Morgen nach ihrem Namen gefragt – war ein wenig älter als

die atemberaubenden jungen Dinger, die man bei Ivy oder in der Bar des Beverly Wilshire sah. Pullman schätzte sie auf dreiunddreißig, vierunddreißig, was gut war, ein akzeptabler Altersunterschied. Sie war phantastisch. Langes Haar, schwarz wie Rabengefieder, oft zu einem flotten Pferdeschwanz oder einem koketten Knoten gebunden. Sie war hoch gewachsen, schlank und muskulös, wie man es in ihrem eng anliegenden, gelbschwarzen Jogging-Outfit deutlich sah. Sie lief jeden Tag, und manchmal sah er sie morgens auf dem Weg zum Buchladen im Garten der Wohnanlage stehen und in der kühlen, nebligen Luft irgendwelche Kampfsportübungen machen.

Was ihm noch gefiel: Tammy war voller Lebensfreude. Sie reiste viel und besaß – hatte er jedenfalls gehört – ein Haus in Baja California oder kannte jemanden, der eins besaß; sie verbrachte häufig das Wochenende dort. Sie fuhr einen leuchtend roten Vesparoller, was ihn an Audrey Hepburn in *Ein Herz und eine Krone* erinnerte. Ihr Auto war ein alter MG, und sie fuhr rasend schnell damit.

Es hatte ihn nicht überrascht, als er feststellte, dass sie ihre Wohnung fast täglich mit ihrer Bewerbungsmappe verließ; natürlich hatte sie etwas mit Film zu tun. Mit ihrem ausdrucksstarken Gesicht hätte sie eine wunderbare Charakterdarstellerin abgegeben. Hatte er sie schon in irgendwas gesehen? Es gab nicht viele Filme, die Rodney Pullman *nicht* gesehen hatte.

Er ging mit sich zu Rate und kam zu dem Schluss, es sei nicht völlig ausgeschlossen, dass sie beide miteinander ausgehen könnten und sich etwas Ernsthaftes zwischen ihnen entwickeln würde. Er sah eigentlich nicht schlecht aus. Gut, zu viel Bauch, aber das traf auf viele erfolgreiche Geschäftsleute zu; es störte Frauen nicht, wenn man es mit Charme wettmachen konnte. Er hatte dichtes braunes Haar, ohne eine Spur von Grau, und einen kräftigen Kiefer, hinter dem das Doppel-

kinn größtenteils verschwand. Er rauchte nicht und trank nur Wein, und das in Maßen. Immer zahlte *er* im Restaurant.

Doch sofort befielen ihn Zweifel wie ein Bienenschwarm, so, wie es jedes Mal war. Wie sollte der schüchterne Mann sie anders kennenlernen, als sie einfach anzusprechen? Und wenn die erste Chance verpfuscht war, das wusste er nur allzu gut, gab es kein Zurück auf Los, nicht bei einer schönen Frau wie Tammy.

Deshalb verehrte er sie monatelang nur aus der Ferne und überlegte angestrengt, wie er es anstellen könnte, das Eis zu brechen, ohne sich zum Narren zu machen.

An einem kühlen Aprilabend dann kam ein Durchbruch.

Gegen sieben stand Pullman an seinem Fenster und schaute in den Hof hinunter, als er in den Büschen auf der anderen Seite des Gehsteigs vor Tammys Schlafzimmerfenster eine Bewegung wahrnahm. Kurz darauf wiederholte es sich, und diesmal sah er einen schwachen Lichtblitz, als spiegelte sich Licht in Glas.

Pullman machte das Licht in der Wohnung aus und zog die Jalousie fast ganz herunter. Dann ging er auf die Knie und spähte durch den Schlitz. Er sah einen Mann in den Büschen kauern, der anscheinend in Tammys Fenster starrte. Er trug eine graue Uniform, wie sie die Männer hatten, die die Anlage in Schuss hielten. Pullman stand auf und wechselte ins Schlafzimmer, wo er einen besseren Blick in den Hof haben würde. Ja, kein Zweifel. Der hagere junge Mann spannte. Er hatte ein Fernglas. Perverses Schwein!

Pullmans erster Impuls war, die Polizei zu rufen, und er griff nach dem Telefon.

Doch er tippte nur die erste Ziffer, dann dachte er, warte mal... Vielleicht ließ sich das irgendwie ausnutzen. Er legte das Telefon beiseite.

Tammys Vorhang ging zu. Er konzentrierte sich auf den Voyeur, und es fröstelte ihn, als der Mann enttäuscht die Schultern hängen ließ – als hätte er gehofft, einen Blick da-

rauf zu erhaschen, wie sie sich auszog, um zu duschen. Dennoch blieb er, wo er war, und wartete auf eine Gelegenheit, erneut in ihr Fenster zu spähen. Doch dann ging Tammys Tür auf, und sie kam heraus. Sie trug ihr rosa Top und die enge Hose mit dem Blumenmuster. An ihrer Schulter baumelte die blaue Lederhandtasche, und die Sonnenbrille hatte sie hoch ins Haar geschoben, das sie heute offen trug.

Der Voyeur kauerte sich tiefer ins Gebüsch, um nicht gesehen zu werden.

Tammy schloss ihre Tür ab und spazierte den Gehsteig entlang in Richtung Parkplatz. Wo war der Wartungsmann, fragte sich Pullman beunruhigt. Kroch er näher zu ihr? Doch gerade, als er sich das Telefon geangelt hatte und die Notrufnummer wählen wollte, sah er den Stalker aufstehen. Er hatte nicht vorgehabt, sie anzufallen, er hatte nur seine Gerätschaften zusammengepackt. Mit seinen Werkzeugen in der Hand drehte er sich um und entfernte sich in die entgegengesetzte Richtung von Tammy, auf die Rückseite des Gebäudes zu.

Tammy verschwand auf dem Parkplatz, und einen Augenblick später hörte man den Motor ihres MG knattern, als sie in dem kleinen grünen Flitzer in die Nacht davonbrauste.

An diesem Abend entfernte sich Pullman nicht weit von zu Hause, bestellte sich eine Pizza und behielt den Hof aufmerksam im Blick. Stunden vergingen ohne eine Spur von Tammy oder ihrem Verfolger. Er wäre beinahe eingeschlafen, machte sich aber Kaffee, den er heiß und schwarz hinunterschüttete, und zwang sich, wach zu bleiben, um alles im Auge zu behalten. Mit einem Schauer der Begeisterung dachte er, dass es genau wie in dem Hitchcock-Thriller *Fenster zum Hof* war, wo Jimmy Stewart, in seinem Rollstuhl ans Haus gefesselt, die Zeit damit verbringt, in die Fenster seiner Nachbarn zu spähen. Es war Pullmans Lieblingsfilm; er fragte sich, ob Tammy ihn gesehen hatte. Sein Gefühl sagte ihm, sie hatte.

Als um neun Uhr abends noch nichts von Tammy oder dem dürren Voyeur zu sehen war, ging Pullman nach unten und

zur Rückseite des Gebäudes, wo er den Hausmeister antraf.
»Wer ist dieser junge Wartungstyp?«, fragte er. »Der Blonde?«

»Der Blonde?«, fragte der schwergewichtige Hausmeister und strich sich eine Strähne seines fettigen Haars aus der Stirn. Er roch nach Bier.

»Ja, der Kleine.«

»Sie sagten, der ›Blonde‹.«

»Ja, der mit den blonden Haaren.« Pullman legte frustriert die Stirn in Falten. »Wissen Sie, wen ich meine?« Der Hausmeister war kein Latino oder so, es gab keine Sprachbarriere. Vielleicht war er einfach nur dumm.

»Ich dachte, Sie sagten ›der Blonde‹, so wie man ›die Blondine‹ sagt. Aber niemand nennt einen Mann so, man sagt nicht, ›der Blonde.‹«

»Ja? Wie Sie meinen. Er war jedenfalls blond. Und klein. Er hat heute die Hecken geschnitten und Laub gereicht. Sie wissen, wen ich meine?«

»Ja, ja, der.«

»Wie heißt er?«

»Keine Ahnung. Ich hab ihn nicht eingestellt. Ich habe mit den Gartenanlagen nichts zu tun. Der Verwaltungsausschuss hat ihn engagiert.«

»Was hat es auf sich mit ihm?«

»Auf sich? Er fegt, harkt, mäht Gras. Das ist alles. Wieso?«

»Arbeitet er für ein Serviceunternehmen?«

»Ja, ich denke schon.«

»Gibt es mit der Firma einen Vertrag?«, fragte Pullman.

»Für die er arbeitet?«

»Ja.«

»Denk schon. Wie gesagt, der Verwaltungsausschuss...«

»... hat ihn eingestellt, ich weiß. Sie wissen also nichts über ihn?«

»Wieso fragen Sie?«

»War nur neugierig.«

Der Hausmeister watschelte in seine Wohnung zurück, mit einem Stirnrunzeln, als wäre er fälschlich eines Vergehens bezichtigt worden, und Pullman eilte wieder nach oben.

Um ein Uhr nachts kam Tammy zurück. Sie sah so frisch und sexy aus wie bei ihrem Aufbruch, als sie zu ihrer Tür ging und aufsperrte. Nach einem Blick über die Schulter ging sie hinein und schlug die Tür hinter sich zu.

Sie hatte ein bisschen nervös gewirkt beim Betreten der Wohnung, fand Pullman, als hätte sie einen Eindringling gehört oder gesehen. Er griff deshalb nach einem Fernglas und suchte das Gebüsch ab. Es sah zwar nicht danach aus, als wäre der Spanner wieder zurückgekommen, aber er wollte kein Risiko eingehen. Er trat auf den Flur hinaus und schlich die Treppe hinunter. Dann stand er im Dunkeln, nicht weit von der Stelle im Gebüsch, wo der Voyeur vorhin gehockt hatte, um sein perverses Spiel zu treiben.

Fliegen summten, Lichter flackerten durch die Sträucher, und von ferne, aus den Hügeln auf dem Weg nach Malibu, hörte Pullman Kojoten heulen. Ansonsten war jedoch alles friedlich und still.

Keine Spur von dem Gartenpfleger.

Nachdem bei Tammy das Licht ausgegangen war, wartete Pullman noch eine halbe Stunde und kehrte, da er nur den Kater, der zum Haus gehörte, vorbeischleichen sah, in seine Wohnung zurück. Ihm war vage bewusst, dass die Situation eine Goldmine in Hinblick auf sein Liebesleben sein konnte, aber er wusste nicht genau, wie er sie am besten ausbeuten sollte.

Nun, das Erste, was es zu bedenken galt, war: Stellte der Mann eine ernste Gefahr dar? Pullman hatte gehört, Voyeure waren wie Fußfetischisten oder Exhibitionisten. Sie waren im Allgemeinen ungefährlich. Sie ersetzen eine normale sexuelle Beziehung durch den emotional distanzierten – und für sie sichereren – Akt des Beobachtens und Phantasierens von der

beobachteten Person, auch wenn sie selbst glauben, Ersteres zu wollen.

Natürlich traf es zu, dass Vergewaltiger ihre Opfer manchmal ausspionierten, um ihre Gewohnheiten und Abläufe kennenzulernen, ehe sie zuschlugen, aber der überwältigenden Mehrheit der Voyeure würde es nicht einmal einfallen, ihre Opfer anzusprechen, geschweige denn anzugreifen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit war der Gartenpfleger also harmlos. Abgesehen davon war er ein so schwächlich aussehendes Bürschchen, dass Tammy mit ihrem Karatetraining ihn vermutlich mit einem einzigen Schlag zu Boden strecken konnte. Nein, entschied Pullman, es bestand kaum eine Gefahr für die Frau, wenn er noch nicht sofort wegen des Spanners Alarm schlug.

Er fiel ins Bett und schloss die Augen, konnte jedoch nicht einschlafen; sein überhitztes Hirn rang weiter mit dem Problem, wie er aus der Tatsache, dass Tammy verfolgt wurde, Kapital schlagen und die Gelegenheit dazu nutzen könnte, sich mit ihr zu verabreden. Er warf sich unruhig hin und her und schlief gerade mal eine halbe Stunde vor dem Weckerläuten ein. Als der Wecker um sieben losplärrte, wankte er aus dem Bett und sah zum Fenster hinaus. In Tammys Wohnung brannte Licht. Er stellte sich vor, wie sie ihre Morgengymnastik machte oder ein Frühstück aus Joghurt, Beeren und Kräutertee genoss, zufrieden und nichts von dem Spanner ahnend.

Und von dem sah Pullman nichts.

Das beunruhigte ihn. War diese Wohnanlage nur ein Eintagesjob für den Kerl gewesen? Was, wenn er nicht wiederkam? Das würde alle seine Pläne zunichtemachen.

Er blieb so lange wie möglich am Fenster und hoffte, dass der Gartenpfleger auftauchte. Um acht Uhr konnte er jedoch nicht länger warten. Er musste in einer Viertelstunde in der Arbeit sein.

Pullman duschte rasch und taumelte auf den Parkplatz hinaus. Der Kopf tat ihm weh vom Schlafmangel, und seine Augen brannten im grellen Sonnenlicht. Er wollte gerade in seinen verbeulten Saturn steigen, als ein Pick-up von Pacific Landscaping Services auf den Parkplatz fuhr.

Pullman hielt den Atem an.

Ja, es war der Spanner! Er stieg aus, packte seine Geräte und eine Kühltasche für Getränke zusammen und marschierte in Richtung Hof. Pullman ging hinter seinem Wagen in Deckung. Der Voyeur schlüpfte in dieselben Büsche, in denen er gestern gestanden hatte, und begann eine Hecke zu schneiden, die bereits perfekt gestutzt war. Seine hungrigen Augen verschwendeten keinen Blick auf die Schere, sondern waren auf Tammys Schlafzimmerfenster gerichtet.

Pullman eilte zurück in seine Wohnung, auf dem Fußweg hinten um das Gebäude herum, damit ihn der Spanner nicht sah. Er sollte eigentlich den Buchladen aufmachen, aber er würde sich diese Chance nicht entgehen lassen. Er holte sein Handy hervor und rief die Personalchefin der Ladenkette an. Mit vorgetäuscht heiserer Stimme erzählte er ihr, er sei krank und könne nicht kommen.

»Oh«, sagte sie unsicher. Pullman fiel ein, dass sein Stellvertreter heute in Urlaub ging, was bedeutete, dass die Frau enorme Schwierigkeiten haben würde, jemanden zu finden, der den Laden aufsperrten konnte. Pullman hustete heftig, aber die Personalchefin äußerte kein Mitgefühl. »Sagen Sie Bescheid, ob Sie morgen wiederkommen«, sagte sie kühl. »Und melden Sie sich das nächste Mal ein bisschen früher.«

»Ich...«

Klick.

Pullman zuckte die Achseln. Er hatte sich um wichtigere Dinge zu kümmern. Auf dem Weg zu seiner Wohnung ging er ein paar von den Ideen durch, die ihm letzte Nacht eingefallen waren, als er wach im Bett lag.

»Hallo, Sie kennen mich nicht, aber ich wohne gegenüber. Ich dachte, Sie sollten wissen...«

Oder: »Hallo, ich bin Ihr Nachbar. Ich glaub, wir sind uns noch nie begegnet. Ich will Sie nicht beunruhigen, aber im Gebüsch dort sitzt ein Mann, der Sie seit zwei Tagen beobachtet.«

Nein, zwei Tage durfte er nicht sagen. Sie würde sich fragen, wieso er nicht früher etwas gesagt hatte.

»Hören Sie, Miss, Sie kennen mich nicht, aber schauen Sie sich nicht um. In den Büschen dort drüben auf der anderen Seite des Wegs ist ein Mann. Er schaut mit einem Fernglas in Ihre Wohnung. Ich glaube, er ist ein Stalker oder so etwas.«

Doch nach einigem inneren Ringen entschied er sich gegen alle diese Vorgehensweisen. Es könnte sein, dass sie einfach sagte: »Oh, danke«, ihm die Tür vor der Nase zuschlug und die Polizei rief.

Ende der Geschichte.

Nein, er musste etwas Dramatisches tun – etwas, das eine Frau beeindrucken würde, die so gewandt, lässig und, nun ja, schwer zu beeindrucken war wie Tammy Hudson.

Pullman blickte mit zusammengekniffenen Augen in den Hof und sah, dass der Voyeur näher an ihre Wohnung gerückt war, den Blick immer noch wie besessen auf ihr Fenster gerichtet. Das Sonnenlicht wurde von den Schneiden der Schere reflektiert, die ein unheilvolles *schnipp, schnipp* von sich gab. Das Werkzeug war lang und schien gut geschliffen zu sein. Er fragte sich, ob seine frühere Einschätzung falsch gewesen war. Vielleicht war der Kerl doch gefährlich.

Und das brachte ihn endlich auf eine Idee, wie er am besten eine Begegnung mit der schönen Bewohnerin von 10B inszenierte.

Pullman stand auf, ging zu seinem Schrank und fand nach einigem Wühlen seinen alten Baseballschläger. Er hatte sich nie viel aus Sport gemacht, aber er hatte einen Schläger und einen Handschuh gekauft, als er im Buchladen anfang und

hörte, dass sie dort ein Team hatten. Er hielt es für eine gute Möglichkeit, ein paar von den weiblichen Angestellten kennenzulernen. Wie sich herausstellte, spielten aber nur Männer, und er war bald wieder aus dem Team ausgestiegen.

Ein Blick nach draußen – keine Spur von Tammy, aber der Voyeur war noch da und schnippelte eifrig mit seiner Schere.

Schnipp, schnipp...

Pullman packte den Schläger, schlich die Treppe hinunter zum Gehweg und rückte leise in den Schatten der Bäume hinter dem Stalker vor.

Sein Plan sah vor, dass er wartete, bis Tammy das Haus verließ, um wie üblich irgendwo vorzusprechen. Sobald sie an dem Voyeur vorbeiging, würde Pullman auf den Mann zulaufen, den Schläger schwingen und ihr zurufen, sie solle die Polizei verständigen, dieser Mann verfolge sie.

Er würde den Kerl zwingen, sich auf den Bauch zu legen, bis die Polizei eintraf; er und Tammy würden gut zehn Minuten Zeit haben, sich zu unterhalten.

Nein, nein, das war doch nicht der Rede wert... Ich heiße übrigens Rodney Pullman. Und Sie sind?... Freut mich, Sie kennenzulernen, Tammy... Nein, wirklich, ich habe nur getan, was ein guter Bürger tut... Na gut, wissen Sie was, wenn Sie mich wirklich belohnen wollen, dann erlauben Sie mir, dass ich Sie zum Essen ausführe.

Er wischte sich die schwitzende Hand an der Hose ab und fasste den Griff des Schlägers fester.

Sicher, Samstag würde mir passen. Vielleicht...

Seine Phantasien wurden unterbrochen, als Tammys Haustür aufging.

Sie trat ins Freie und zog sich die teure Sonnenbrille über die Augen. Ihr schwarzes Haar zierte heute ein leuchtend rotes Band, das zu ihrem Finger- und Zehennagellack passte. Sie hatte die blaue Handtasche über der Schulter und ihre Mappe unter dem Arm. Sie bog auf den Gehweg ein.

Der Voyeur nahm eine gespannte Haltung an. Das Schnip-peln hörte auf.

Pullman packte den Schläger fester. Er holte tief Luft, sagte sich seinen Text noch einmal vor.

Auf die Plätze, fertig ...

Aber dann machte der Voyeur einen Schritt zurück. Er legte die Heckenschere nieder und begann an der Vorderseite seines Overalls herumzufummeln.

Was...?

Du lieber Himmel, er öffnete den Reißverschluss und langte hinein.

Er will sie tatsächlich vergewaltigen!

»Nein!«, rief Pullman und rannte, den Baseballschläger über dem Kopf schwingend, los.

»Hey!« Der Vergewaltiger blinzelte erschrocken, taumelte rückwärts und fiel über einen niedrigen Lattenzaun, der um ein Mulchbeet gezogen worden war. Er schlug hart auf, schrie vor Schmerz und keuchte, weil ihm die Luft wegblieb.

Tammy blieb stehen, drehte sich zu dem Radau um, runzelte die Stirn.

»Rufen Sie die Polizei!«, rief ihr Pullman zu. »Dieser Kerl hier hat Sie beobachtet. Er ist ein Vergewaltiger!« Er wandte sich wieder dem blonden Mann zu und schwang den Schläger. »Keine Bewegung, sonst...«

Was er noch sagen wollte, ging im ohrenbetäubenden Knallen von Schüssen unter, die direkt hinter ihm abgegeben wurden.

Pullman heulte vor Schreck und fiel auf die Knie, während die Kugeln in Kopf und Hals des Spanners drangen und einen blutigen Dunst um ihn erzeugten. Ein kurzes Beben durchlief den Mann, dann sank er tot zu Boden.

»Großer Gott!«, flüsterte Pullman entsetzt und stand langsam auf. Er drehte sich zu Tammy um und sah sie voller Staunen eine große schwarze Pistole in der Hand halten, die

sie aus ihrer Lederhandtasche gezogen hatte. Sie ging in die Hocke und blickte um sich wie ein Soldat in einem Hinterhalt.

Sie lernte also nicht nur Karate, um sich zu verteidigen, sie war auch berechtigt, eine Waffe zu tragen. Nun, viele Frauen in L. A. besaßen eine, hatte er gehört. Andererseits war sich Pullman nicht sicher, ob man einfach einen Mann erschießen durfte, der, ohne Schaden anrichten zu können, auf dem Boden lag, wenn er einen im Grunde nicht angegriffen hatte.

»Hey, du«, sagte Tammy und trat näher.

Pullman drehte sich um. Er erhaschte einen guten Blick auf die wunderbaren blauen Augen der Frau und auf ihre Diamantohrringe, die in der Sonne funkelten, und er roch ein blumiges Parfum, vermischt mit dem scharfen Feuerwerksgeruch des Pulverdampfs von der Waffe.

»Ich?«, fragte er.

»Ja, hier.« Sie gab ihm ihre Bewerbungsmappe.

»Die ist für mich?«

Aber sie antwortete nicht. Sie drehte sich um und spurtete in die Gasse hinter der Wohnanlage, ein Blitz lebhafter Farben, der einen Augenblick später verschwunden war.

Während Pullman verwirrt auf ihre Mappe blickte, hörte er hinter sich Füße trampeln, und im nächsten Moment wurde er von einem Dutzend kräftiger Hände gepackt. Und ehe er wusste, wie ihm geschah, knallte er mit dem Gesicht voran in ein Stück extrem gut gepflegten Rasens.

Tammy Hudson war, wie Rodney Pullman von seinem Anwalt erfuhr, einer der erfolgreichsten und am schwersten zu fassenden Drogenhändler Südkaliforniens.

Wie es aussah, war sie im letzten Jahr für die Einfuhr Tausender Pfund hochwertigen Kokains aus Mexiko verantwortlich gewesen. (Daher ihre häufigen Reisen über die Grenze.) Da sie einen zerbeulten alten Sportwagen fuhr und in einer armseligen Wohnanlage wie den Pacific Arms Apartments

wohnte, war sie lange nicht auf den Radarschirmen von Drogenfahndern und Polizei aufgetaucht, denen es leichter fiel, die auf großem Fuß lebenden Bosse in Beverley Hills und Palm Springs aufzuspüren.

Der Anwalt saß Pullman nun im Untersuchungsgefängnis gegenüber und überbrachte ihm die schlechte Nachricht, dass der Bezirksstaatsanwalt nicht beabsichtigte, auch nur einen der Vorwürfe gegen ihn fallen zu lassen.

»Aber ich habe nichts getan«, jammerte Pullman.

Der Anwalt, ein braungebrannter Vierzigjähriger mit einer Lockenmähne, stieß ein Lachen aus, als hätte er diesen Spruch schon tausendmal gehört. Er erklärte, dass der Staatsanwalt Blut sehen wollte. Zum einen war ein Polizist getötet worden; der blonde Mann, der scheinbare Voyeur, war in Wirklichkeit ein verdeckt arbeitender Beamter der Polizei von Los Angeles gewesen, der sich als Angestellter einer Gartenpflegefirma getarnt hatte. Seine Aufgabe war es gewesen, zu melden, wann Tammy die Wohnung verließ. Andere Beamte oder Agenten der Drogenbehörde übernahmen dann die Überwachung und folgten ihr in zivilen Autos oder Vans. (Als Pullman dachte, er würde in Vorbereitung einer Vergewaltigung in seine Hose greifen, hatte er in Wahrheit nur sein Funkgerät aus einer Innentasche gefischt, um dem zweiten Überwachungsteam zu berichten, dass sie wegging.)

»Aber...«

»Lassen Sie mich ausreden.« Der Anwalt erklärte, die Polizei sei auch deshalb außer sich, weil Tammy dank Pullman hatte entkommen können. Sie war wie vom Erdboden verschluckt, und FBI und DEA nahmen an, dass sie inzwischen außer Landes sein würde.

»Aber sie können doch nicht glauben, dass ich mit ihr zusammengearbeitet habe. Oder glauben die das etwa?«

»Kurz gesagt, ja.« Pullmans Erklärung für die Ereignisse der letzten Tage habe zweifelnde Blicke ausgelöst, fuhr er fort. »Gelinde gesagt.« Zum Beispiel wüsste die Polizei gern,

wieso er die Frau nicht am Tag zuvor informiert habe, wenn er den angeblichen Voyeur da schon bemerkt hatte. Wenn seine Sorge einer unschuldigen Frau gegolten habe, wie er behauptete, warum habe er ihr nicht sofort gesagt, dass sie in Gefahr sei, als er es entdeckte?

Pullmans mit roten Ohren vorgetragene Erklärung, er habe den Voyeur als Vorwand benutzen wollen, um sich bei Tammy vorzustellen, quittierte der Anwalt mit einem Blick, der sich entweder als Skepsis deuten ließ oder dahingehend, dass ihm dieser mitleiderregende Klient peinlich war. Er notierte die Erklärung in ein paar dünnen Worten.

Und warum habe er seinem Arbeitgeber vorgelogen, er sei krank? Für die Polizei ergab das nur einen Sinn, falls er als Tammys Aufpasser fungierte. An diesem Tag sollte ein großer Drogentransfer über die Bühne gehen, und man ging davon aus, dass Pullman zu Hause geblieben war, um sicherzustellen, dass Tammy gefahrlos mit der Ware aufbrechen konnte. Die Polizei nahm an, er habe den Gartenpfleger als Polizisten ausgemacht und ihn angegriffen, um Tammy die Chance zur Flucht zu ermöglichen.

Es gebe auch Beweise: Sowohl seine wie Tammys Fingerabdrücke befänden sich auf der Mappe, die zufällig keine Bewerbungsfotos oder Videos enthalten habe, sondern ein Kilo sehr reines Kokain. »Sie hat mir die Mappe gegeben«, sagte Pullman matt. »Zur Ablenkung wahrscheinlich. Damit sie fliehen konnte.«

Der Anwalt machte sich nicht einmal die Mühe, diese Erklärung aufzuschreiben.

Am meisten belastete ihn aber seine Behauptung, sie gar nicht gekannt zu haben. »Verstehen Sie«, sagte sein Anwalt. »Falls Sie sie wirklich nicht gekannt oder keinerlei Verbindung zu ihr gehabt hätten, dann könnten wir eine Jury dazu bringen, auch alles andere zu glauben, was Sie behaupten.«

»Aber ich kenne sie wirklich nicht. Ich schwöre es.«

Der Anwalt stöhnte leise. »Da gibt es aber ein Problem, Rodney.«

»Rod« wäre mir lieber. Wie ich schon sagte.«

»Ein Problem.«

»Nämlich?« Pullman kratzte sich am Kopf. Die Handschellen klirrten wie dumpfe Glocken.

»Sie haben Ihre Wohnung durchsucht.«

»Oh. Wirklich? Dürfen die das?«

Der Anwalt lachte. »Sie wurden wegen Beihilfe zum Mord, Körperverletzung und verschiedener Drogendelikte verhaftet. Ja, Rod, das dürfen die.«

»Oh.«

»Und Sie wissen, was sie gefunden haben, oder?«

Er wusste sehr wohl, was sie gefunden hatten. Er lehnte sich zurück, starrte auf den Boden und spielte geistesabwesend mit den Handschellen, während der Anwalt von einem Blatt Papier ablas.

»Einige alte Joghurtbecher mit Tammys Fingerabdrücken darauf, dito zwei Flaschen Wein, eine Schachtel Früchtetee und leere Erdbeerschalen. Zeitschriften mit ihrem Adressaufkleber. Ein Kartenzahlungsbeleg auf ihren Namen aus einem Laden im Beverley Center. Ein Starbucks-Becher mit ihrem Lippenstift und ihrer DNA am Rand.«

»DNA? Das haben die überprüft?«

»So etwas tut die Polizei, ja.«

»Ich schwöre, sie war nie in meiner Wohnung. Dieses ganze Zeug... Ich... na ja, ich habe es... aus ihrem Müll.«

»Aus ihrem Müll?«

»Ich habe ein paar Sachen draußen hinter ihrer Wohnung gesehen. Ich fand nichts dabei.«

»Auf Ihrer Kommode lagen zwei Dutzend Fotos von ihr.«

»Ich hab nur ein paar Schnappschüsse gemacht, weiter nichts. Sie schaut nicht in die Kamera – das können Sie der Polizei sagen. Wenn ich sie gekannt hätte, würde sie in die Kamera schauen, oder?«

»Rod.«

»Nein, hören Sie zu! Wenn wir zusammen gewesen *wären*, würde sie mich ansehen, in die Kamera schauen.« Pullmans Stimme überschlug sich vor Verzweiflung. »Wie bei ›Sag mal *cheese*‹, verstehen Sie? Aber sie schaut nicht in die Kamera. Das bedeutet, wir waren nicht zusammen. Es ist nur logisch. Klingt das nicht einleuchtend?« Er verstummte. Nach einem Augenblick fügte er hinzu: »Ich wollte sie nur kennenlernen. Aber ich kannte sie nicht.«

»Sie haben auch ein Fernglas gefunden. Sie denken, Sie haben es benutzt, um ein Auge auf ihre Tür zu haben und sie zu warnen, falls man ihre Wohnung stürmen wollte.«

»Das war nur, damit ich sie... damit ich sie ansehen konnte. Sie ist wirklich hübsch.« Pullman zuckte die Achseln. Er richtete den Blick wieder zu Boden.

»Ich glaube, wir können nichts anderes tun, als mit dem Staatsanwalt über einen Handel zu reden, wenn Sie sich schuldig bekennen. Wir wollen es *nicht* zu einem Prozess kommen lassen, glauben Sie mir. Vielleicht kann ich fünfzehn, zwanzig Jahre für Sie herauschlagen...«

»Zwanzig Jahre?«

»Ich rede mit der Staatsanwaltschaft. Mal sehen, was sie sagen.«

Der Anwalt ging zur Tür des Vernehmungszimmers und klopfte, um einen Wärter zu rufen. Einen Moment später ging die Tür auf.

»Eins noch«, sagte Pullman.

Sein Anwalt drehte sich um und zog eine Augenbraue hoch.

»Sally Vaughn.«

»Wer?«

»Kandidatin um den Titel der Miss Iowa. Vor ein paar Jahren.«

»Was ist mit ihr?«

»Ich hab ihr einen Wagen verkauft, und wir sind einmal zusammen ausgegangen, aber sie war nicht mehr daran interessiert, mich zu treffen. Bei ihr ist gewissermaßen das Gleiche passiert.«

»Das Gleiche?«

»Wie bei Tammy. Ich hab sie gewissermaßen mehr beobachtet, als ich sollte.«

»Sie haben gespannt?«

Er setzte zu einem Einwand gegen das Wort an, aber dann nickte er nur. »Ich wurde verhaftet. Deshalb bin ich hierher gezogen. Ich wollte neu anfangen. Jemanden in Wirklichkeit kennenlernen.«

»Wie hoch war Ihre Strafe in Iowa?«

»Sechs Monate auf Bewährung, ein Jahr Therapie.«

»Hat nicht geholfen, die Therapie?«

»Nein, hat nicht geholfen.«

»Ich besorge mir die Unterlagen. Vielleicht kauft es uns der Staatsanwalt ab. Aber Ihretwegen ist ihm ein großer Fisch durch die Lappen gegangen, deshalb wird er was haben wollen. Wahrscheinlich klagt er Sie wegen Stalking und Verletzung der Privatsphäre an. Sie müssten wohl ein bis eineinhalb Jahre sitzen.«

»Besser als zwanzig.«

»Ich werde sehen, was ich tun kann.« Der Anwalt ging durch die Tür.

»Darf ich Sie noch was fragen?« Pullman blickte auf.

»Was?«

»Wird die Polizei alles, was sie gefunden hat, benutzen? Als Beweismittel, meine ich?«

»Aus Ihrer Wohnung?«

»Ja.«

»Wahrscheinlich nicht. Meistens picken sie sich die besten Stücke heraus.«

»Glauben Sie, ich könnte mir dann ein paar von Tammys Bildern hier an die Wand hängen? Es gibt kein Fenster. Nichts, was man ansehen könnte.«

Der Anwalt zögerte, als überlegte er, ob Pullman einen Witz gemacht hatte. Als er zu dem Schluss kam, dass das offenbar nicht der Fall war, sagte er: »Wissen Sie, Rodney, das ist wahrscheinlich keine so gute Idee.«

»War nur so ein Gedanke.«

Der Anwalt ging, und ein großer, kräftiger Wärter betrat den Raum. Er fasste Rodney Pullman am Arm und führte ihn zurück in seine Zelle.

Die Pokerlektion

Poker ist ein Spiel, bei dem jeder Mann sein selbst gewähltes Blatt spielt. Keine Überlegung sollte von den Mitspielern erwartet werden.

John Scarne

»Ich will in eins von Ihren Spielen«, sagte der Junge.

Keller blickte von seinem Hamburger in Angela's Diner auf und sah den blonden Jungen an, der mit vorgeschobener Hüfte und verschränkten Armen dastand. Es sollte cool sein, aber er sah aus wie ein Tier, das sich unbeholfen auf den Hinterbeinen aufrichtet. Ganz hübscher Bengel aber, obwohl er schwarz geränderte Strebergläser trug und blass und dürr war.

Keller beschloss, ihn nicht aufzufordern, Platz zu nehmen. »Was für Spiele?«, fragte er. Er aß weiter von seinem Hamburger und schaute auf die Uhr.

Der Junge bemerkte die Bewegung und sagte: »Na, zum Beispiel das eine, das heute Abend um acht anfängt.«

Keller stieß ein knurrendes Lachen aus.

Er hörte einen Güterzug über die Strecke rumpeln, die dieses Viertel im Norden der Stadt in zwei Teile schnitt. Er dachte liebevoll an eine Diesellok zurück, die vor einem halben Jahr die Gläser an der Bar genau in dem Moment klirren ließ, in dem er einen Flush auf den Tisch legte, um einen Pot von sechsundfünfzigtausenddreihundertzwanzig Dollar von drei Geschäftsleuten aus dem Süden Frankreichs einzustreichen. Er hatte diesen Pot zwanzig Minuten nach dem ersten Setzen gewonnen. Die Männer hatten finstere Franzosenblicke in die Runde geworfen, aber das Spiel fortgesetzt, um weitere Siebzigtausend im Lauf der regnerischen Nacht zu verlieren.

»Wie heißt du?«

»Tony Stigler.«

»Wie alt bist du?«

»Achtzehn.«

»Selbst wenn es ein Spiel *gäbe*, was nicht der Fall ist, dürftest du nicht mitspielen. Du bist noch ein Kind. Du hast keinen Zutritt zu einer Bar.«

»Es findet in Sals Hinterzimmer statt. Nicht in der Bar.«

»Woher *weißt* du das?«, murmelte Keller. Mit Ende vierzig war der Mann mit der dunklen Gesichtsfarbe noch so stark und kräftig wie zwanzig Jahre zuvor. Wenn er eine Frage in diesem Ton stellte, hörte man auf, den Schlaumeier zu spielen, und antwortete ehrlich.

»Mein Kumpel arbeitet bei Marconi Pizza. Er hört alles Mögliche.«

»Dein Kumpel sollte vorsichtig sein mit dem, was er hört. Und er sollte *sehr* vorsichtig sein, wem er *erzählt*, was er hört.« Keller wandte sich wieder seinem Essen zu.

»Schauen Sie.« Der Junge schob die Hand tief in die Tasche und zog ein Bündel Geldscheine heraus. Hunderter hauptsächlich. Keller hatte zu spielen angefangen, als er jünger war als dieser Bursche hier, und er konnte ein Bündel Geld einschätzen. Der Junge hielt an die fünftausend in der

Hand. »Ich mein es ernst, Mann«, sagte Tony. »Ich will mit Ihnen spielen.«

»Woher hast du das?«

Ein Achselzucken. »Ich hab's eben.«

»Komm mir nicht mit dieser *Sopranos*-Scheiße. Wenn du Poker spielen willst, dann nach den Regeln. Und eine der Regeln lautet, du spielst mit deinem eigenen Geld. Wenn das gestohlen ist, kannst du deinen Arsch auf der Stelle hier rausschaffen.«

»Es ist nicht gestohlen«, sagte der Junge und senkte die Stimme. »Ich hab es gewonnen.«

»Beim Kartenspielen oder in der Lotterie?«, fragte Keller sarkastisch.

»Draw und Stud Poker.«

Keller ließ sich einen besonders guten Hamburgerhappen schmecken und betrachtete den Jungen erneut. »Wieso mein Spiel? Du kannst aus Dutzenden wählen.«

Die im Abstieg begriffene Stadt Ellridge mit ihren rund zweihunderttausend Einwohnern lag am flachen, grauen Indiana River, in einem an Stahlwerken reichen Gebiet. Was ihr an Klasse fehlte, machte die Stadt durch Laster mehr als wett. Nutten und Lap-Dance-Bars zum Beispiel. Die große Attraktion jedoch war das illegale Glücksspiel – aus einem ganz praktischen Grund: Atlantic City und Nevada lagen weiter als eine Tagesfahrt entfernt, und die wenigen Casinos mit legalen Pokertischen in Indiana waren voller Amateure, die nur um geringe Summen spielten.

»Warum Sie?«, antwortete Tony. »Weil Sie der beste Spieler in der Stadt sind, und ich will gegen den besten spielen.«

»Was soll das werden, ein Duell à la John Wayne?«

»Wer ist John Wayne?«

»Allmächtiger... Du bist wirklich eine ganz andere Liga, Kleiner.«

»Es gibt noch mehr davon«, sagte der Junge und wedelte mit seinem Geldbündel. »Viel mehr.«

Keller gestikulierte in Richtung Geld und sah sich um.
»Steck das weg.«

Der Junge gehorchte.

Keller aß von seinem Burger und dachte an die Zeit, als er sich, nicht viel älter als der Junge, mit Großmäuligkeit und Lügen seinen Weg in so manches Pokerspiel gebahnt hatte. Die einzige Methode, Poker zu lernen, ist, es zu spielen – um Geld und gegen die besten Spieler, die man finden kann, Tag für Tag. Gewinnen und verlieren.

»Wie lange spielst du schon?«

»Seit ich zwölf bin.«

»Was sagen deine Eltern dazu?«

»Die sind tot«, erwiderte er regungslos. »Ich wohne bei meinem Onkel. Wenn er da ist. Meistens ist er nicht da.«

»Tut mir leid.«

Tony zuckte mit den Achseln.

»Also, ich lass niemanden mitspielen, für den nicht jemand bürgt. Deshalb...«

»Ich hab ein paar Mal mit Jimmy Logan gespielt. Sie kennen ihn, oder?«

Logan wohnte oben in Michigan und war ein geachteter Spieler. Die Einsätze waren eher klein bei ihm, aber Keller hatte einige verdammt gute Partien gegen den Mann gespielt.

»Geh dir eine Cola kaufen oder was«, sagte er. »Komm in zwanzig Minuten wieder.«

»Hören Sie, Mann, ich will nicht...«

»Kauf dir eine Cola«, herrschte er ihn an. »Und wenn du noch einmal ›Mann‹ zu mir sagst, brech ich dir die Finger.«

»Aber...«

»Geh«, murmelte er barsch.

So wäre es also, Kinder zu haben, dachte Keller, dessen Existenz als professioneller Glücksspieler in den letzten dreißig Jahren keinen Raum für eine Familie gelassen hatte.

»Ich bin da drüben.« Tony wies mit einem Kopfnicken zu der grünen Markise eines Starbucks auf der anderen Straßenseite.

Keller holte sein Handy hervor und rief Logan an. Er musste aufpassen, wen er mitspielen ließ. Vor einigen Monaten waren es ein paar Reporter, die unbedingt die Welt verbessern wollten, leid gewesen, über korrupte Politiker und Firmenskandale in Ellridge zu schreiben, und sie hatten eine Serie über Glücksspiel gemacht. (»Die Schande der Stadt« lautete der Langweiler von Titel.) Die Polizei wurde daraufhin vom Bürgermeister unter Druck gesetzt, die größeren Spieltreffs dichtzumachen, und Keller musste vorsichtig sein. Jimmy Logan bestätigte jedoch, dass er den Jungen vor etwa einem Monat sorgfältig überprüft hatte. Er war mit richtig viel Geld ins Spiel gekommen und hatte an einem Tag übel verloren, jedoch den Mumm gehabt, am nächsten Tag wiederzukommen. Er holte seinen Verlust wieder herein und spielte weiter; am Ende war er als der große Gewinner nach Hause gegangen. Logan hatte auch herausgefunden, dass Tonys Eltern ihm bei ihrem Tod fast dreihunderttausend Dollar Bargeld hinterlassen hatten. Das Geld hatte auf einem Treuhandkonto gelegen, war aber am achtzehnten Geburtstag des Jungen vor einem Monat freigegeben worden.

Diese Neuigkeit ließ Kellers Interesse wach werden.

Nach dem Anruf beendete er sein Mahl. Tony verspätete sich um eine trotzige halbe Stunde, ehe er zurückkam. Langsam und arrogant schlenderte er in das Diner.

»Okay«, sagte Keller. »Ich lasse dich heute Abend ein paar Stunden mitmachen. Aber du verschwindest, bevor es um die wirklich hohen Einsätze geht.«

Ein höhnischer Blick. »Aber...«

»Das ist die Abmachung. Nimm sie an, oder lass es bleiben.«

»Also gut.«

»Bring mindestens zehntausend mit... Und versuch, nicht alles in den ersten fünf Minuten zu verlieren, okay?«

Den Augenblicken vor Beginn eines Spiels wohnt ein Zauber inne.

Natürlich freuen sich alle darauf, die kräftigen und doch weichen kubanischen Zigarren anzuzünden, über die Steelers, die Pistons oder die Knicks zu debattieren und die Witze zu erzählen, die Männer nur erzählen können, wenn sie unter sich sind.

Aber diese kleinen Freuden sind nichts gegen den einen, alles beherrschenden Gedanken: Werde ich heute Abend gewinnen?

Vergessen Sie das Gerede über die Liebe zum Spiel, den Nervenkitzel als solchen... all das stimmt auch, sicher. Aber was die wahren Spieler tatsächlich von den Dilettanten unterscheidet, ist das verzehrende Verlangen, mit mehr Geld vom Tisch aufzustehen, als sie gehabt hatten, da sie sich setzten. Jeder Spieler, der etwas anderes behauptet, lügt.

Keller spürte diesen Rausch nun, als er in dem beißend riechenden dunklen Hinterzimmer von Sal's Tavern saß, umgeben von Kartons mit Servietten, Strohhalmen und Kaffee, einer alten Reklametafel für Pabst Blue Ribbon Bier, einer Tonne Leergut, das langsam schimmelte. Das Spiel heute Abend würde klein anfangen (Keller ging trotz der zehn Riesen, die jeder Spieler vorweisen musste, von geringen Einsätzen aus), später am Abend würde es jedoch zu hohen Einsätzen kommen, wenn zwei ernsthafte Spieler aus Chicago eintrafen. Dann würde sehr viel mehr Geld den Besitzer wechseln. Aber die elektrisierende Vorfreude, die er bei hohen Einsätzen fühlte, unterschied sich kein bisschen von dem, was er jetzt empfand oder was er empfunden hätte, wenn sie nur um Kleingeld spielen würden. Während er über den blanken Holztisch blickte, auf die übereinandergestapelten, noch un-

geöffneten Spiele der rotblauen Karten, brannte eine Frage in seinen Gedanken: Werde ich gewinnen?

Die übrigen Spieler trafen ein. Keller grüßte mit einem Kopfnicken Frank Wendall, den Leiter der Buchhaltung bei Great Lakes Metal Works. Rundlich, nervös und beständig schwitzend, benahm sich Wendall immer, als würde jeden Moment eine Razzia drohen. Wendall war der Klugscheißer in Kellers Runde. Er steuerte Sätze zur Unterhaltung bei wie: »Wisst ihr, dass es insgesamt fünftausendeinhundertacht mögliche Flushs in einem Spiel mit zweiundfünfzig Karten gibt, aber nur achtundsiebzig mögliche Paare? Klingt merkwürdig, leuchtet aber ein, wenn man sich die Zahlen ansieht.« Und dann legte er fröhlich mit einem Vortrag über diese Zahlen los, der erst aufhörte, wenn ihm jemand befahl, den Mund zu halten.

Der untersetzte, laute, kettenrauchende Quentin Lasky, Besitzer einer Kette von Karosseriewerkstätten, war der am wenigsten gebildete, aber reichste Mann im Raum. Die Leute in Ellridge mussten besonders schlechte Autofahrer sein, denn in seinen Werkstätten herrschte immer Hochbetrieb. Lasky spielte rücksichtslos – und leichtsinnig – und gewann oder verlor in der Regel sehr hoch.

Der Letzte der Gruppe war das Gegenteil von Lasky. Der schlanke, grauhaarige Larry Stanton, Ende sechzig, war hier aufgewachsen, hatte sein ganzes Leben für einen Stahlproduzenten gearbeitet und war dann in Ruhestand gegangen. Er lebte nur einen Teil des Jahres in Ellridge. Die Winter verbrachte er in Florida. Als Witwer, der von einem festen Einkommen lebte, war er ein konservativer, vorsichtiger Spieler, der nie große Summen verlor oder gewann. Keller betrachtete den alten Knaben als eine Art Maskottchen seiner Runde.

Schließlich traf der Youngster ein. Bemüht, cool zu wirken, aber erkennbar aufgeregt, weil er bei einem ernsthaften Spiel mitmachen durfte, kam Tony herein. Er trug eine weite, ausgebeulte Hose, T-Shirt und Mütze und hatte einen Becher

Kaffee in der Hand. Was für ein gottverdammter Teenager, dachte Keller und lachte für sich.

Man stellte einander vor. Keller bemerkte, dass Stanton beunruhigt aussah. »Ist schon okay. Ich habe ihn überprüft.«

»Na ja, es ist nur so, dass er ein bisschen jung ist, findest du nicht?«

»Vielleicht sind Sie ein bisschen alt«, gab der Junge zurück. Aber er lächelte gutmütig dazu, und das Stirnrunzeln auf Stanton's Gesicht verschwand langsam.

Stanton hielt die Bank, er sammelte Geld von allen ein und teilte die Chips aus. Weiße waren ein Dollar, rote fünf, blaue zehn und gelbe zwanzig.

»Okay, Tony, pass auf. Ich erkläre dir im Verlauf des Spiels die Regeln. Jetzt...«

»Ich kenne die Regeln, unterbrach Tony. »Alles gemäß Hoyle.«

»Nein, alles gemäß *mir*«, sagte Keller und lachte. »Vergiss Hoyle. Der hat nie etwas von Poker gehört.«

»Was soll das heißen? Er hat die Regeln für alle Spiele geschrieben«, entgegnete Lasky.

»Nein, hat er nicht«, sagte Keller. »Das glauben die Leute nur. Aber Hoyle war nichts weiter als ein britischer Anwalt im 17. Jahrhundert. Er hat dieses Büchlein über drei dämliche Spiele geschrieben: Whist, Quadrille und Pikett. Sonst nichts, kein Kankakee, kein High-Low Chicago, kein Stud oder sonst eine Pokervariante. Und geh mal in ein Casinohotel in Vegas und frag nach einer Partie Whist... Die lachen sich scheckig.«

»Aber man sieht überall Bücher von Hoyle«, sagte Wendall.

»Einige Verleger haben die Idee am Leben erhalten und Poker und die ganzen modernen Spiele mit aufgenommen.«

»Das wusste ich nicht«, sagte Tony zerstreut. Er schob seine affige Brille höher und bemühte sich, interessiert auszusehen.

»Tut mir leid, wenn wir dich langweilen, Kleiner«, sagte Keller streng, »aber ich habe eine Neuigkeit für dich: Alles über das Spiel zu wissen, selbst jeden unbedeutenden Mist – das ist es, was beim Pokern die Männer von den Jungs unterscheidet.« Er musterte ihn sorgfältig. »Wenn du die Ohren spitzt, kann es gut sein, dass du noch was lernst.«

»Wie soll er etwas hören, selbst wenn er die Ohren spitzt?«, murmelte Lasky und blickte auf die Mütze des Jungen. »Bist du so'ne Art Rapper oder was? Nimm das Ding ab. Zeig ein bisschen Respekt.«

Tony ließ sich Zeit, ehe er die Mütze abnahm und auf die Theke warf. Er zog den Deckel von seinem Starbucks-Becher und trank einen Schluck Kaffee.

Keller betrachtete den unordentlichen Haufen Chips vor dem Jungen und sagte: »Ich weiß nicht, was dir Jimmy Logan über Poker erzählt hat und was du von Hoyle zu wissen glaubst, aber vergiss es. Wir wenden hier die Regeln für große Jungs an, und Regel Nummer eins lautet: Wir spielen fair. Bewahre deine Chips immer geordnet vor dir auf, sodass alle am Tisch wissen, wie viel du hast. Okay?«

»Klar.« Der Junge begann die Chips in saubere Stapel zu ordnen.

»Und«, sagte Wendall, »angenommen, ein Wunder passiert und du fängst an, groß zu gewinnen, und jemand sieht nicht genau, wie viele Chips du hast, und fragt dich – dann sagst du es. Auf den Dollar genau. Verstanden?«

»Ich sag es, alles klar.« Der Junge nickte.

Sie zogen, wer Geber im ersten Spiel war, und Wendall gewann. Er begann mit seinen feisten Fingern zu mischen.

Keller blickte voll Freude auf die durcheinanderwirbelnden Karten und dachte: Nichts auf der Welt ist wie Poker.

Das Spiel war fast zweihundert Jahre alt. Es begann als ein Spiel von Betrügern auf den Mississippi-Flussbooten und ersetzte ein Bauernfängerspiel namens Kümmelblättchen, das selbst die leichtgläubigsten Großstadtmenschen rasch als

Trick durchschauten, mit dem ihnen das Geld aus der Tasche gezogen wurde. Poker, das damals nur mit den Karten von der Zehn bis zum Ass gespielt wurde, schien ihnen fairere Chancen zu bieten. Das war selbstverständlich nicht der Fall, nicht wenn sie gegen ausgebuffte Haie antraten (die armen Teufel hätten vielleicht nicht so bereitwillig gespielt, wenn sie gewusst hätten, dass der Name des Spiels wahrscheinlich von »poke« kam, im 19. Jahrhundert ein Slangwort für Geldbörse, welche zu leeren das wahre Ziel des Spiels war).

»Die Einsätze bitte«, rief Wendall. »Wir spielen Draw-Poker mit fünf Karten.«

Es gibt Dutzende Variationen von Poker. Doch bei Keller wurde Draw-Poker mit fünf Karten gespielt – *Closed Poker* oder *Jackpot* lauteten die offiziellen Bezeichnungen; das höhere Blatt gewann. Im Lauf der Jahre hatte er alle Arten von Poker gespielt, die es gibt – vom kalifornischen *Lowball Draw* (der beliebtesten Pokervariante westlich der Rockies) über das normale *Stud Poker* bis zu *Texas Hold'Em*. Jedes war auf seine Weise interessant und aufregend, aber Keller gefiel das schlichte Jackpot am besten, denn dabei gab es keinen Schnickschnack, keine geheimnisvollen Regeln, es hieß du gegen die Karten und die anderen Spieler, wie Boxen mit bloßen Fäusten, Mann gegen Mann.

Bei Jackpot erhält jeder Spieler fünf Karten und hat dann die Möglichkeit, bis zu drei auszutauschen, um sein Blatt aufzubessern. Gute Spieler wie Keller wussten längst auswendig, wie hoch die Chancen standen, bestimmte Kombinationen zu ziehen. Angenommen er hatte ein Paar Dreien, einen Buben, eine Sieben und eine Zwei. Falls er beschloss, das Paar und den Buben zu behalten und zwei neue für die beiden anderen zu ziehen, hatte er eine Chance von eins zu fünf, einen zweiten Buben und damit ein Blatt mit zwei Paaren zu bekommen. Die Aussicht, die restlichen beiden Dreien zu ziehen und somit vier Gleiche zu haben, lag dagegen bei eins zu tausend-sechzig. Entschied er sich aber, nur das Paar zu behalten und

drei neue Karten zu ziehen, verbesserte sich die Wahrscheinlichkeit für vier Gleiche auf eins zu dreihundertneunundfünfzig. Diese Zahlen und Dutzende andere zu kennen unterschied Amateurspieler von Profis, und Keller hatte ein sehr gutes Auskommen als Profi.

Sie warfen ihre Einsätze in die Mitte, und Wendall begann zu geben.

Keller konzentrierte sich auf Tonys Strategie. Er hatte damit gerechnet, der Junge würde leichtsinnig spielen, aber im Großen und Ganzen spielte er vorsichtig und schien erst einmal ein Gefühl für den Tisch und die Spieler zu entwickeln. Viele andere Teenager wären wahrscheinlich laut und unangenehm gewesen, dachte Keller, aber der Junge saß einfach nur ruhig da und spielte Karten.

Was nicht bedeutete, dass er keinen Rat mehr gebraucht hätte.

»Spiel nicht mit deinen Chips, Tony. Du wirkst nervös, wenn du das tust.«

»Ich habe nicht mit ihnen gespielt. Ich...«

»Und noch eine Regel: Streite dich nicht mit den Leuten, die dir die Regeln erklären. Du bist gut. Du hast es drauf, ein großer Spieler zu werden – aber du musst die Klappe halten und hören, was dir die Könner sagen.«

»Hör auf ihn, Junge«, knurrte Lasky. »Er ist der Beste. Ich schätze, ich hab ihm seinen verdammten Mercedes finanziert mit dem ganzen Geld, das ich hier verloren habe. Und bringt er ihn zu mir in die Werkstatt, um seine Schrammen ausbessern zu lassen? Von wegen... Ich will sehen.« Er schob Chips in die Mitte.

»Ich bin ein guter Fahrer, Lasky, ich kriege keine Schrammen. So wie ich auch ein guter Pokerspieler bin ... Sag schön guten Tag zu den Ladys.« Keller legte drei Damen auf den Tisch und strich die neunhundert Dollar Jackpot ein.

»Scheiße«, entfuhr es Lasky.

»Und *noch* eine Regel«, sagte Keller und wies mit einem Kopfnicken auf den Werkstattbesitzer. »Zeig nie Gefühle – egal, ob du gewinnst oder verlierst. Dein Gegner erfährt dadurch etwas über dich, das er gegen dich verwenden kann.«

»Verzeihung, dass ich gegen die Regel verstoßen habe«, murmelte Lasky. »Ich meinte: *verdammte* Scheiße.«

Zwanzig Minuten später hatte Tony eine Reihe von Verlusten. Beim nächsten Blatt sah er sich seine fünf Karten an, und als Stanton zehn Dollar setzte, schüttelte er den Kopf. Er stieg aus, ohne neue Karten zu ziehen, und spielte mürrisch mit dem Deckel seines Starbucks-Bechers.

Keller runzelte die Stirn. »Wieso passt du?«

»Pechsträhne.«

Keller setzte eine finstere Miene auf. »Es gibt keine Pechsträhnen.«

Wendall nickte und schob Tony die Karten zu, damit er gab. »Denk immer dran«, sagte der lokale Pokerkönig. »Vor jedem Pokerblatt wird neu gemischt, es ist also nicht wie bei Blackjack – es gibt keine Verbindung zwischen den einzelnen Blättern. Es herrschen nur die Wahrscheinlichkeitsregeln.«

Der Junge nickte, und tatsächlich hielt er Stantons Bluff und strich einen Achthundertfünfzig-Dollar-Jackpot ein.

»Na also«, sagte Keller. »Gut für dich.«

»Und – gehst du noch zur Schule, Junge?«, fragte Lasky nach ein paar glanzlosen Spielen.

»Zwei Karten«, sagte der Junge zu Keller. Dann antwortete er Lasky: »Ich studiere seit einem Jahr Computerwissenschaft auf dem städtischen College. Aber es ist langweilig. Ich werde wohl aussteigen.«

»Computer?«, sagte Wendall und lachte höhnisch. »IT-AKTIEN? Dann lieber Würfeln oder Roulette. Da weiß man wenigstens, wie hoch die Gewinnchancen stehen.«

»Und womit willst du dir deinen Lebensunterhalt verdienen?«, fragte Keller.

»Als professioneller Kartenspieler.«

»Drei Karten«, murmelte Lasky an Keller gewandt. Dann lachte er rau. »Professioneller Kartenspieler? Das macht doch kein Mensch. Na ja, gut, Keller. Aber sonst niemand, den ich kenne.« Er warf Stanton einen Blick zu. »Wie sieht es mit dir aus, Opa? Hast du mal professionell gespielt?«

»Eigentlich heiß ich Larry. Zwei Karten.«

»Nichts für ungut, *Larry*.«

»Und zwei Karten für den Geber«, sagte Keller.

Der alte Mann ordnete sein Blatt. »Nein, daran hab ich nicht einmal gedacht.« Er wies mit einem Kopfnicken auf den Stapel Chips vor ihm – er stand etwa bei plusminus null. »Ich spiele nicht schlecht, aber die Chance zu verlieren ist auf jeden Fall größer als die zu gewinnen. Wenn es ernsthaft um Geld geht, dann Sorge ich dafür, dass der Vorteil auf meiner Seite liegt.«

Lasky schnaubte verächtlich. »Aber genau das macht dich verdammt noch mal zum Mann. Dass du den Mumm hast, auch dann zu spielen, wenn die Chancen gegen dich stehen.« Ein Blick zu Tony. »Du siehst aus, als hättest du Mumm. Oder?«

»Sagen *Sie* es mir«, erwiderte Tony, legte zwei Paare auf den Tisch und kassierte elfhundert Dollar.

Lasky sah ihn an. »Du kleiner Scheißer.«

»Schätze, das heißt ja«, sagte Keller, und alle am Tisch lachten – alle außer Lasky.

Das Spiel ging mit einer Reihe stattlicher Jackpots weiter, wobei Lasky und Tony die großen Gewinner waren. Schließlich war Wendall pleite.

»Okay, das war's. Ich bin draußen. Meine Herren... war mir ein Vergnügen.« Wie immer setzte er eine Baseballmütze auf und schlüpfte aus der Hintertür, sichtlich erleichtert, dass er wieder einmal nicht verhaftet worden war.

Kellers Handy läutete, und er meldete sich. »Ja?... Okay. Sie wissen, wo?... Dann bis gleich.« Dann legte er auf, zündete sich eine Zigarre an und lehnte sich zurück. Er überflog

Tonys Chips. »Du hast gut gespielt. Aber jetzt ist es Zeit, dass du dein Geld einsteckst.«

»Was? Ich habe mich gerade warmgespielt. Es ist erst zehn.«

Keller wies auf sein Handy. »Unsere Schwergewichte werden in zwanzig Minuten hier sein. Du bist für heute Abend fertig.«

»Was soll das heißen? Ich will weiterspielen.«

»Das ist eine Nummer zu groß für dich. Das sind Leute, die ich aus Chicago kenne.«

»Ich spiele gut. Das haben Sie selbst gesagt.«

»Du verstehst nicht, Tony«, sagte Stanton und nickte in Richtung der Chips. »Die weißen erhöhen sich auf zehn Dollar, die gelben auf zweihundertfünfzig. Um solche Einsätze kannst du nicht spielen.«

»Ich habe...« Er überflog seine Chips. »... fast vierzigtausend.«

»Und die könntest du in drei, vier Spielen verlieren.«

»Ich werde sie nicht verlieren.«

»Oh, Bruder«, sagte Lasky und verdrehte die Augen. »Die Stimme der Jugend.«

»Bei diesen Spielen«, sagte Keller, »tritt jeder mit hunderttausend an.«

»Ich kann sie besorgen.«

»Um diese Uhrzeit?«

»Ich habe vor ein paar Jahren Geld geerbt. Einen großen Teil davon hebe ich in bar zum Spielen auf. Ich habe es zu Hause – nur ein paar Meilen von hier.«

»Nein«, sagte Stanton. »Das ist nichts für dich. Es ist ein völlig anderes Spiel, wenn es um so viel Geld geht.«

»Verdammt noch mal, ihr behandelt mich alle wie ein Kind. Ihr habt mich spielen sehen. Ich bin gut, oder?«

Keller schwieg. Er sah in die trotzigsten Augen des Jungen und sagte schließlich: »Okay, du bist in einer halben Stunde mit hundert Riesen hier.«

Nachdem der Junge gegangen war, verkündete Keller eine Pause, bis die Abordnung aus Chicago eintraf. Lasky ging sich ein Sandwich holen, und Stanton und Keller schlenderten auf ein Bier in die eigentliche Bar.

Stanton nippte an seinem Newcastle und sagte: »Der Junge spielt ziemlich gut.«

»Er hat Potenzial«, sagte Keller.

»Und wie viel willst du ihm abnehmen? Seinen ganzen Einsatz, die ganzen hunderttausend plus?«

»Was soll das werden?«

»Regel Nummer eins, wir spielen fair««, flüsterte Stanton sarkastisch. »Was zum Henker sollte das denn? Du legst ihn herein. Du hast die meiste Zeit nur beobachtet, wie er zieht – und die Hälfte von deinem Geld dabei draufgegeben.«

Keller lächelte und stieß den Rauch seiner Zigarre in Richtung Decke. Der Alte hatte Recht. Keller hatte mehr als einmal mit Verliererblättern dageengehalten, nur um zu sehen, wie Tony Karten zog. Und die Aufklärungsarbeit war sehr erhellend gewesen. Der Junge hatte seine Stärken, aber die eine Sache, die ihm fehlte, war die Wahrscheinlichkeitsrechnung beim Poker. Er zog blind. Keller war kein Genie, aber er hatte im Lauf der Jahre hart daran gearbeitet, die Mathematik des Spiels zu erlernen. Tony dagegen mochte ein Computerguru sein, aber er hatte keine Ahnung, wie hoch seine Chance war, einen Flush oder ein Full House zu ziehen oder auch nur ein zweites Paar. Zusammen mit seinem grauenhaft schlechten Geschick im Bluffen, das Keller sofort bemerkt hatte, machte es den Kleinen zu einer leichten Beute.

»Du hast außerdem gemauert«, sagte Stanton angewidert.

Noch ein Punkt für Opa. Stanton hatte bemerkt, dass Keller mit guten Blättern absichtlich nicht geboten hatte – um Tonys Selbstbewusstsein zu stärken und ihn glauben zu machen, dass Keller ein lausiger Bluffer war.

»Du lockst ihn in die Falle, um ihn auf einen Schlag auszunehmen.«

Keller zuckte die Achseln. »Ich habe versucht, ihn zu überreden, dass er aufhört.«

»Quatsch«, entgegnete Stanton. »Sag einem Jungen wie ihm, er muss gehen, und was ist seine erste Reaktion? Er bleibt... Komm, Mann, du darfst ihn nicht so viel Geld verlieren lassen.«

»Er hat einen Haufen Geld geerbt.«

»Und sobald du das herausgefunden hattest, hast du ihn zum Spiel eingeladen.«

»Nein, er ist zu *mir* gekommen... Du bist nur sauer, weil er dich wie einen von gestern behandelt.«

»Du nutzt ihn aus.«

»Ich sag dir mal, wie meine wahre Regel Nummer eins beim Pokern lautet«, gab Keller zurück. »Solange du nicht betrügst, kannst du alles tun, um deine Gegner auszutricksen.«

»Hast du vor, Tony noch von dieser Regel zu erzählen?«

»Ich werde etwas Besseres tun – er bekommt aus erster Hand demonstriert, wie der Hase läuft. Er will Pokern lernen? Heute Abend, das wird die beste Lektion werden, die er je bekommt.«

»Du glaubst, er wird ein besserer Spieler, wenn du ihn brichst und ihm das Geld für seine Ausbildung abnimmst?«, fragte Stanton.

»Ja. Er will sowieso nicht mehr auf die Schule gehen.«

»Darum geht es nicht. Worum es geht, ist, dass du ein Könner bist, und er ist ein Kind.«

»Er behauptet, er ist ein Mann. Und zum Mannsein gehört, dass man auf die Nase fällt und daraus lernt.«

»Bei einem Spiel mit kleinen Einsätzen, sicher. Aber nicht bei einem solchen Spiel.«

»Hast du ein Problem damit, Opa?«, fragte Keller wütend und sah ihn an.

Stanton wandte den Blick ab und hob abwehrend die Hände. »Tu, was du willst. Es ist dein Spiel. Ich versuche nur, die Stimme des Gewissens zu sein.«

»Wenn du nach den Regeln spielst, wirst du immer ein reines Gewissen haben.«

Laskys Stimme rief vom Eingang: »Sie sind da.«

Keller schlug Stanton auf die knochige Schulter. »Komm, gehen wir ein bisschen Geld gewinnen.«

Noch mehr Zigarrenrauch erfüllte das Hinterzimmer. Die Quelle: Elliot Rothstein und Harry Piemonte, Geschäftsleute aus der Windy City. Keller hatte schon einige Male mit ihnen gespielt, wusste aber nicht viel über sie; die beiden Männer gaben so wenig über sich selbst preis wie ihre Mienen über die Karten in ihrer Hand. Sie hätten Mafiabosse sein können oder Leiter einer karitativen Organisation, die sich um Waisen kümmert. Keller wusste nur, dass sie solide Spieler waren, ihre Verluste ohne Gezeter zahlten und gewannen, ohne sich gegenüber den Verlierern aufzuspielen.

Beide Männer trugen dunkle Anzüge und teure, maßgeschneiderte weiße Hemden. Rothstein hatte einen Diamant-ring am kleinen Finger, und Piemonte trug ein schweres goldenes Armkettchen. Am linken Ringfinger steckte bei beiden ein Ehering. Sie legten ihre Sakkos ab, setzten sich an den Tisch und plauderten mit Stanton und Lasky, als Tony zurückkam. Er setzte sich auf seinen Platz, machte den Deckel seines neuen Starbucks-Bechers ab und nickte Rothstein und Piemonte zu.

Die beiden runzelten die Stirn und sahen Keller an. »Wer ist das?«, murmelte Rothstein.

»Er ist in Ordnung.«

Piemonte fürchte die Stirn. »Wir haben eine Regel. Wir spielen nicht mit Kindern.«

Tony lachte und schob seine Streberbrille hoch auf die Nase. »Ihr mit euren Regeln.« Er öffnete ein Kuvert und schüttelte Geld heraus. Dann zählte er einen hohen Stapel ab und steckte einiges wieder in die Tasche. »Hunderttausend«, sagte

er zu Stanton, der Keller einen finsternen Blick zuwarf, aber anfang, Chips für den Jungen auszugeben.

Die beiden neuen Spieler sahen einander an und beschlossen lautlos, eine Ausnahme von ihrer Regel betreffend Jugendliche in Pokerspielen zu machen.

»Okay, das Spiel ist normales Poker mit fünf Karten«, sagte Keller. »Grundeinsatz fünfundzwanzig, erhöhen um mindestens fünfzig.«

Piemonte wurde als Geber ermittelt, und sie fingen an.

Die Spiele verliefen zunächst ziemlich ausgeglichen, dann zog Keller langsam davon. Tony hielt sich über Wasser, er verbuchte den zweithöchsten Gewinn – aber nur, weil die anderen Spieler schlechte Blätter erhielten, wie es schien; der Junge war immer noch ein hoffnungsloser Fall, wenn es darum ging, die Chancen beim Ziehen zu berechnen. Ein halbes Dutzend Mal hatte er eine einzige Karte gezogen und dann gepasst – was hieß, dass er auf eine Straße oder einen Flush aus war, wofür die Wahrscheinlichkeit bei eins zu zwanzig lag. Er hätte entweder drei Karten ablegen sollen, womit er eine gute Chance gehabt hätte, sein Blatt zu verbessern, oder, nachdem er eine Karte gezogen hatte, schwer bluffen müssen; in diesem Fall hätte er den Pot wahrscheinlich ein paar Mal eingestrichen.

Überzeugt, die Spielweise des Jungen durchschaut zu haben, begann Keller nun absichtlich zu verlieren, wenn Tony gute Karten zu haben schien – um dessen Selbstvertrauen zu steigern. Bald hatte der Junge sein Geld verdoppelt und an die zweihunderttausend Dollar vor sich liegen.

Larry Stanton schien über Kellers Plan, den Jungen auszunehmen, nicht glücklich zu sein, sagte aber nichts und spielte weiter seine vorsichtigen Großvaterspiele, bei denen er langsam und beständig an die anderen verlor.

Die Stimme des Gewissens...

Die Nacht schritt voran, und Lasky stieg aus, nachdem er an die achtzigtausend verloren hatte. »Verdammt, ich glaub,

ich muss die Preise für Beulenziehen erhöhen«, scherzte er und ging zur Tür. Er sah das Duo aus Chicago an. »Könnten die Herren auf dem Weg zum Highway vielleicht ein paar geparkte Autos rammen?« Er nickte in Richtung Keller. »Und wenn Sie die Front von *seinem* Mercedes komplett demolieren, hätte ich nichts dagegen.«

Piemonte lächelte darüber; Rothstein blickte auf und sah den Werkstattbesitzer an, als würde der Mann Japanisch oder Kisuaheli sprechen, dann wandte er sich wieder seinen Karten zu und versuchte, ihnen ein Gewinnerblatt zu entlocken.

Opa Stanton stieg ebenfalls bald aus. Er hatte immer noch Chips vor sich auf dem Tisch liegen, aber eine weitere Regel beim Poker besagte, dass ein Spieler jederzeit aufhören darf. Stanton tauschte die Chips nun gegen Geld ein und schob mit mürrischem Blick seinen Stuhl zurück, um Kaffee zu trinken und den verbliebenen Spielern zuzusehen.

Zehn Minuten später verlor Rothstein seinen noch übrigen Einsatz in einer spannenden, langen Bierrunde an Tony.

»Verdammt«, entfuhr es ihm. »Pleite. Ich habe noch nie gegen einen Jungen verloren – nicht so.«

Tony verzog keine Miene, aber der wissende Blick in seinen Augen sagte: Und das hast du auch jetzt nicht – ich bin kein Junge mehr.

Das Spiel ging noch eine halbe Stunde weiter, wobei große Jackpots den Besitzer wechselten.

Die meisten Pokerabende enden nicht mit einem dramatischen letzten Spiel. Normalerweise geht den Spielern einfach das Geld aus, oder sie bekommen wie Opa kalte Füße und schleichen mit eingekniffenem Schwanz vom Tisch.

Aber manchmal kommt es tatsächlich zu dramatischen Höhepunkten.

So wie an diesem Abend.

Tony mischte und schob Keller den Kartenstapel zu, der zweimal abhob. Der Junge fasste die Karten wieder zusammen und begann zu geben.

Piemonte nahm seine auf und bewegte sie wie alle guten Pokerspieler nicht (durch Ordnen der Karten kann man eine Menge über sein Blatt verraten).

Keller hob sein Blatt auf und war erfreut über das, was er bekommen hatte: zwei Paare – Damen und Sechsen. Damit ließ sich in einem Spiel dieser Größenordnung sehr gut gewinnen.

Tony nahm seine fünf Karten und prüfte sie, ohne eine Reaktion zu zeigen. »Bieten Sie?«, fragte er Piemonte, der passete.

Um das Bieten zu eröffnen, muss ein Spieler bei dieser Pokervariante ein Paar Buben oder mehr haben. Piemontes Passen bedeutete, dass er entweder kein so gutes Blatt hatte oder aber mauerte – sich also entschied, nicht zu bieten, damit die anderen Spieler glaubten, er habe ein schwaches Blatt.

Keller beschloss, ein Risiko einzugehen. Obwohl er die beiden Paare hatte und das Bieten eröffnen *konnte*, passte er ebenfalls, was Tony zu der Annahme führen würde, dass sein Blatt nichts taugte.

Ein kniffliger Moment folgte. Wenn Tony nicht bot, würden sie die Karten zusammenwerfen und ein neues Spiel beginnen; Keller hätte dann ein solides Blatt verschenkt.

Doch Tony warf einen Blick auf seine Karten und bot zehntausend.

Kellers Blick flackerte besorgt, wie es ein Bluffer tun würde, aber in seinem Herzen frohlockte er. Die Angel war ausgelegt.

»Ich gehe mit«, sagte Piemonte und schob seine Chips in die Mitte.

Der Mann aus Chicago hatte also wahrscheinlich ebenfalls gemauert, dachte Keller.

Mit ausdrucksloser Miene schob er die zehntausend in den Pott und dann noch einen Stapel Chips. »Ich gehe eure zehn mit und erhöhe um fünfundzwanzig.«

Tony sah das neue Gebot und erhöhte wieder. Piemonte zögerte, blieb aber im Spiel, und Keller ging bei Tonys neuem Gebot mit. Als Geber »brannte« Tony nun die oberste Karte im Stoß – er legte sie verdeckt vor sich hin. Dann wandte er sich an Piemonte. »Wie viele?«

»Zwei.«

Tony schob ihm die zwei neuen Karten vom Stoß über den Tisch.

Keller kalkulierte im Kopf automatisch die Möglichkeiten durch. Die Chance, drei Gleiche beim anfänglichen Geben zu erhalten, war sehr gering, Piemonte hatte also wahrscheinlich ein Paar und einen »Kicker«, eine hohe Karte, die zu nichts passte, vermutlich ein Bild. Die Chance, dass er mit seinen beiden neuen Karten zu einem mächtigen Full House kam, stand nur bei eins zu hundertneunzehn. Und falls er zufällig tatsächlich drei Gleiche am Anfang bekommen hatte, war seine Aussicht auf ein Paar, welches das Blatt zu einem Full House komplettierte, immer noch nicht sehr hoch: eins zu fünfzehn.

Nachdem er diese Information abgespeichert hatte, bat Keller für sich selbst um eine Karte, womit er den anderen Spielern zu verstehen gab, dass er auf ein Full House, eine Straße oder einen Flush aus war – oder dass er bluffte. Er nahm die Karte auf und steckte sie in seine Hand. Kellers Miene blieb reglos, aber sein Herz machte einen Freudensprung, als er sah, dass er ein Full House bekommen hatte, und ein gutes noch dazu mit drei Damen.

Tony selbst nahm drei Karten.

Okay, sagte sich Keller, rechnen wir es durch. Indem er drei Karten nahm, signalisierte der Junge, dass er nur ein Paar gehabt hatte. Um Keller zu überbieten, musste er also auf ein Straight Flush, vier Gleiche oder ein Full House mit Königen oder Assen kommen. Wie ein Computer rechnete Keller im Kopf die jeweilige Wahrscheinlichkeit durch, dass dies zutraf.

Und nachdem auf der Grundlage, was der Junge und Piemonte gezogen hatten, alles berechnet war, kam Keller zu dem Schluss, dass er wahrscheinlich das Siegerblatt am Tisch hatte. Von nun an bestand sein Ziel darin, den Pott in die Höhe zu treiben.

Der Junge schob sich die Brille wieder auf die Nase und sah Piemonte an. »Sie bieten.«

Der Spieler aus Chicago seufzte vorsichtig und schob einige Chips in die Mitte. »Zwanzigtausend.«

Keller war bei einigen der großen Spiele im Land dabei gewesen – sowohl als Spieler als auch als Beobachter – und er hatte Hunderte von Stunden damit verbracht, das Verhalten von Bluffern zu studieren. Die kleinen Dinge, die sie taten – Manierismen, Blicke, wann sie zögerten und wann sie sich aufplusterten, was sie sagten, wann sie lachten. Jetzt bot er alle diese Erinnerungen auf und begann mit einem Schauspiel, das die anderen Spieler glauben machen sollte, dass er ein mieses Blatt hatte und es mit einem Bluff versuchte. Was bedeutete, er fing an, hoch zu bieten.

Nach zwei Runden stieg Piemonte schließlich aus – widerwillig, denn er hatte bereits an die sechzigtausend Dollar gesetzt, und sein Blatt war vermutlich ganz anständig. Aber er war überzeugt, dass Tony oder Keller ein großartiges Blatt hatte, und wollte seine Verluste nicht ins Uferlose steigen lassen.

Erneut war Keller an der Reihe, zu bieten. »Deine zwanzig«, sagte er zu Tony, »und noch mal zwanzig.«

»Himmel«, murmelte Stanton. Keller warf ihm einen finsternen Blick zu, und der Alte verstummte.

Tony seufzte und blickte erneut in seine Karten, als könnten sie ihm sagen, was er tun sollte. Aber das konnten sie natürlich nicht. Die Antwort darauf, wie man ein Pokerspiel gewinnt, findet man nur im eigenen Herzen und im eigenen Verstand.

Der Junge hatte nur noch fünfzehntausend Dollar auf dem Tisch liegen. Er griff in seine Tasche und holte das Kuvert hervor. Ein Zögern. Dann entnahm er ihm den Rest seines Geldes. Er zählte es, es waren achtunddreißigtausend. Ein weiteres Zögern, ein nachdenklicher Blick auf das Geld.

Tu es, betete Keller lautlos. Bitte ...

»Chips«, sagte der Junge schließlich, den Blick fest auf Keller gerichtet, der ihn sowohl trotzig als auch nervös erwiderte – ein Bluffer, der kurz davorstand, seine Karten auf den Tisch legen zu müssen.

Stanton zögerte.

»Chips«, wiederholte der Junge mit Nachdruck.

Der alte Mann gehorchte widerstrebend.

Tony holte tief Luft und schob die Chips auf den Tisch. »Ihre zwanzig und erhöhe um zehn.«

Keller schob zehntausend vor – ein bisschen dramatisch, wie er selbstkritisch fand – und sagte: »Die zehn.« Er schaute auf alles, was er noch hatte. »Und erhöhe um fünfzehn.« Der Rest seiner Chips wanderte in die Mitte.

»Großer Gott«, sagte Piemonte.

Selbst der barsche Rothstein schaute wie hypnotisiert auf den gewaltigen Jackpot, in dem etwa vierhundertfünfzigtausend Dollar lagen.

Für einen kurzen Moment hatte Keller tatsächlich ein wenig Gewissensbisse. Er hatte seinen Gegner mit Psychologie in die Falle gelockt, seine Chancen bis auf eine Stelle hinterm Komma ausgerechnet – kurz, Dinge getan, zu denen der Jungspund nicht fähig war. Trotzdem, der Junge behauptete, er wolle wie ein Mann behandelt werden. Er hatte sich das selbst zuzuschreiben.

»Will sehen«, flüsterte Tony und schob den größeren Teil seiner Chips in die Mitte.

Stanton wandte den Blick ab, als wollte er einen schweren Verkehrsunfall nicht mit ansehen.

»Full House mit Damen«, sagte Keller und drehte seine Karten um.

»Schau dir das an«, flüsterte Piemonte.

Stanton seufzte angewidert.

»Tut mir leid, Junge«, sagte Keller und streckte die Hand nach dem Pott aus. »Sieht aus, als hättest du...«

Tony legte sein Blatt offen auf den Tisch – ein Full House, aber mit drei Königen und einem Paar Sechsen. »Sieht aus, als hätte ich gewonnen«, sagte er ruhig und strich die Chips ein.

»Mann«, flüsterte Piemonte, »was für ein Spiel... Nur gut, dass ich so früh ausgestiegen bin.«

Stanton stieß ein kurzes, bellendes Lachen aus, und Rothstein sagte zu Tony: »Das war ausgezeichnet gespielt.«

»Reines Glück«, sagte der Junge.

Wie um alles in der Welt konnte das geschehen?, fragte sich Keller und ging hektisch jeden Moment des Spiels noch einmal durch. Natürlich spielte einem das Schicksal manchmal einen Streich, egal wie gut man alle Chancen berechnete. Trotzdem, er hatte doch alles so perfekt geplant.

»Zeit, Schluss zu machen«, sagte Piemonte, gab Stanton seine restlichen Chips, damit dieser sie zurückwechselte, und fügte humorvoll hinzu: »Nachdem ich gerade den größten Teil meines Geldes einem Teenager vermacht habe.« Er sah Rothstein an. »Von nun an halten wir uns an diese Regel über Kids, okay?«

Keller lehnte sich zurück und beobachtete, wie Tony anfing, die Chips auf den Haufen zu stapeln. Aber die Wahrscheinlichkeit, dachte er ständig... Er hatte sie so sorgfältig berechnet. Mindestens hundert zu eins. Poker ist Mathematik und Instinkt – wie konnte ihn beides so völlig im Stich lassen?

Tony schob Stanton die Chips zu, damit er ihn ausbezahlte.

Das Pfeifen eines Zugs drang wieder in den Raum. Keller seufzte und dachte, dass es diesmal einen Verlust signalisierte

– genau das Gegenteil dessen, was das drängende Heulen bei dem Spiel mit den Franzosen bedeutet hatte.

Der klagende Ton wurde lauter. Nur... als sich Keller darauf konzentrierte, erkannte er, dass es diesmal anders klang. Er sah zu dem Alten und den beiden Spielern aus Chicago. Sie runzelten die Stirn, sahen einander an.

Wieso? Stimmt etwas nicht?

Tony erstarrte, die Hand auf den Stapeln mit den Chips.

Verdammt, dachte Keller. Das war kein Zug, das war eine Sirene.

Keller stieß sich vom Tisch ab, und im selben Moment wurden die Tür zur Bar und der Hinterausgang gleichzeitig aufgetreten, sodass Holzsplitter durch den Raum flogen. Zwei uniformierte Polizisten drängten mit gezogener Waffe herein. »Auf den Boden, sofort! Sofort!«

»Nein«, murmelte Tony, stand auf und drehte sich zu dem Polizisten um, der ihm am nächsten war.

»Junge«, murmelte Keller streng und hob die Hände. »Keine Dummheiten. Tu, was sie sagen.«

Der Junge zögerte, sah auf die schwarzen Pistolen und legte sich auf den Boden.

Stanton ging langsam in die Knie.

»Ein bisschen dalli, Alter«, murmelte einer der Polizisten.

»Ich tu ja, was ich kann.«

Nachdem die Spieler schließlich alle auf dem Bauch lagen, legten ihnen die Polizisten Handschellen an und brachten sie anschließend in eine sitzende Position.

»Na, wen haben wir denn heute erwischt?«, fragte eine Stimme von der Gasse her, und ein Mann Ende fünfzig mit schütterem Haar und in einem grauen Anzug betrat den Raum.

Detective Fanelli, stellte Keller fest. Verdammt, nicht ausgerechnet der! Der Mann säuberte seit Jahren mit jesumäßiger Begeisterung das sündige Ellridge von seinen Lastern. Er schüchterte viele der kleinen Spieler derart ein, dass sie erst

gar keine Spiele organisierten, und schaffte es, ein, zwei von den großen pro Jahr zu sprengen. Wie es aussah, war Keller diesmal dran.

Stanton seufzte resigniert, sein Gesichtsausdruck entsprach dem der Profispieler aus Chicago. Dem Jungen dagegen stand das blanke Entsetzen ins Gesicht geschrieben. Keller wusste, es war nicht wegen der Verhaftung; es war, weil der Staat Spielgewinne konfiszierte.

Fanelli prüfte mit zusammengekniffenen Augen die Führerscheine von Rothstein und Piemonte. »Die weite Fahrt von Chicago gemacht, nur um sich verhaften zu lassen. Das tut echt weh, was, Jungs?«

»Ich habe nur zugesehen«, protestierte Rothstein. Er wies mit einem Kopfnicken auf seinen Platz am Tisch. »Kein Geld, keine Chips.«

»Das bedeutet nur, dass Sie ein Loser sind.« Der Detective sah nun Piemonte an.

»Ich möchte einen Anwalt sprechen«, sagte der Mann kleinlaut.

»Und bestimmt möchte ein Anwalt Sie sprechen, angesichts des saftigen Honorars, das er für den Versuch kassieren wird, Ihren Arsch zu retten. Was ihm, nebenbei bemerkt, nicht gelingen wird... Ah, Keller.« Er schüttelte den Kopf. »Das ist ja wirklich zu reizend. Hinter Ihnen bin ich schon lange her. Sie sollten wirklich nach Vegas ziehen. Ich weiß nicht, ob Sie die Nachrichten groß verfolgen, aber meines Wissens soll Glücksspiel dort legal sein... Und wer ist das hier?« Er sah Stanton an, ließ sich von einem uniformierten Beamten die Briefftasche des Alten geben und betrachtete den Führerschein. »Was zum Teufel tun Sie in Ellridge, wenn Sie in Tampa mit den Damen Mah-Jongg spielen könnten?«

»Ich kann mir die Einsätze da unten nicht leisten.«

»Der alte Knabe ist ein ganz Schlauer«, murmelte der dürre Detective an die anderen Beamten gerichtet. Dann musterte er Tony von Kopf bis Fuß. »Und wer bist du?«

»Ich muss Ihnen nichts sagen.«

»Doch, das musst du. Wir sind hier nicht bei der Armee. Dieser Quatsch mit Name, Rang und Seriennummer, das reicht bei mir nicht. Wie alt bist du?«

»Achtzehn. Und ich möchte ebenfalls einen Anwalt.«

»Ich möchte ebenfalls einen Anwalt«, öffte ihn Fanelli nach. »Du kriegst aber erst einen, wenn dir etwas zur Last gelegt wird. Und noch lege ich dir nichts zur Last.«

»Wer hat mich hingehängt?«, fragte Keller.

»Wäre unhöflich, seinen Namen zu verraten«, erwiderte Fanelli. »Sagen wir einfach, Sie haben letztes Jahr dem Falschen die Taschen geleert. Er war nicht allzu glücklich darüber und hat mich angerufen.«

Keller verzog das Gesicht. Letztes Jahr dem Falschen die Taschen geleert... Tja, damit kamen so an die hundert Leute in Frage.

Fanelli blickte auf die Stapel von Chips hinunter, die dort lagen, wo Tonys Platz gewesen war. »Hübsche Farben, rot, blau, grün. Was sind sie wert?«

»Die weißen sind zehn Streichhölzer wert«, sagte Rothstein, »die blauen...«

»Halt's Maul.« Fanelli schaute sich im Raum um. »Wo ist die Bank?«

Niemand sagte etwas.

»Tja, wisst ihr, wir werden sie auf jeden Fall finden. Nur, ich werde nicht hier drin zu suchen anfangen, sondern draußen in Sal's Bar, und ich werde sie vollkommen auseinandernehmen. Dann machen wir das Gleiche mit seinem Büro. Wir zerlegen jedes Möbelstück, leeren sämtliche Schubladen auf den Boden... Jetzt kommt schon, Leute, das hat Sal nicht verdient, oder?«

Keller seufzte und nickte Stanton zu, der seinerseits mit einem Kopfnicken auf das Schränkchen über der Kaffeemaschine wies. Ein Beamter holte zwei Zigarrenkisten heraus.

»Heilige Mutter Gottes«, sagte Fanelli und blätterte das Geld durch. »Das muss ja fast eine halbe Million sein.«

Er warf einen Blick auf den Tisch. »Das sind deine Chips, was?«, sagte er zu Tony. Der Junge antwortete nicht, aber das schien Fanelli gar nicht zu erwarten. Er lachte und sah die anderen Spieler an. »Und ihr nennt euch Männer – lasst euch von einem halben Kind beim Pokern den Arsch versohlen.«

»Ich bin kein Kind.«

»Ja, ja, ja.« Der Detective wandte sich wieder den Zigarrenkisten zu. Dann trat er zu den beiden uniformierten Beamten. Sie hielten eine kurze Besprechung im Flüsterton ab, schließlich nickten die beiden und verließen den Raum.

»Meine Jungs müssen ein paar Dinge überprüfen«, sagte Fanelli. »Ein paar Zeugenaussagen erhärten oder so etwas. Das ist ein tolles Wort, ›erhärten‹, oder?« Er lachte. »Ich liebe es, das zu sagen.« Er lief im Raum auf und ab, hielt an der Kaffeekanne und goss sich eine Tasse ein. »Warum zum Teufel wird bei Spielen um hohen Einsatz nie Alkohol getrunken? Habt ihr Angst, eine Dame mit einem Buben zu verwechseln?«

»Genau das«, sagte Keller.

Der Beamte schlürfte seinen Kaffee und sagte leise: »Hört zu, ihr Arschlöcher. Vor allem du, Kleiner.« Er zeigte auf Tony und begann wieder auf und ab zu laufen. »Die Geschichte hier fällt in eine... na ja, sagen wir, schwierige Zeit für mich. Wir sind mit ernsthaften Verbrechen befasst, die sich zufällig gerade in anderen Teilen der Stadt ereignen.«

Ernsthafte Verbrechen, dachte Keller. So reden Polizisten nicht. Worauf um alles in der Welt will er hinaus?

Ein Lächeln. »Folgender Vorschlag. Ich will keine Zeit damit vergeuden, euch auf der Stelle festzunehmen. Es würde mich von meinen anderen Fällen abhalten, versteht ihr? Nun, das Geld habt ihr so oder so verloren. Wenn ich euch einbuchte, wird das Geld als Beweismittel beschlagnahmt, und wenn ihr verurteilt werdet – und das *werdet* ihr –, geht jeder Cent an

den Staat. Falls es jedoch... ich sage nur *falls*, es gar kein Beweismittel gäbe, tja, dann müsste ich euch mit einer Verwarnung davonkommen lassen. Aber das wäre in Ordnung für mich, weil ich mich den anderen Fällen widmen könnte. Den wichtigen.«

»Die im Augenblick gerade erhärtet werden?«, fragte Tony.

»Halt's Maul, du Null«, murmelte der Detective und sprach damit exakt aus, was Keller dachte.

»Also, was meint ihr?«

Die Männer sahen einander an.

»Es liegt an euch«, sagte der Polizist. »Wie entscheidet ihr euch?«

Keller überflog die Mienen der anderen Spieler. Er sah Tony an, der das Gesicht verzog, und nickte. »Wir kommen Ihnen gern entgegen, Fanelli«, sagte er zu dem Detective. »Wir wollen unseren Beitrag leisten, damit ein paar – wie sagten Sie – ernsthafte Verbrechen aufgeklärt werden können.«

»Ellridge soll so sauber bleiben, wie es ist«, murmelte Stanton.

»Und die Bürger danken Ihnen für Ihre Bemühungen«, sagte Detective Fanelli und stopfte das Geld in seine Anzugtaschen.

Dann sperrte er ihre Handschellen auf, steckte sie ebenfalls ein und verließ den Raum ohne ein weiteres Wort durch den Hintereingang.

Die Spieler tauschten erleichterte Blicke – bis auf Tony natürlich, in dessen Gesicht das nackte Entsetzen geschrieben stand. Immerhin war er der große Verlierer bei der ganzen Sache.

Keller schüttelte ihm die Hand. »Du hast gut gespielt heute Abend, Junge. Tut mir ehrlich leid für dich.«

Der Junge nickte, winkte den anderen kraftlos zu und ging auf die Gasse hinaus.

Die Spieler aus Chicago schnatterten noch ein paar Minuten aufgereg, dann verabschiedeten sie sich ebenfalls. Stanton

fragte Keller, ob er noch ein Bier wolle, aber der Spieler schüttelte den Kopf, und der Alte ging allein in die Bar. Keller setzte sich an den Tisch, nahm geistesabwesend einen Satz Karten zur Hand, mischte und begann für sich allein zu spielen. Der Schock über die Razzia war praktisch verflogen; was ihm zu schaffen machte, war, dass er gegen den Jungen verloren hatte, der ganz okay spielte, aber keinesfalls sehr gut.

Doch nach ein paar Minuten Spiel besserte sich seine Stimmung, und er erinnerte sich an eine andere seiner Hausregeln: Auf lange Sicht gewinnt immer Verstand gegen Glück.

Der Junge hatte dieses eine Mal eben Glück gehabt. Aber es würde neue Spiele geben, neue Gelegenheiten, der Wahrscheinlichkeit zu ihrem Recht zu verhelfen und Tony oder andere wie ihn um ihre Geldnotenbündel zu erleichtern.

Anmaßende Jugendliche, die man ausnehmen kann, wird es immer geben, dachte Keller und legte die schwarze Zehn auf den Herzbuben.

Tony Stigler stand auf der Brücke über den Gleisen, sah einen Zug in die Nacht verschwinden und versuchte, nicht an das Geld zu denken, das er gerade gewonnen hatte – und das ihm dann gestohlen wurde.

Fast eine halbe Million.

Papiere und Staub wirbelten im Gleisbett hinter dem Zug auf. Tony beobachtete es geistesabwesend und wiederholte in Gedanken etwas, das Keller gesagt hatte.

Alles über das Spiel zu wissen, selbst jeden unbedeutenden Mist – das ist es, was beim Pokern die Männer von den Jungs unterscheidet.

Aber das stimmt nicht, dachte Tony. Man muss nur eins wissen: Egal, wie gut du bist, Poker wird immer ein Glücksspiel bleiben.

Und das ist nicht so gut wie eine sichere Sache.

Er vergewisserte sich, dass er allein war, dann griff er in die Tasche und holte den Deckel des Starbucks-Bechers hervor. Er entfernte die falsche Plastikscheibe auf der Unterseite und drückte auf einen winzigen Schalter. Dann verpackte er ihn sorgfältig in einen gepolsterten Umschlag und steckte ihn wieder in seine Tasche. Das Ding war seine eigene Erfindung. Eine Minikamera im Trinkloch des Deckels hatte jede Karte erfasst, wenn Tony gegeben hatte, und der winzige Rechner hatte Farbe und Zahl an den Computer in Tonys Wagen geschickt. Er musste nur den Deckel an einer bestimmten Stelle antippen, um dem Computer zu sagen, wie viele Personen am Spiel beteiligt waren, und das Programm, das er geschrieben hatte, kannte das Blatt aller Mitspieler. Es entschied, wie viele Karten er ziehen musste, und ob er in den einzelnen Runden bieten oder passen sollte. Der Computer übermittelte seine Anweisungen dann an den Bügel seiner Brille, der nach einem bestimmten Code vibrierte, und Tony agierte entsprechend.

»Betrügen idiotensicher« nannte er das Programm.

Ein perfekter Plan, perfekt ausgeführt – das Einzige, woran er nicht gedacht hatte, war, dass die verdammte Polizei seinen Gewinn stehlen würde.

Tony sah auf die Uhr. Beinahe ein Uhr morgens. Er hatte es nicht eilig, nach Hause zu fahren; sein Onkel war auf einer seiner Geschäftsreisen. Was sollte er tun? Marconi Pizza hatte noch geöffnet, und er beschloss, vorbeizuschauen und seinen Kumpel zu besuchen, der ihm den Tipp mit Kellers Spiel gegeben hatte. Ein Stück Pizza essen und eine Cola trinken.

Hinter ihm knirschten Schritte, und als er sich umdrehte, sah er Larry Stanton steifbeinig die Gasse entlangkommen; er war auf dem Weg zur Bushaltestelle.

»Hallo«, rief der Alte, als er ihn bemerkte, und ging zu ihm hin. »Leckst du deine Wunden? Oder überlegst du, ob du springen sollst?« Er nickte in Richtung der Bahnleiße.

Tony lachte säuerlich. »Unglaublich, was? Wirklich verdammtes Pech.«

»Ach, Razzien gehören zum Spiel, wenn man illegal spielt«, sagte Stanton. »Du musst sie mit einkalkulieren.«

»Eine halbe Million?«, murmelte Tony.

»Sicher, das tut weh«, sagte Stanton und nickte. »Aber besser als ein Jahr im Knast.«

»Ja, das schon.«

Der alte Mann gähnte. »Ich geh mal besser heim und packe. Ich fliege morgen nach Florida zurück. Wozu den Winter in Ellridge verbringen, wenn es nicht sein muss?«

»Haben Sie noch etwas übrig?«, fragte Tony.

»Geld?... Ein bisschen.« Ein spöttischer Blick. »Aber sehr viel weniger als zuvor, dank dir und Keller.«

»Warten Sie.« Der Junge holte seine Brieftasche hervor und gab dem Mann hundert Dollar.

»Ich nehme keine Almosen.«

»Nennen Sie es ein Darlehen.«

Stanton überlegte einen Moment. Dann nahm er den Schein mit verlegener Miene und steckte ihn ein.

»Danke ... Ich gehe jetzt lieber. Bald fahren keine Busse mehr. War nett, mit dir zu spielen, mein Sohn. Du hast Potenzial. Wirst es weit bringen.«

Ja, dachte der Junge, allerdings werde ich es weit bringen. Die Cleveren, die Innovativen, die Jungen... letzten Endes schlagen wir Leute wie dich und Keller immer. So ist das Leben. Er sah den Opa davonehumpeln, ein alter, gebrochener Mann. Mitleid erregend, dachte der Junge. Bevor ich so werde, erschieße ich mich.

Tony setzte seine Mütze auf, trat vom Geländer zurück und ging zu seinem Wagen. Unterwegs überlegte er bereits, wen er sich als Nächstes vornehmen sollte.

Zwanzig Minuten später hielt der Stadtbus am Bordstein, und Larry Stanton stieg aus.

Er ging die Straße entlang, bis er an eine dunkle Kreuzung kam, das gelbe Warnlicht blinkte für den Verkehr auf der Hauptstraße, das rote für den auf der Querstraße. Er bog um die Ecke und blieb stehen. Vor ihm stand ein dunkelblauer Crown Victoria. Auf dem Kofferraum stand *Police Interceptor*.

Und an dem Kofferraum lehnte die schlanke Gestalt von Detective George Fanelli.

Der Polizist stieß sich von dem Wagen ab und ging Stanton entgegen. Die beiden anderen Beamten von der Razzia am Abend standen in der Nähe. Sowohl Stanton als auch Fanelli blickten sich um und schüttelten einander dann die Hände. Der Detective holte ein Kuvert aus der Tasche und gab es Stanton. »Deine Hälfte – zweihundertzweiundzwanzigtausend.«

Stanton machte sich nicht die Mühe, nachzuzählen. Er steckte das Geld weg.

»Heute hat sich's gelohnt«, sagte der Polizist.

»Allerdings«, stimmte ihm Stanton zu.

Die beiden zogen diese Masche einmal in jedem Jahr ab, wenn Stanton von Florida heraufkam. Stanton erschlich sich das Vertrauen eines Spielers, verlor in einer Reihe privater Spiele einiges Geld und gab dann an einem Abend mit hohen Einsätzen den Polizisten rechtzeitig einen Tipp. Fanelli schob die Schuld an der Razzia einem namenlosen Verräter zu, steckte die Bank als Schmiergeld ein und ließ alle laufen. Pokerspieler waren immer so froh, nicht ins Gefängnis zu müssen und weiterspielen zu können, dass es nie Beschwerden gab.

Was Stanton anging, hatte ihm ein solcher Schwindel immer besser gelegen als Spielen.

Ich spiele nicht schlecht, aber die Chance zu verlieren ist auf jeden Fall größer als die, zu gewinnen. Wenn es ernsthaft um Geld geht, dann Sorge ich dafür, dass der Vorteil auf meiner Seite liegt.

»Hey, Larry«, rief einer der uniformierten Beamten Stanton zu. »War nicht böse gemeint vorhin, als ich dir die Manschetten angelegt habe. Ich dachte nur, es wirkt irgendwie realistischer.«

»Hast du genau richtig gemacht, Moscawitz. Du bist ein geborener Schauspieler.«

Stanton und der Detective gingen an dem Polizeifahrzeug vorbei und spazierten den schmutzigen Gehsteig entlang. Sie kannten sich seit Jahren, seit Stanton als Leiter des Werksschutzes bei Midwest Metal gearbeitet hatte.

»Alles okay?« Fanelli sah auf Stantons Bein hinunter, das er nachzog.

»Ich bin am Genfer See ein Wettrennen auf Jet Ski gefahren und in ein Kielwasser geraten. Ist nicht weiter schlimm.«

»Wann geht es zurück nach Tampa?«

»Morgen.«

»Fliegst du?«

»Nein, ich fahre.« Er zog Schlüssel aus seiner Tasche und öffnete die Tür eines neuen BMW-Sportwagens.

Fanelli betrachtete das Auto bewundernd. »Hast du den Lexus verkauft?«

»Ich hab beschlossen, ihn zu behalten.« Er nickte in Richtung des schlanken, silbernen Flitzers. »Ich brauchte nur ein Gefährt mit mehr Sexappeal, verstehst du. Die Damen in meinem Golfclub lieben Männer in einem Sportwagen. Selbst wenn sie gichtige Knie haben.«

Fanelli schüttelte den Kopf. »Der Junge hat mir leidgetan. Woher hat er das Geld für ein Spiel mit so hohen Einsätzen?«

»Sein Ausbildungsgeld oder was. Hat es von seinen Alten geerbt.«

»Du meinst, wir haben gerade eine Waise ausgenommen? Ich werde einen Monat lang zur Beichte gehen.«

»Er ist eine Waise, der Keller und die anderen bis aufs Hemd betrogen hat.«

»Was?«

Stanton lachte. »Ich habe eine Weile gebraucht, bis ich dahinterkam. Er muss eine Art elektronisches Auge oder eine Kamera oder so etwas im Deckel seines Kaffeebechers gehabt haben. Er hat immer auf dem Tisch damit herumgespielt und ihn nahe an die Karten gerückt, wenn er gab – und er hat nur dieses eine Mal im großen Stil gewonnen, als er Geber war. Nach der Razzia habe ich mir dann seinen Wagen angesehen – er hatte einen Computer und eine Art Antenne auf dem Rücksitz.«

»Verdammt«, sagte Fanelli. »Das war aber dumm. Wenn er nicht aufpasst, endet er als Leiche. Es wundert mich, dass Keller nichts gemerkt hat.«

»Keller war zu sehr mit seiner eigenen Masche beschäftigt, um den Jungen auszunehmen.« Stanton erzählte ihm, wie der Profi Tony in die Falle gelockt hatte.

Der Detective lachte. »Er hat versucht, den Jungen hereinzulegen, der Junge wollte den ganzen Tisch hereinlegen, und wir beiden Alten haben sie alle zusammen hereingelegt. Da steckt doch irgendwie eine Lehre drin.« Die Männer gaben einander zum Abschied die Hand. »Bis zum nächsten Frühjahr, mein Freund. Dann versuchen wir mal Greenpoint. Wie ich höre, laufen dort schöne Spiele um hohen Einsatz.«

»Das machen wir.« Stanton nickte und brachte den Sportwagen auf Touren. Er fuhr bis zur Kreuzung, schaute sorgfältig nach links und rechts und bog dann auf die Hauptstraße, die zum Highway führte.

Siebenunddreißig Grad

Der Mann hatte die Anzugjacke über die Schulter geschwungen und schleppte sich den langen Aufgang zu dem Bungalow hinauf. Seine Lungen brannten, er bekam kaum Luft in der unglaublichen Hitze, die bis weit nach Sonnenuntergang angehalten hatte.

Als er auf dem Pflaster vor dem Haus stehen blieb und nach Luft schnappte, glaubte er, aufgebrachte Stimmen aus dem Gebäude zu hören. Dennoch blieb ihm nichts übrig, als hier zu läuten. Es war das einzige Haus, das er entlang des Highways gesehen hatte.

Er stieg die Treppe zu der unwirtlich dunklen Veranda hinauf und drückte auf die Klingel.

Die Stimmen verstummten sofort.

Er hörte ein Schlurfen. Zwei, drei gesprochene Worte.

Er läutete noch einmal, und endlich wurde die Tür geöffnet.

Sloan beobachtete, dass jeder der drei Leute im Haus ihn mit einem anderen Gesichtsausdruck ansah.

Die etwas über fünfzigjährige Frau auf der Couch, die ein zu oft gewaschenes, ärmelloses Hauskleid trug, schien erleichtert zu sein. Der Mann neben ihr – etwa gleich alt, rundlich und kahl – war misstrauisch.

Und der Mann, der die Tür geöffnet hatte und nun vor Sloan stand, hatte ein Grinsen im Gesicht – ein feistes Grinsen, das eigentlich sagte: Was zum Teufel wollen Sie? Er war etwa in Sloans Alter – Ende dreißig – und hatte lange, tätowierte Arme. Er hielt die Tür abwehrend mit seiner kräftigen Hand fest. Bekleidet war er mit einer grauen, fleckigen Arbeitshose und einem zerrissenen Arbeitshemd. Sein kahler Schädel glänzte.

»Kann ich was helfen?«, fragte der Tätowierte.

»Tut mir leid, Sie zu stören«, sagte Sloan. »Mein Wagen läuft nicht mehr – überhitzt. Ich muss den Pannendienst anrufen. Dürfte ich Ihr Telefon benutzen?«

»Die Telefongesellschaft hat Probleme, wie ich gehört habe«, antwortete der Mann. Er wies mit einem Kopfnicken zum dichten, stillen Nachthimmel. »Wegen der Hitze – der Strom fällt dauernd aus oder was.«

Er rührte sich nicht aus der Tür.

Aber die Frau sagte rasch: »Nein, bitte kommen Sie doch herein.« Sie schien merkwürdig begierig darauf zu sein. »Un-

ser Telefon hat vor einer Weile geläutet. Ich bin mir sicher, es funktioniert.«

»Bitte«, plapperte der ältere Mann nach, der ihre Hand hielt.

Der tätowierte Mann musterte Sloan vorsichtig, wie es die Leute oft taten. Sloan war von Natur aus ein ernster Mensch und ein großer, muskulöser Mann – er hatte in den letzten drei Jahren täglich trainiert -, und im Augenblick sah er einfach nur heruntergekommen aus; er war durch den Busch gestieft, um auf kürzestem Weg zu den Lichtern dieses Hauses zu gelangen. Und nachdem er in dieser erdrückend feuchtheißen Luft umhergelaufen war, war jeder Zentimeter seiner Haut nass geschwitzt.

Schließlich bat ihn der Tätowierte mit einer Handbewegung ins Haus. Sloan bemerkte eine üble Narbe auf seinem Handrücken. Sie sah aus wie von einer Messerwunde, und sie war noch nicht alt.

Das Haus war übertrieben beleuchtet, und es war unangenehm heiß. Eine winzige Klimaanlage ächzte vor sich hin, trug aber nichts dazu bei, die stickige Luft zu kühlen. Er warf einen Blick auf die Wände, nahm rasch Vignetten eines Lebens wahr, das in einer kleinen Blase der Welt verbracht worden war. Berufsleben bei Allstate Insurance und in einer High-School-Bibliothek, eine unklare Verbindung zum Rotary Club, Kirchengruppen und Elternbeiräte. Angelausflüge nach Saginaw oder Minnesota. Eine Reise nach Chicago, festgehalten in gerahmten, vergilbenden Fotos.

Man stellte einander vor. »Ich bin Dave Sloan.«

Agnes und Bill Willis waren das Paar. Sloan beobachtete sofort eine Ähnlichkeit im Benehmen, wie sie für lang verheiratete Paare typisch war. Der tätowierte Mann sagte nichts über sich. Er machte sich an der Klimaanlage zu schaffen und schob den Knopf auf und ab.

»Ich störe hoffentlich nicht beim Abendessen.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen. Es war acht Uhr abends, und Sloan sah kein schmutziges Geschirr vom Nachtmahl.

»Nein«, antwortete Agnes schließlich leise.

»Nö, hier gibt's nichts zu futtern«, bemerkte der Tätowierte mit einer geheimnisvollen Schärfe. Er blickte wütend auf die Klimaanlage, als wollte er sie mit einem Tritt aus dem Fenster befördern, aber er beherrschte sich und ging zu dem Platz zurück, den er sich gesichert hatte – einem zu dick gepolsterten Kunstledersessel, der bereits vor Schweiß glänzte, weil er darin gesessen hatte, ehe er an die Tür ging.

»Das Telefon ist da drin«, sagte Bill und zeigte zur Küche.

Sloan dankte ihm und ging seinen Anruf machen. Sobald er ins Wohnzimmer zurückkam, verstummten Bill und der jüngere Mann rasch, die sich zuvor unterhalten hatten.

Sloan sah Bill an und sagte: »Sie schleppen es nach Hatfield. Der Abschleppwagen müsste in zwanzig Minuten hier sein. Ich kann draußen warten.«

»Nein«, sagte Agnes. Dann schien sie das Gefühl zu haben, sie sei zu forsch gewesen und schielte zu dem Tätowierten, fast als befürchtete sie, er könnte sie schlagen.

»Zu heiß draußen«, sagte Bill.

»Nicht heißer als hier drin«, erwiderte der tätowierte Mann sarkastisch und hatte dieses Grinsen wieder auf. Seine Lippen waren wulstig, und auf der oberen stand Schweiß – ein Anblick, bei dem es Sloan juckte.

»Setzen Sie sich«, sagte Bill vorsichtig. Sloan sah sich um und entdeckte das einzige unbesetzte Möbelstück, eine unbequeme Couch, die mit rosa und grünem Chintz in Blumenmustern bezogen war. Zusammen mit der Hitze und dem nervösen Gezappel des tätowierten Mannes machte ihn das grelle Design unruhig.

»Darf ich Ihnen etwas anbieten?«, fragte die Frau.

»Vielleicht ein wenig Wasser, wenn es nicht zu viel Mühe macht.« Sloan wischte sich das Gesicht ab.

Die Frau stand auf.

»Ich nehme an, Sie haben bemerkt«, sagte der Tätowierte kühl, »dass sie mich nicht vorgestellt haben.«

»Nun ja, wir wollten nicht...«, begann Bill.

Der Mann brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

»Ich heiße Greg.« Ein neuerliches Zögern. »Ich bin ihr Nef- fe. Hab nur kurz auf einen Besuch vorbeigeschaut. Oder, Bill? Wie in den guten alten Zeiten?«

Bill nickte und blickte auf den fadenscheinigen Teppich hinunter. »Die guten alten Zeiten.«

Sloan hörte plötzlich ein merkwürdiges Geräusch. Ein Scharren. Ein leises Schlagen. Niemand sonst schien es zu bemerken. Er blickte auf, als Agnes zurückkam. Sie gab Sloan das Glas, und er trank die Hälfte davon sofort aus.

»Ich habe mir überlegt«, sagte sie, »dass du dir vielleicht Mr. Sloans Wagen ansehen könntest, Bill. Was hältst du davon, wenn du und Greg einen Blick darauf werfen?«

»Dave«, sagte Sloan. »Bitte nennen Sie mich Dave.«

»Vielleicht könnt ihr Dave ein wenig Geld sparen.«

»Sicher...«, fing Bill an.

»Ach was«, sagte Greg, »das lassen wir mal lieber. Zu viel Arbeit in der Hitze. Außerdem sieht Dave aus, als könnte er sich einen richtigen Mechaniker leisten. Er sieht aus, als würde er in Geld schwimmen. Oder, Dave? Was machen Sie?«

»Verkaufen.«

»Und was verkaufen Sie?«

»Computer. Hardware und Software.«

»Ich traue Computern nicht. Ich wette, ich bin der einzige Mensch im Land ohne E-Mail.«

»Nein, gut achtzig Millionen Leute haben keine, soviel ich weiß«, sagte Dave.

»Kinder, zum Beispiel«, meldete sich Bill zu Wort.

»Wie ich, was? Ich und die Kleinen, wolltest du das sagen?«

»Aber nein«, sagte Bill rasch. »Das war nur so dahingesagt. Ich wollte niemanden beleidigen.«

»Wie sieht es mit Ihnen aus, Greg?«, fragte Sloan. »In welcher Branche sind Sie?«

Er überlegte einen Moment. »Ich arbeite mit meinen Händen... Wollen Sie wissen, was Bill tut?«

Ein finsterer Ausdruck huschte kurz über Bills Gesicht. »Ich war in der Versicherungsbranche. Im Moment bin ich gerade zwischen zwei Jobs.«

»Er wird aber demnächst wieder arbeiten, hab ich Recht, Bill?«

»Ich hoffe es.«

»Ich bin mir sicher, das wird er«, sagte Agnes.

»Wir sind uns *alle* sicher, dass er das wird. Hey, Sloan, glauben Sie, Bill könnte Computer verkaufen?«

»Das weiß ich nicht. Ich weiß nur, mir macht es Spaß.«

»Sind Sie gut in Ihrem Job?«

»Oh, ich bin sehr gut.«

»Wieso Computer?«

»Weil es im Augenblick einen Markt für das gibt, was meine Firma herstellt. Aber es spielt keine Rolle für mich. Ich könnte alles verkaufen. Vielleicht sind es nächstes Jahr Heizstrahler oder eine neue Art Laser in der Medizin. Wenn ich Geld damit verdienen kann, verkaufe ich es.«

»Erzählen Sie doch mal von Ihren Computern«, sagte Greg.

Sloan tat die Aufforderung mit einem Achselzucken ab. »Das ist nur technischer Kram. Sie würden sich langweilen.«

»Na, wir wollen natürlich niemanden langweilen, besonders uns Kinder nicht. Wo wir doch so nett zusammensitzen, die ganze Familie... Familie.« Greg schlug mit seiner kräftigen Faust auf die Armlehne. »Finden Sie nicht, dass Familie wichtig ist? Ich schon. Haben Sie Familie, Dave?«

»Sie sind tot. Meine nächsten Angehörigen, meine ich.«

»Alle?«, fragte Greg neugierig.

»Meine Eltern und meine Schwester.«

»Wie sind sie gestorben?«

Agnes zuckte bei dieser unverblünten Frage. Aber Sloan machte es nichts aus. »Ein Unfall.«

»Unfall?« Greg nickte. »Meine Leute sind auch tot«, fügte er emotionslos hinzu.

Was bedeutete, dass Bill und Agnes ebenfalls ein Geschwister verloren hatten, da er ja ihr Neffe war. Greg würdigte jedoch ihren Verlust mit keinem Wort.

Das Geräusch der Klimaanlage schien zu verstummen, als das Schweigen der drei den winzigen, stickigen Raum erfüllte. Dann hörte Sloan ein schwaches Klopfen. Es schien aus einem Zimmer zu kommen, dessen geschlossene Tür er im Flur sah. Niemand sonst bemerkte es. Er nahm es noch einmal wahr, dann hörte es auf.

Greg stand auf und ging zu einem Thermometer, das an der Wand befestigt war. Ein silberner Draht lief durch ein Loch, das schlampig durch den Fensterrahmen gebohrt war. Er tippte die runde Anzeige mit dem Finger an. »Kaputt«, verkündete er. Dann drehte er sich zu den drei anderen um. »Ich hab vorhin Nachrichten gehört. Und da hieß es, dass es fast siebenunddreißig Grad bei Sonnenuntergang gehabt hat. Das ist ein neuer Rekord hier in der Gegend, sagte der Sprecher. Das hat mich ins Grübeln gebracht. Siebenunddreißig Grad – das ist die Temperatur des menschlichen Körpers. Und wisst ihr, was für ein Gedanke mir gekommen ist?«

Sloan blickte prüfend in die unheimlichen, belustigten Augen des Mannes. Er sagte nichts. Genau wie Bill und Agnes.

»Mir wurde klar«, fuhr Greg fort, »dass es keinen Unterschied zwischen Leben und Tod gibt. Nicht den geringsten. Was halten Sie davon?«

»Keinen Unterschied? Das kapiert ich nicht«, sagte Sloan.

»Nehmen wir zum Beispiel einen schlechten Menschen. Welche Art Mensch sollen wir nehmen, Bill? Vielleicht jemanden, der seine Schulden nicht bezahlt? Wie wäre es damit? Okay, was ich sagen will, ist, dass nicht sein *Körper* der

falsche Fuffziger ist, sondern seine *Seele*. Wenn er stirbt, was bleibt? Die Seele eines falschen Fuffzigers. Dasselbe ist es bei einem guten Menschen. Da bleibt eine gute Seele, nachdem ein guter Körper nicht mehr ist. Oder ein Mörder zum Beispiel. Wenn sie einen Mörder hinrichten, spaziert eine Mörderseele anschließend weiter herum.«

»Das ist ein interessanter Gedanke, Greg.«

»So wie ich es sehe«, fuhr der Mann fort, »ist ein Körper nur eine auf siebenunddreißig Grad erwärmte Seele.«

»Darüber müsste ich nachdenken.«

»Okay, unsere Leute sind tot, Ihre und meine«, fuhr Greg fort.

»Stimmt«, erwiderte Sloan.

»Aber selbst wenn sie tot sind«, sagte Greg in philosophischem Ton, »kann man immer noch Ärger ihretwegen haben, oder?« Er lehnte sich in dem glatten, fleckigen Sessel zurück und schlug die Beine über Kreuz. Er trug keine Socken, und Sloan erhaschte einen Blick auf ein weiteres Tattoo – eins, das am Knöchel begann und nach oben weiterging. Sloan wusste, dass eine Tätowierung am Knöchel zu den schmerzhaftesten gehört, da die Nadel zwangsläufig auf den Knochen trifft. Ein Tattoo an dieser Stelle war mehr als Körperbemalung; es war eine trotzigte Erinnerung daran, dass Schmerz seinem Träger nichts bedeutet.

»Ärger?«

»Deine Eltern können dir noch Kummer machen, nachdem sie tot sind.«

Das kann dir jeder Psychiater sagen, dachte Sloan, fand die Bemerkung aber ein bisschen zu schlau für Greg.

Der junge Mann fuhr sich mit der kräftigen Hand über den schweißglänzenden Schädel. Das war wirklich eine Mordsnarbe, die er da hatte. Am anderen Arm war noch eine. »Vor ein paar Jahren ist so eine Sache passiert.«

»Was für eine Sache?«, fragte Bill.

Sloan bemerkte, dass Agnes die Serviette in ihrer Hand vollkommen zerpfückt hatte.

»Ich habe keine Lust, die Einzelheiten vor Fremden auszuweiten«, sagte Greg gereizt.

»Tut mir leid«, sagte Bill rasch.

»Ich wollte nur grundsätzlich feststellen, dass jemand, der tot war, mir immer noch Probleme machte. Ich konnte es sehr deutlich sehen. Ein Miststück im Leben, ein Miststück, als sie tot war. Gott hat ihr die Seele von jemandem gegeben, der Ärger macht. Glauben Sie an Gott, Sloan?«

»Nein.«

Agnes zuckte. Sloan blickte auf die drei Kruzifixe an der Wand.

»Ich glaube an das Verkaufen, das ist so ziemlich alles.«

»Dann ist das eben Ihre Seele. Auf siebenunddreißig Grad erwärmt.« Ein Grinsen. »Da Sie ja noch leben.«

»Und wie sieht Ihre Seele aus, Greg? Ist sie gut, schlecht?«

»Ich bin jedenfalls kein falscher Fuffziger«, sagte er geziert. »Darüber hinaus müssen Sie raten. Ich verrate nicht so viel wie Sie.«

Das Licht wurde schwächer. Erneut ein Problem mit der Stromversorgung.

»Schaut euch das an«, sagte Greg. »Vielleicht sind es die Seelen einer Familie, die sich hier noch herumtreiben und mit dem Licht spielen. Was meinst du, Bill?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht.«

»Einer Familie, die hier gestorben ist«, spekulierte Greg. »Weißt du, ob hier jemand gestorben ist, Bill?«

Agnes schluckte heftig. Bill trank einen Schluck aus einem Glas, es sah aus wie abgestandenes Mineralwasser. Seine Hand zitterte.

Das Licht brannte wieder in voller Stärke. Greg schaute sich im Zimmer um. »Was glauben Sie, ist dieses Haus wert, Sloan?«

»Das weiß ich nicht«, sagte er ruhig. Langsam hatte er dieses ständige Provozieren satt. »Ich verkaufe Computer, schon vergessen? Keine Häuser.«

»Ich denke, locker zweihunderttausend.«

Das Geräusch hinter der Tür wieder. Es war lauter diesmal, über das Ächzen der Klimaanlage zu hören. Ein Kratzen, ein dumpfes Schlagen.

Die drei Menschen im Zimmer blickten in Richtung der Tür. Agnes und Bill fühlten sich sichtlich unbehaglich. Niemand sagte ein Wort wegen des Geräuschs.

»Wo verkaufen Sie Ihre Computer?«, fragte Greg.

»Ich war heute in Durrant. Jetzt bin ich auf dem Weg nach Osten.«

»Hier in der Gegend sind die Zeiten schlecht. Die Leute haben keine Arbeit, stimmt's, Bill?«

»Ja, schwere Zeiten.«

»Schwere Zeiten hier, schwere Zeiten überall.« Greg wirkte betrunken, aber Sloan roch keine Fahne, und der einzige Alkohol in Sichtweite waren eine verkorkte Flasche Port und ein billiger Brandy, die beide sicher hinter einer verschmierten Glasscheibe im Wohnzimmerschrank standen. »Bestimmt auch schwere Zeiten für Verkäufer. Selbst für Verkäufer, die *alles* verkaufen können, wie Sie.«

»Passt Ihnen irgendwas an mir nicht, Greg?«, fragte Sloan ruhig.

»Wieso? Nein.« Aber der stählerne Blick des Mannes sagte das Gegenteil. »Wie kommen Sie darauf?«

»Es ist die Hitze«, versuchte Agnes rasch zu vermitteln. »Ich habe diese Fernsehsendung gesehen, auf CNN. Darüber, was die Hitze bewirkt. Krawalle in Detroit, Waldbrände oben bei Saginaw. Sie lässt die Leute verrücktspielen.«

»Verrückt?«, fragte Greg. »Verrückt?«

»Ich meinte nicht dich«, sagte sie rasch.

Greg wandte sich Sloan zu. »Fragen wir doch unseren Superverkäufer hier, ob ich mich verrückt benehme.«

Sloan schätzte, dass er den Burschen in vier bis fünf Minuten in einem Würgegriff auf dem Rücken haben könnte, aber das würde nicht ohne ernste Schäden an dem billigen Nippeskram im Haus abgehen. Und die Polizei würde kommen, und es würde alle möglichen Komplikationen geben.

»Also, was ist?«

»Nein, Sie kommen mir nicht verrückt vor.«

»Das sagen Sie, weil Sie keinen Ärger wollen. Vielleicht haben Sie doch keine Verkäuferseele. Vielleicht haben Sie eine Lügnerseele...« Er rieb sich mit beiden Händen das Gesicht. »Mann, ich muss schon ein paar Liter geschwitzt haben.«

Sloan spürte, wie der Mann die Beherrschung verlor. Er bemerkte einen Waffenschrank an der Wand mit zwei Gewehren darin. Er schätzte ab, wie schnell er ihn wohl erreichen konnte. War Bill dumm genug, eine nicht abgesperrte, geladene Waffe darin aufzubewahren? Wahrscheinlich.

»Ich will Ihnen mal etwas sagen...«, begann Greg drohend und klopfte mit seinen stumpfen Fingern auf die schweißnasse Sessellehne.

Es läutete an der Tür.

Im ersten Moment rührte sich niemand. Dann stand Greg auf, ging zur Tür und öffnete sie.

Ein stämmiger Mann mit langen Haaren stand im Eingang. »Hat hier jemand einen Abschleppwagen gerufen?«

»Ja, ich.« Sloan stand auf. »Danke, dass ich das Telefon benutzen durfte«, sagte er zu Bill und Agnes.

»Kein Problem.«

»Wollen Sie bestimmt nicht bleiben? Ich könnte Abendessen machen. Bitte.« Die arme Frau war nun eindeutig verzweifelt.

»Nein, ich muss mich auf den Weg machen.«

»Ja«, sagte Greg. »Dave muss sich auf den Weg machen.«

»Mann«, sagte der Fahrer. »Hier drin ist es ja heißer als draußen.«

Wenn du wüsstest, dachte Sloan und ging die Treppe hinunter zu dem im Leerlauf wartenden Abschleppwagen.

Der Fahrer wuchtete Sloans defekten Chevy mit der Winde auf die Ladefläche und kettete ihn fest, und dann stiegen die beiden Männer ins Führerhaus des Lkw. Sie fuhren in östlicher Richtung auf den Highway. Die Klimaanlage ratterte, und die kühle Luft war eine Wohltat.

Das Funkgerät knisterte. Sloan verstand über dem Lärm der Klimaanlage nicht viel, aber der Fahrer beugte sich vor, um einer offenbar wichtigen Mitteilung zu lauschen. Als die Übertragung zu Ende war, sagte er: »Sie haben den Kerl noch immer nicht erwischt.«

»Welchen Kerl?«, fragte Sloan.

»Den Mörder. Der aus diesem Gefängnis knapp fünfzig Kilometer östlich von hier geflohen ist.«

»Davon habe ich gar nichts gehört.«

»Hoffentlich schafft es die Geschichte in *American's Most Wanted*. Haben Sie die Sendung schon mal gesehen?«

»Nein. Ich sehe nicht viel fern«, sagte Sloan.

»Ich schon«, sagte der Fahrer. »Kann sehr lehrreich sein.«

»Wer ist dieser Kerl?«

»So eine Art Psychokiller. Wie in *Das Schweigen der Lämmer*. Wie sieht es mit Filmen aus, mögen Sie die?«

»O ja«, sagte Sloan. »Das war ein guter Streifen.« Er blickte aus dem Fenster. »Wie ist der Kerl entkommen? Das Gefängnis ist doch streng gesichert, oder?«

»Klar doch. Mein Bruder... äh, mein Bruder hatte einen *Freund*, der dort wegen Autodiebstahl saß. Rauer Laden. In den Nachrichten hieß es, dieser Killer habe sich im Gefängnis aufgehalten und wegen der Hitze sei es zu einem Stromausfall gekommen. Vermutlich ging das Notstromaggregat auch nicht oder was, und die Lichter und der elektri-

sche Zaun fielen fast eine Stunde lang aus, keine Ahnung. Als alles wieder funktioniert hat, war er weg.«

Sloan fröstelte, da die kalte Luft seine durchgeschwitzten Sachen kühlte. »Sagen Sie«, fragte er, »kennen Sie diese Familie, wo Sie mich abgeholt haben?«

»Nein. Hier komme ich nicht oft heraus.«

Sie fuhren zwanzig Minuten weiter. Sloan sah eine Reihe blinkender Lichter ein Stück voraus.

»Eine Straßensperre«, sagte der Fahrer. »Wahrscheinlich suchen sie nach diesem Ausbrecher.«

Sloan sah zwei Polizeiautos. Zwei uniformierte Beamte winkten die vorbeikommenden Autos an den Straßenrand.

»Wenn wir an die Sperre kommen«, sagte Sloan, »dann halten Sie bitte an der Seite. Ich will mit einem Polizisten reden.«

»Wird gemacht, Mister.«

Als sie angehalten hatten, stieg Sloan aus und teilte dem Fahrer mit, er würde in einer Minute zurück sein. Dann atmete er tief ein, aber keine Luft schien in seine Lungen zu gelangen. Seine Brust schmerzte wieder.

Einer der Beamten blickte zu Sloan. Der kräftige Mann, dessen braunes Hemd dunkel war vor Schweiß, ging auf ihn zu. »Einen Augenblick, Sir. Kann ich Ihnen helfen?« Er hielt seine Taschenlampe abwehrbereit, als er auf Sloan zutrat, der sich vorstellte und ihm eine Visitenkarte überreichte. Sloan warf einen Blick auf das Namensschild des Mannes. Sheriff Mills. Der Beamte betrachtete die Karte und dann Sloans Anzug und kam zu dem Schluss, dass er nicht der Gesuchte war. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ist das hier wegen des Kerls, der aus dem Gefängnis geflohen ist?« Er nickte in Richtung der Streifenwagen.

»Ja. Haben Sie etwas beobachtet, das uns helfen könnte, ihn zu finden?«

»Na ja, vielleicht ist nichts dran, aber ich dachte, ich sollte es Ihnen sagen.«

»Nur zu.«

»Wie sieht der Mörder aus?«

»Er ist erst vor etwa zwei Stunden entwischt. Wir haben noch kein Bild. Aber er ist Mitte dreißig, bärtig. Eins achtzig groß, muskulös. So wie Sie, mehr oder weniger.«

»Rasierter Schädel?«

»Nein, aber an seiner Stelle hätte ich ihn mir vielleicht rasiert, sobald ich draußen gewesen wäre. Und den Bart ebenfalls weggemacht.«

»Ist er tätowiert?«

»Keine Ahnung. Wahrscheinlich.«

Sloan erzählte von seiner Autopanne und wie er beim Haus der Willis geläutet hatte. »Glauben Sie, dieser Gefangene wäre dort vorbeigekommen?«

»Wenn er schlau war, dann ja. Wäre er nach Westen gegangen, hätte er fünfzig Meilen Wald vor sich. In diese Richtung hatte er die Chance, in der Stadt ein Auto zu stehlen oder als Anhalter auf dem Highway mitgenommen zu werden.«

»Und dann käme er genau an den Willis vorbei?«

»Ja. Wenn er auf der Route 202 unterwegs war. Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich glaube, der Bursche könnte bei den Willis sein.«

»Wie bitte?«

»Wissen Sie, ob sie einen Neffen haben?«

»Ich glaube nicht, dass je von einem die Rede war.«

»Nun, dort hält sich ein Mann auf, der in etwa auf die Beschreibung des Täters passt. Er gab sich als Bills Neffe aus, der zu Besuch sei. Aber irgendwie stimmte da etwas nicht. Ich meine, zunächst einmal war Abendessenzeit, aber sie hatten nicht gegessen und kochten nicht, und in der Küche war kein schmutziges Geschirr. Und sie taten alles, was dieser Greg ihnen sagte, als hätten sie Angst, sie könnten ihn aufregen.«

Der Sheriff zog ein zusammengefaltetes Papierhandtuch aus der Tasche und wischte sich Gesicht und Schädel ab.

»Noch etwas?«

»Er sagte merkwürdige Dinge – sprach über den Tod und diese Erfahrung, die er gemacht hatte und die ihn das Sterben anders sehen ließ. Als wäre es nichts Schlimmes ... Ich fand's unheimlich. Ach ja, und noch etwas – er sagte, er wolle eine bestimmte Sache nicht vor Fremden erzählen. Er könnte mich gemeint haben, aber wieso hat er dann die Mehrzahl benutzt und nicht gesagt ›vor einem Fremden‹? Es war, als würde er Bill und Agnes ebenfalls meinen.«

»Da ist was dran.«

»Er hatte außerdem ein paar üble Narben. Als hätte er an einem Messerkampf teilgenommen. Und er hat eine Frau erwähnt, die ihm nach ihrem Tod genauso viel Kummer gemacht hat wie vorher. Ich dachte, er könnte vielleicht die Schwierigkeiten mit dem Gesetz gemeint haben, weil er sie getötet hat.«

»Was hat ihre Tochter dazu gesagt?«

»Tochter?«

»Die Willis haben eine Tochter, Sandy. Haben Sie sie nicht gesehen? Sie ist gerade in den Semesterferien zu Hause. Und sie arbeitet in der Tagesschicht bei Taco Bells. Sie hätte um diese Zeit zu Hause sein müssen.«

»Großer Gott«, murmelte Sloan. »Ich habe sie nicht gesehen... Aber jetzt fällt mir noch etwas ein. Die Tür zu einem der hinteren Zimmer war zu, und aus dem Raum kam ein Geräusch. Alle waren total nervös deshalb. Meinen Sie nicht, wie soll ich sagen, sie könnte irgendwie gefesselt da drin gewesen sein?«

»Du meine Güte«, sagte der Sheriff. »Dieser Ausbrecher – der war im Gefängnis, weil er Mädchen vergewaltigt und ermordet hat. Studentinnen.« Er zog sein Funkgerät hervor. »An alle Polizeieinheiten in Hatfield. Hier spricht Mills. Ich habe eine Spur, was diesen entflohenen Sträfling angeht. Der Mann könnte sich draußen bei Bill Willis an der Route 202 aufhalten. Lasst alle Straßensperren mit einem Wagen besetzt, alle ändern sofort dorthin. Nähert euch leise, ohne Lichter. Haltet

an der Straße bei der Einfahrt, aber geht nicht hinein. Wartet auf mich.«

Antworten wurden gefunkt.

Der Sheriff wandte sich an Sloan. »Wir brauchen Sie möglicherweise als Zeugen, Mr. Sloan.«

»Sicher. Wenn ich helfen kann, jederzeit.«

»Lassen Sie sich von dem Abschleppwagen zum Polizeirevier bringen – es ist an der Elm Street. Mein Mädchen ist dort, sie heißt Clara. Erzählen Sie ihr einfach dasselbe wie mir. Ich rufe sie an, damit sie Ihre Aussage aufnimmt.«

»Gern, Sheriff.«

Der Sheriff lief zu seinem Wagen und sprang hinein. Sein Deputy nahm auf dem Beifahrersitz Platz, sie wendeten und rasten davon zum Haus der Willis.

Sloan sah ihnen nach und stieg wieder in den Abschleppwagen, wo er zum Fahrer sagte: »Hätte ich auch nicht gedacht, dass ich mitten in so einer Geschichte lande.«

»Das ist der aufregendste Auftrag, den *ich* je hatte, das kann ich Ihnen sagen.«

Sie fuhren auf den Highway zurück, und das Gefährt rumpelte auf ein schwaches Lichtband zu, das von der hitzegetränkten Stadt Hatfield, Michigan, abgestrahlt wurde.

»Ich sehe niemanden außer den Willis«, flüsterte der Deputy.

Er hatte den Bungalow rasch durch ein Seitenfenster erkundet. »Sie sitzen nur da und reden, Bill und Agnes.«

Drei männliche Beamte und zwei Frauen – fünf Achtel des Polizeireviers von Hatfield – umringten das Haus.

»Er könnte auf dem Klo sein. Gehen wir schnell rein.«

»Klopfen wir?«

»Nein«, murmelte der Sheriff. »Wir klopfen nicht.«

Sie stürmten so schnell durch die Haustür, dass Agnes ihr Soda auf die Couch fallen ließ und Bill zwei Schritte bis zum

Gewehrschrank schaffte, ehe er den Sheriff und seine Leute erkannte.

»Jesus, Maria und Josef, ihr habt uns aber erschreckt, Hal.«

»So ein Schock«, murmelte Agnes. Dann: »Keine Gotteslästerung, Bill.«

»Alles in Ordnung bei euch?«

»Natürlich ist alles in Ordnung. Wieso?«

»Und eure Tochter?«

»Die ist mit ihren Freunden unterwegs. Ist ihr etwas passiert?«

»Nein, es geht nicht um sie.« Sheriff Mills ließ die Waffe sinken. »Wo ist er, Bill?«

»Wer?«

»Dieser Kerl, der hier war.«

»Der Mann mit der Autopanne?«, fragte Agnes. »Er ist mit dem Abschleppwagen gefahren.«

»Nein, nicht der. Der Typ, der sich Greg nennt.«

»Greg?«, fragte Agnes. »Der ist auch weg. Worum geht es hier denn?«

»Wer ist Greg?«, fragte der Sheriff.

»Der Sohn meines verstorbenen Bruders.«

»Dann ist er also wirklich dein Neffe?«

»So ungern ich es zugebe – ja.«

Der Sheriff steckte seine Pistole weg. »Dieser Sloan, der Mann, der den Abschleppwagen von hier gerufen hat – er glaubte, Greg könnte vielleicht dieser Ausbrecher sein. Wir dachten, er hält euch als Geiseln.«

»Was für ein Ausbrecher?«

»Ein Mörder aus dem Gefängnis westlich von hier. Ein Psychopath. Er ist vor ein paar Stunden entkommen.«

»Nein!«, sagte Agnes atemlos. »Wir haben heute Abend noch keine Nachrichten gesehen.«

Der Sheriff erzählte ihnen, was Sloan über Gregs Benehmen gesagt hatte – und dass die Willis ihn erkennbar aus dem Haus wünschten und sogar Angst vor ihm zu haben schienen.

Agnes nickte. »Tja, weißt du...«

Ihre Stimme brach ab, und sie sah zu ihrem Mann. »Schon gut, Schatz«, sagte dieser, »du kannst es ihm erzählen.«

»Als Bill letztes Jahr seinen Job verlor, wussten wir nicht, was wir tun sollten. Wir hatten kaum Ersparnisse, und meine Arbeit in der Bücherei, nun, die bringt nicht viel Geld. Wir mussten uns also welches leihen. Die Bank wollte nicht einmal mit uns reden, deshalb haben wir Greg angerufen.«

Sichtlich beschämt schüttelte Bill den Kopf. »Er ist der reichste in unserer Familie.«

»Der?«, fragte Sheriff Mills.

»Ja«, antwortete Agnes. »Er ist Klempner... nein, Verzeihung, Installationsunternehmer. Der scheffelt das Geld nur so. Besitzt acht Lkws. Er hat das Geschäft geerbt, als Bills Bruder starb.«

»Er hat mir ein Darlehen gegeben«, fuhr ihr Mann fort. »Bestand natürlich auf einer zweiten Hypothek auf das Haus. Und reichlich Zinsen dazu. Mehr als die Banken verlangt hätten. Hat sich wirklich ekelhaft benommen bei der ganzen Sache, da wir mit ihm und seinem Vater eigentlich nie viel Kontakt hatten – mein Bruder und ich verstanden uns nicht allzu gut. Aber er schrieb uns einen Scheck aus, und er war der Einzige, der dazu bereit war. Ich dachte, ich würde inzwischen einen neuen Job gefunden haben, aber leider hat sich nichts ergeben. Und die Arbeitslosenunterstützung lief aus. Als ich die Raten an ihn nicht mehr bezahlen konnte, hörte ich auf, seine Anrufe entgegenzunehmen. Es war mir so peinlich. Schließlich hat er dann heute Abend unangemeldet hier vorbeigeschaut. Er hat uns die Hölle heiß gemacht. Hat mit Zwangsvollstreckung gedroht, wollte uns auf die Straße setzen.«

»An diesem Punkt ist Mr. Sloan aufgetaucht. Wir hofften, er würde bleiben. Es war ein Albtraum, hier zu sitzen und sich Gregs endlose Tiraden anzuhören.«

»Sloan sagte, er habe Narben gehabt. Wie Messerwunden.«

»Unfälle bei der Arbeit wahrscheinlich«, sagte Bill.

»Was hat er mit einer Frau gemeint, die vor ein paar Jahren gestorben ist?«

Bill nickte. »Er wollte uns nicht sagen, was er genau meinte.« Er sah Agnes an. »Es muss wohl um seine Freundin gegangen sein. Sie ist bei einem Autounfall gestorben, und Greg hat ihren Sohn ein paar Monate lang gewissermaßen geerbt. Es war eine Katastrophe – Greg ist nicht gerade der beste Vater, wie Sie sich vorstellen können. Schließlich hat ihre Schwester den Jungen genommen.«

Dem Sheriff fiel noch etwas ein. »Dieser Sloan sagte, er hat Geräusche aus einem anderen Zimmer gehört. Es kam ihm verdächtig vor.«

Agnes errötete heftig. »Das war Sandy.«

»Eure Tochter?«

Ein Nicken. Die Frau konnte nicht fortfahren. »Sie ist mit ihrem Freund nach Hause gekommen«, sagte Bill. »Sie gingen in ihr Zimmer, weil sie sich vor dem Ausgehen umziehen wollte. Bis wir wussten, wie uns geschah... na ja, du kannst es dir ja vorstellen... Ich habe sie gebeten, mehr Respekt zu zeigen und nicht mit ihm zusammen zu sein, wenn wir zu Hause sind. Aber es ist ihr egal.«

Dann war das Ganze also nur ein Missverständnis, dachte Sheriff Mills.

Bill lachte leise. »Und ihr dachtet, Greg ist der Mörder? Das ist verrückt.«

»Es war nicht so weit hergeholt«, sagte der Sheriff. »Überlegt mal. Der Kerl ist um fünf Uhr nachmittags geflohen. Da wäre ihm gerade genügend Zeit geblieben, um ein Auto zu stehlen und es bis zum frühen Abend von Durrant zu euch zu schaffen.«

»Kommt hin«, sagte Bill.

Der Sheriff wandte sich zum Gehen und machte die Tür auf.

»Warte mal, Hal«, sagte Bill. »Sagtest du eben Durrant?«

»Ja. Der Kerl ist aus dem Gefängnis dort geflohen.«

Bill sah Agnes an. »Hat dieser Sloan nicht erzählt, dass er aus Durrant kommt?«

»Ja, da bin ich mir sicher.«

»Wirklich?«, fragte der Sheriff. Er drehte sich wieder zu den Willis um. »Was wisst ihr sonst noch über ihn?«

»Eigentlich nicht viel. Er hat nur gesagt, dass er Computer verkauft.«

»Computer?« Der Sheriff runzelte die Stirn. »Hier in der Gegend?«

»Das hat er gesagt.«

Das war merkwürdig. Hatfield war nicht gerade ein Technologiezentrum des Bundesstaats. Den nächsten Computerladen gab es gut zwanzig Kilometer südlich in einem Nachbarort. »Sonst noch etwas?«

»Er ist Fragen ziemlich ausgewichen, jetzt, da ich darüber nachdenke. Hat so gut wie nichts erzählt. Außer dass seine Eltern tot sind.«

»Und es schien ihn nicht groß zu bekümmern«, warf Agnes ein.

Der Sheriff überlegte: Sloan war etwa gleich alt und gleich gebaut wie der Mörder. Und hatte ebenfalls dunkles Haar.

Verdammt, dachte er für sich, ich habe mir nicht einmal seinen Führerschein angesehen, nur seine Visitenkarte. Er könnte den echten Sloan getötet und seinen Wagen gestohlen haben.

»Und da war noch etwas«, bemerkte Bill. »Er sagte, sein Wagen sei überhitzt. Man sollte meinen, dass ein Handelsvertreter mit einem neuen Wagen unterwegs ist. Und wann hast du zuletzt gehört, dass ein Wagen überhitzt ist? Das passiert heutzutage doch kaum mehr. Und noch dazu abends?«

»Heilige Mutter Gottes«, sagte Agnes und bekreuzigte sich. Offenbar erachtete sie die Situation einer Ausnahme von ihrer Regel über Gotteslästerung für würdig. »Und er war hier bei uns, in unserem Haus.«

Aber die Gedanken des Sheriffs waren auf diesem beunruhigenden Weg bereits weitergewandert. Sloan, wurde ihm nun klar, hatte gewusst, dass es eine Straßensperre geben würde. Deshalb hatte er seinen Wagen selbst funktionsuntüchtig gemacht, die Pannenhilfe angerufen und die Straßensperre auf diese Weise passiert. Mann, er war sogar dreist auf den Sheriff zugegangen und hatte die Geschichte über Greg erzählt – um die Polizei in die Irre zu führen.

Und wir haben ihn davonkommen lassen. Er konnte inzwischen ...

O nein!

Die Erkenntnis traf ihn wie ein Schlag in die Magengrube. Er hatte Sloan zum Polizeirevier geschickt. Wo sich im Augenblick nur eine Person befand. Clara. Einundzwanzig. Wunderschön.

Und die der Sheriff nicht aus Chauvinismus als »sein Mädchen« bezeichnet hatte, sondern weil sie tatsächlich seine Tochter war, die in den Semesterferien bei ihm arbeitete.

Er griff zum Telefon und rief auf dem Revier an. Niemand meldete sich.

Sheriff Mills rannte aus dem Haus und sprang in seinen Wagen. »Großer Gott, bitte nicht...«

Der Deputy neben ihm sprach ebenfalls ein Stoßgebet. Aber der Sheriff hörte ihn nicht. Er ließ den Wagen an, und zehn Sekunden später brauste der Crown Victoria mit hundert Sachen durch die Nacht, die heiß wie eine Suppe war und gesprenkelt von Tausenden nervösen Glühwürmchen.

In der Elm Street bremste der Sheriff scharf ab und warf noch eine Mülltonne um, ehe der Wagen zum Stehen kam. Leere Flaschen und Süßigkeitenpapier ergossen sich über die Straße.

Der Deputy neben ihm schleppte die kurze Schrotflinte mit, eine Patrone in der Kammer und entsichert.

»Wie sieht der Plan aus?«, fragte er.

»So«, entgegnete der Sheriff knapp, stieß mit der Schulter voran durch die Tür und richtete die Waffe geradeaus. Der Deputy folgte ihm auf den Fersen.

Beide Männer blieben abrupt stehen und starrten die beiden Menschen im Raum an, die sie beim Schlürfen von Eistee überrascht hatten. Dave Sloan und die Tochter des Sheriffs blinzelten erschrocken über den überfallartigen Auftritt.

Die Beamten ließen die Waffen sinken.

»Dad!«

»Was ist los, Sheriff?«, fragte Sloan.

»Ich...«, stammelte er. »Mr. Sloan, könnte ich wohl einen Ausweis sehen?«

Sloan zeigte dem Sheriff seinen Führerschein; Mills prüfte das Foto – es war eindeutig Sloan. Darauf erzählte er ihnen verlegen, welchen Verdacht er nach der Unterhaltung bei den Willis gehabt hatte.

Sloan nahm es gutmütig auf. »Sie hätten sich den Führerschein am besten gleich zeigen lassen sollen, Sheriff.«

»Ja, das hätte ich wohl. Es schien mir nur alles ein wenig verdächtig. Etwa dass Sie den Willis erzählt haben, Sie kämen aus Durrant.«

»Meine Firma installiert und wartet die Gefängniscomputer. Es ist einer meiner größten Kunden.« Er langte in seine Jackentasche und zeigte dem Sheriff einen Arbeitsauftrag. »Diese Stromausfälle wirken verheerend auf die Computer. Wenn man sie nicht ordnungsgemäß herunterfährt, kommt es zu allen möglichen Problemen.«

»Ach so. Tut mir leid, Sir. Sie müssen verstehen...«

»Dass Sie es mit einem flüchtigen Mörder zu tun haben.« Sloan lachte wieder. »Dann dachten die Willis also, *ich* sei der Mörder... Ich würde sagen, damit sind wir quitt, nachdem ich Greg dafür hielt.«

»Ich habe vorhin hier angerufen«, sagte der Sheriff zu seiner Tochter. »Niemand hat sich gemeldet. Wo warst du?«

»Ach, die Klimaanlage ist ausgegangen. Mr. Sloan und ich sind hinters Haus gegangen, um zu sehen, ob wir sie wieder in Gang bringen.«

Einen Augenblick später begann das Faxgerät ein Blatt Papier auszuspucken. Es zeigte das Bild eines jungen, bärtigen Mannes mit dichtem, dunklem Haar: Die Front- und Profilsicht des Ausbrechers.

Der Sheriff zeigte es Sloan und Clara und las aus der Mitteilung des Gefängnisses vor. »Er heißt Tony Windham. Kind reicher Eltern aus Ann Arbor. Millionenschwer, Treuhandvermögen, Privatschule. Einserabschluss. Aber irgendwo ist eine Schraube locker bei ihm. Er hat sechs Frauen getötet und beim Prozess keinen Funken Reue gezeigt. Nun, er wird es jedenfalls nicht durch Hatfield schaffen. Die Route 202 und die 17 sind die einzigen Zufahrten zum Highway, und wir kontrollieren jedes Fahrzeug.« Er wandte sich an den Deputy. »Lösen wir die Jungs an der Straßensperre ab.«

Draußen zeigte der Sheriff Sloan den Weg zu der Werkstatt, wo sein Chevy repariert wurde, und stieg mit seinem Deputy in den Streifenwagen. Er wischte sich den Schweiß vom Gesicht und verabschiedete sich von dem Handelsvertreter. »Immer cool bleiben.«

Sloan lachte. »Nichts leichter als das. Nacht, Sheriff.«

In Earl's Reparaturwerkstatt ging Sloan auf den Mechaniker zu, dessen Overall ebenso viele Schweiß- wie Ölflecken aufwies.

»Okay, er läuft wieder«, sagte der Mann.

»Was war los?«

»Der Deckel war abgegangen, deshalb ist Ihr Kühlmittel herausgeschwappt, das war alles. Ich traue mich gar nicht, etwas zu berechnen.«

»Aber Sie werden es trotzdem tun.«

Der Mann nahm seine durchnässte Baseballmütze ab und wischte sich die Stirn ab. Setzte die Mütze wieder auf. »Wenn Ihr Auto nicht gewesen wäre, würde ich jetzt daheim in einer kalten Badewanne sitzen.«

»Das verstehe ich.«

»Ich habe Ihnen nur zwanzig Dollar berechnet. Plus das Abschleppen, natürlich.«

Zu jeder anderen Zeit hätte Sloan gefeilscht, aber er wollte zurück auf die Straße. Er zahlte, stieg in den Wagen und drehte die Klimaanlage voll auf. Dann fuhr er auf die Hauptstraße und hinaus aus der Stadt.

Zehn Meilen östlich von Hatfield, nahe der Interstate, bog er auf den Parkplatz eines Greyhound-Busbahnhofs. Er stellte den Wagen in einem verlassenen Teil des Parkplatzes ab. Dann stieg er aus und ließ den Kofferraum aufspringen.

Er sah hinein und nickte dem bärtigen jungen Mann in dem Gefängnisoverall zu. Der Mann blinzelte mit schmerzverzerrtem Gesicht in das grelle Licht über ihnen und schnappte nach Luft. Er lag in einer embryonalen Stellung zusammengekrümmt.

»Wie geht's?«, fragte Sloan.

»Himmel«, murmelte Tony Windham. Er schnappte nach Luft, und sein Kopf rollte beunruhigend schlaff hin und her. »Heiß... schwindlig. Krämpfe.«

»Klettern Sie langsam heraus.«

Sloan half dem Gefangenen aus dem Wagen. Selbst mit Bart und schweißnassem Haar sah der Mann eher wie ein wohlzogener Banker als wie ein Serienmörder aus – auch wenn sich diese beiden Tätigkeiten nicht gegenseitig ausschließen mussten, dachte Sloan.

»Tut mir leid«, sagte der Handelsvertreter. »Es hat länger gedauert als gedacht, bis der Abschleppwagen kam. Dann saß ich im Büro des Sheriffs fest, bis der zurück war.«

»Ich habe bestimmt zwei Liter Wasser getrunken«, sagte Windham, »und muss noch immer nicht pinkeln.«

Sloan blickte sich auf dem menschenleeren Parkplatz um. »Zur vollen Stunde fährt ein Bus nach Cleveland. Da drin ist eine Fahrkarte und ein falscher Führerschein«, fügte er hinzu und gab Windham eine Sporttasche, die außerdem einige Toilettenartikel und Kleidung zum Wechseln enthielt. Der Mörder trat hinter eine große Mülltonne und zog Jeans und ein T-Shirt mit der Aufschrift »Rock and Roll Hall of Fame« an. Seine Gefängnisklamotten stopfte er in die Tonne. Dann kauerte er nieder und rasierte sich den Bart mit Gel und Mineralwasser; mit den Fingern prüfte er sorgfältig, ob er alle Barthaare erwischte hatte. Als er fertig war, versteckte er sein Haar unter einer Baseballmütze.

»Wie sehe ich aus?«

»Wie ein ganz anderer Mensch.«

»Verdammt«, sagte Windham. »Sie haben es geschafft, Sloan. Sie sind gut.«

Der Geschäftsmann hatte Tony Windham vor einem Monat in der Gefängnisbibliothek kennengelernt, als er ein Upgrade des Computersystems der Anstalt überwachte. Er fand Windham charmant, klug und einfühlsam – dieselben Eigenschaften, die Sloan zu einem Starverkäufer gemacht hatten. Die beiden verstanden sich prächtig. Schließlich unterbreitete Windham sein Angebot für die eine Sache, die Sloan verkaufen konnte: Freiheit. Es gab keine Verhandlungen. Sloan setzte den Preis auf drei Millionen fest, die der Millionenerbe auf ein anonymes Konto in Übersee transferieren ließ.

Sloans Plan sah vor, dass er auf einen der heißesten Tage des Jahres wartete, dann so tat, als hätte es einen momentanen Stromausfall gegeben, und mit Hilfe der Computer die Stromversorgung und die Sicherungssysteme des Gefängnisses lahmlegte. Das würde es Windham ermöglichen, über den elektrischen Zaun zu klettern. Sloan würde den Mörder dann aufsammeln und im Kofferraum verstecken, den er zu diesem Zweck mit Luftlöchern und einem großen Wasservorrat versehen hatte.

Sloan hatte damit gerechnet, dass die Polizei Straßensperren an den Routen errichten würde, die vom Gefängnis wegführten. Deshalb hatte er seinen Wagen in der Nähe eines der wenigen Häuser entlang der Route 202 gestoppt und den Deckel des Kühlwasserbehälters offen gelassen, sodass das Fahrzeug überhitzte. Dann hatte er darum gebeten, das Telefon benutzen zu dürfen. Er hatte beabsichtigt, ein wenig über die Hausbesitzer in Erfahrung zu bringen, damit er eine glaubwürdige Geschichte über verdächtige Vorgänge im Haus auftischen und die Polizei ablenken konnte, sodass sie seinen Wagen nicht durchsuchten. Aber er hätte sich nie träumen lassen, auf eine so gute falsche Fährte wie Greg, den verrückten Klempner, zu stoßen.

Mir wurde klar, dass es keinen Unterschied zwischen Leben und Tod gibt. Nicht den geringsten. Was halten Sie davon?

Sloan gab Tony Windham fünfhundert Dollar in bar.

Der Mörder schüttelte ihm die Hand. Dann runzelte er die Stirn. »Sie fragen sich wahrscheinlich, ob ich jetzt, da ich draußen bin, mein Leben auf die Reihe kriege. Oder ob ich, na ja, so weitermache wie vorher. Mit den Mädchen.«

Sloan hob die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen. »Ich will Ihnen einen Grundsatz meines Gewerbes verraten, Tony. Sobald ein Geschäft abgeschlossen ist, denkt ein guter Verkäufer nicht darüber nach, was der Käufer mit dem Produkt anfangen wird.«

Der Mann nickte und machte sich mit der Tasche über der Schulter auf den Weg zur Bushaltestelle.

Sloan stieg in seinen Firmenwagen und ließ den Motor an. Er öffnete einen Aktenkoffer und schaute sich den Verkaufsplan für den folgenden Tag an. Ein paar ganz gute Aussichten darunter, überlegte er zufrieden. Er drehte die Klimaanlage voll auf, fuhr aus dem Parkplatz und steuerte in Richtung Osten, um sich ein Hotel für die Nacht zu suchen.

Glauben Sie an Gott, Sloan?

Nein. Ich glaube ans Verkaufen. Das ist so ziemlich alles.

Dann ist das Ihre Seele.

O ja, das ist sie, dachte Sloan.

Auf siebenunddreißig Grad erwärmt.

Immer einen Besuch wert

Wenn man ein geborener Gauner ist, ein raffinierter Bursche, ein Spieler, dann hat man diesen sechsten Sinn für günstige Gelegenheiten, man erschnuppert sie förmlich, und genau das tat Ricky Kelleher jetzt, als er die beiden Typen im vorderen Teil der verrauchten Bar beobachtete, nicht weit von einem schmutzigen Fenster, das seit fünf Jahren ein Loch von einer Kugel hatte.

Was sich dort auch abspielen mochte, wirklich glücklich sah keiner von den beiden aus.

Ricky beobachtete weiter. Er hatte einen der Männer schon ein paar Mal hier im Hanny's gesehen. Er trug Anzug und Krawatte, was ihn in dieser Spelunke wirklich auffallen ließ wie einen Kuhfladen auf der Autobahn. In dem anderen, Lederjacke und enge Jeans, ausrasierte Provinzlerfrisur, erkannte Ricky eine Art Möchtegern-Mafioso, so à la *Sopranos* – ja, er war der Typ Wichser, der seine Frau für einen Breitwandfernseher versetzt. Er war mächtig sauer, schüttelte den Kopf zu allem, was der Anzugheini sagte. An irgendeinem Punkt schlug er mit der Faust so heftig auf die Theke, dass die Gläser hüpften. Niemand nahm jedoch Notiz davon. So etwas bemerkte man in einem Laden wie Hanny's nicht.

Ricky saß im rückwärtigen Teil, am kurzen *L* der Bar, seinem üblichen Thron. Der Barkeeper, ein verstaubter Alter, vielleicht schwarz, vielleicht weiß, man konnte es nicht sagen, schielte immer wieder voll Unbehagen auf die streitenden Männer. »Alles cool«, versicherte ihm Ricky. »Ich hab sie im Blick.«

Der Anzugheini hatte eine Aktentasche offen vor sich, in der ein Stapel Papiere lag. Die meisten Geschäfte in dieser beißend riechenden, dunklen Bar in Hell's Kitchen, westlich von Midtown, drehten sich um Tütchen mit klein gehäckselten Pflanzen oder Kisten voll Johnnie Walker, die vom Lkw gefallen waren, und wurden auf der Herrentoilette oder in der Gasse hinter der Kneipe abgewickelt. Das hier war etwas anderes. Der dünne, eins sechzig große Ricky konnte nicht genau sagen, worum es ging, aber dieser magische Sinn, das Auge des Spielers, riet ihm, aufzupassen.

»Zum Teufel damit«, sagte der Möchtegern zum Anzugheini.

»Tut mir leid.« Ein Achselzucken.

»Ja, das sagten Sie schon.« Der Möchtegern rutschte vom Barhocker. »Aber Sie hören sich nicht an, als würde es Ihnen so wahnsinnig leidtun. Und wissen Sie, warum? Weil ich derjenige bin, dessen Geld futsch ist.«

»Quatsch. Mir geht dafür das ganze Geschäft flöten.«

Ricky hatte jedoch die Erfahrung gemacht, dass es nicht weniger wehtat, sein Geld zu verlieren, wenn andere ihres ebenfalls verloren. So war das Leben.

Der Möchtegern wurde immer aufgebracht. »Passen Sie gut auf, mein Freund. Ich werde ein paar Telefongespräche führen. Ich kenne Leute da unten. Mit denen legen Sie sich besser nicht an.«

Der Anzugtyp tippte auf eine Art Zeitungsartikel in seiner Aktentasche. »Und was wollen diese Leute unternehmen?« Er senkte die Stimme und flüsterte etwas, worauf Möchtegern angewidert das Gesicht verzog. »Jetzt gehen Sie einfach heim, halten sich bedeckt und die Augen offen. Und beten Sie, dass die nicht in der Lage sind...« Wieder die gesenkte Stimme. Ricky konnte nicht hören, was »sie« möglicherweise tun würden.

Möchtegern schlug noch einmal mit der Faust auf den Tresen. »Damit kommst du nicht durch, Arschloch. Jetzt...«

»Hey, meine Herren«, sagte Ricky. »Ein bisschen leiser, ja?«

»Wer zum Teufel bist du denn, Kleiner«, brauste Möchtegern auf. Der Anzugheini legte ihm die Hand auf den Arm, um ihn zu beruhigen, aber er zog den Arm weg und blickte weiter wütend in Richtung Ricky.

Ricky strich sich das fettige, dunkelblonde Haar nach hinten. Erhob sich langsam von seinem Hocker und ging in den vorderen Teil der Bar. Seine Stiefelabsätze klapperten laut auf dem abgenutzten Boden. Der Typ war fünfzehn Zentimeter größer und dreißig Pfund schwerer, aber Ricky hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass Verrücktheit den Leuten sehr viel mehr Angst macht als Größe, Gewicht oder Muskeln. Und so tat er, was er immer tat, wenn es eins gegen eins ging – er setzte einen irren Blick auf und trat dicht vor den Mann. Dann schrie er ihm ins Gesicht: »Wer ich bin? Ich bin der Kerl, der deinen Arsch auf die Gasse rausschleift und dich auf ein Dutzend verschiedene Arten fickt, wenn du verdammt noch mal nicht sofort hier verschwindest.«

Die Flasche wich zurück und blinzelte. Automatisch stieß er ein »Leck mich, du Arschloch« hervor.

Ricky blieb genau, wo er war, grinste irgendwie und irgendwie nicht und ließ den armen Teufel überlegen, was nun passieren würde, da er versehentlich ein wenig Spucke auf Rickys Stirn abgefeuert hatte.

Einige Sekunden vergingen.

Schließlich trank Möchtegern mit zittriger Hand sein Bier aus und ging in dem Versuch, ein wenig Würde zu bewahren, lachend zur Tür hinaus, wobei er ein »Arschloch« murmelte, als wäre Ricky derjenige, der den Schwanz einzog.

»Tut mir leid«, sagte der Anzugheini, stand auf und holte Geld für die Drinks aus der Tasche.

»Nein, Sie bleiben«, befahl Ricky.

»Ich?«

»Ja, Sie.«

Der Mann zögerte und setzte sich wieder.

Ricky warf einen Blick in den Aktenkoffer, sah ein paar Bilder von nett aussehenden Booten. »Soll alles ruhig bleiben hier im Viertel, verstehen Sie? Friedlich.«

Der Anzugtyp schloss langsam den Koffer und betrachtete die verblasste Bierwerbung, die fleckigen Sportplakate, die Spinnweben im Lokal. »Ist das Ihr Laden?«

Der Barkeeper war außer Hörweite. »Mehr oder weniger.«

»Jersey.« Der Mann nickte in Richtung der Tür, durch die Möchtegern gerade verschwunden war. Als würde das alles erklären.

Rickys Schwester wohnte in Jersey, und er fragte sich, ob er vielleicht sauer über die Beleidigung sein sollte. Er war ein loyaler Mensch. Aber dann entschied er, dass Loyalität nichts mit Bundesstaaten, Städten oder solchem Kram zu tun hatte. »Er hat Geld verloren?«

»Ein Geschäft ist dumm gelaufen.«

»Verstehe. Wie viel?«

»Ich weiß nicht.«

»Bring ihm noch ein Bier«, rief Ricky zum Barkeeper, dann wandte er sich wieder dem Mann zu. »Sie machen ein Geschäft mit ihm und wissen nicht, wie viel Geld er verloren hat?«

»Was ich nicht weiß«, sagte der Typ, und seine dunklen Augen blickten genau in Rickys, »ist, wieso zum Teufel ich Ihnen das erzählen sollte.«

Das war der Zeitpunkt, an dem es hässlich werden konnte. Einen Moment lang herrschte gespannte Stille. Dann lachte Ricky. »Keine Sorge.«

Die Biere trafen ein.

»Ricky Kelleher.« Er stieß an das Glas des anderen.

»Bob Gardino.«

»Ich hab Sie schon öfter gesehen. Wohnen Sie in der Gegend?«

»Hauptsächlich in Florida. Ich komm gelegentlich geschäftlich hier herauf. Nach Delaware ebenfalls, Baltimore, die Küste von Jersey, Maryland.«

»Ja? Ich hab da ein Sommerhaus, wo ich oft hinfahre.«

»Wo?«

»Ocean City. Fünf Zimmer, direkt am Meer.« Ricky erwähnte nicht, dass es T. G.s Haus war, nicht seines.

»Nett.« Der Mann nickte beeindruckt.

»Ganz in Ordnung. Ich schaue mir auch noch ein paar andere Plätze an.«

»Man kann nie genug Immobilien haben. Besser als der Aktienmarkt.«

»Bei mir läuft es ganz gut an der Wall Street«, sagte Ricky. »Man muss nur wissen, wonach man sucht. Du darfst halt nicht einfach eine Aktie kaufen, weil sie im Moment, sagen wir, sexy ist.« Das hatte er einmal im Fernsehen gehört.

»Wie wahr.« Jetzt tippte Gardino mit seinem Glas an Rickys.

»Das waren ein paar verdammt hübsche Boote.« Ein Kopfnicken in Richtung Aktenkoffer. »Ist das Ihre Branche?«

»Unter anderem. Was tun *Sie*, Ricky?«

»Ich habe meine Hände in vielen Sachen. In vielen Geschäften. Überall im Viertel hier. Und woanders ebenfalls. Maryland, wie gesagt. Viel Geld zu machen für einen Mann mit einem scharfen Auge.«

»Und Sie haben ein scharfes Auge?«

»Ich denke schon. Wollen Sie wissen, was es jetzt gerade sieht?«

»Was, Ihr Auge?«

»Ja.«

»Was sieht es?«

»Einen Gauner.«

»Einen...?«

»Gauner.«

»Wieso glauben Sie, dass ich ein Gauner bin?«

»Na ja, zum Beispiel kommt man nicht ins Hanny's...«

»Hanny's?«

»Die Kneipe hier. Hanrahan's.«

»Ach so.«

»... um irgendeinem Loser ein Boot zu verkaufen. Also, was war wirklich los?«

Gardino lachte, sagte aber nichts.

»Hören Sie«, flüsterte Ricky, »ich bin okay. Sie können jederzeit hier fragen.«

»Es gibt nichts zu erzählen. Ein Geschäft ist in die Hose gegangen, das ist alles.«

»Ich bin kein Bulle, falls Sie das glauben.« Ricky schaute sich um, langte in seine Tasche und zog ein Päckchen Hasch heraus, das er für T. G. aufbewahrte. »Glauben Sie, ich hätte das hier bei mir, wenn ich einer wäre?«

»Nein, ich halte Sie für keinen Bullen. Und Sie scheinen mir ganz in Ordnung zu sein. Aber ich muss auch nicht jedem Typ, der okay ist, alles über mich auf die Nase binden.«

»Das versteh ich. Nur... Ich frage mich, ob wir nicht vielleicht ins Geschäft kommen könnten.«

Gardino trank von seinem Bier. »Noch einmal: Wozu?«

»Erzählen Sie mir, wie Ihr Schwindel funktioniert.«

»Es ist kein Schwindel. Ich wollte ihm ein Boot verkaufen. Es hat nicht geklappt. Ende der Geschichte.«

»Aber... Ich sage Ihnen mal, was ich denke«, sagte Ricky in seiner besten Spielerstimme. »Ich habe Leute gesehen, die sauer waren, weil sie ein Auto nicht bekommen haben, das sie haben wollten, oder ein Haus oder eine Tussi. Aber dieser Arsch eben, der war nicht angepisst, weil er ein Boot nicht bekommen hat. Der Kerl war wütend, weil er seine Anzahlung nicht zurückbekommen hat. Wie kommt es also, dass er sie nicht gekriegt hat?«

Gardino zuckte mit den Achseln.

Ricky versuchte es noch einmal. »Wie wär's, wenn wir beide ein Spiel spielen? Ich frage Sie etwas, und Sie sagen

mir, ob ich Recht habe oder total danebenliege. Was halten Sie davon.«

»Zwanzig Fragen.«

»Was Sie wollen. Okay, wie steht es damit: Sie *leihen*« – er malte mit den Zeigefingern Anführungszeichen in die Luft – »sich ein Boot aus und verkaufen es irgendeinem Blödmann, aber auf dem Weg hierher *sinkt* es« – wieder die Anführungszeichen – »und es gibt nichts, was er dagegen tun kann. Er verliert seine Anzahlung. Er ist der Gelackmeierte. Zu schade auch, aber bei wem will er sich beschweren? Das Boot ist Fehlerware.«

Gardino studierte sein Bier. Der Hurensohn mauerte immer noch.

»Nur, dass es nie ein Boot gab«, fügte Ricky an. »Sie stehen nie irgendwas. Sie zeigen ihm nur Bilder, die Sie am Kai aufgenommen haben, und einen gefälschten Polizeibericht oder so etwas.«

Der Kerl lachte schließlich. Aber sonst nichts.

»Ihr einziges Risiko besteht in einer Tracht Prügel von irgend so'nem Arsch, der sein Geld verloren hat. Keine schlechte Masche.«

»Ich verkaufe Boote«, sagte Gardino. »Punkt.«

»Okay, Sie verkaufen Boote.« Ricky betrachtete ihn sorgfältig. Er würde es anders versuchen. »Das bedeutet, Sie suchen nach Käufern. Wie wär's, wenn ich einen für Sie auftreibe?«

»Kennen Sie jemanden, der sich für Boote interessiert?«

»Könnte sein. Es gibt da einen Kerl, den ich kenne.«

Gardino überlegte eine Minute. »Reden wir von einem Freund von Ihnen?«

»Wenn er ein Freund wäre, hätt ich ihn nicht ins Spiel gebracht.«

Die Sonne brach durch die Wolken über der 8th Avenue und beleuchtete Gardinos Bier. Es färbte ein Stück Tresen im

Gelbton des Auges eines Kranken. Schließlich sagte er zu Ricky: »Ziehen Sie Ihr Hemd hoch.«

»Mein...?«

»Ihr Hemd. Ziehen Sie es hoch, und drehen Sie sich um.«

»Glauben Sie, ich bin verkabelt?«

»Andernfalls trinken wir einfach unser Bier, quatschen über Baseball und gehen wieder unserer Wege. Ihre Entscheidung.«

Befangen wegen seines schwächtigen Körperbaus, zögerte Ricky. Aber dann glitt er vom Barhocker, hob seine Lederjacke und zog sein schmutziges T-Shirt hoch. Er drehte sich um.

»Okay. Jetzt Sie dasselbe.«

Gardino lachte. Ricky dachte, dass er mehr über ihn lachte als über die Situation, doch er beherrschte sich.

Der Schwindler legte sein Jackett ab und zog das Hemd aus der Hose. Der Barkeeper blickte zu ihnen hinüber, fand aber anscheinend nichts Besonderes dabei. Man war hier immerhin im Hanny's.

Die Männer setzten sich wieder, und Ricky bestellte noch zwei Bier.

»Okay, ich erzähle Ihnen, wie es läuft«, flüsterte Gardino. »Aber hören Sie zu. Falls Sie eine Anwandlung bekommen sollten, mich zu verpfeifen, will ich Ihnen zwei Dinge sagen: Erstens, was ich tue, ist nicht direkt legal, aber es ist nicht so, als würde ich jemandem den Schädel einschlagen oder Kindern Crack verkaufen, kapiert? Selbst wenn Sie also zu den Bullen gehen, werden sie mich bestenfalls wegen irgendeinem Quatsch wie falsche Geschäftsangaben oder so drankriegen. Die lachen Sie aus, wenn Sie damit aufs Revier kommen.«

»Nein, Mann, im Ernst...«

Gardino hielt einen Finger in die Höhe. »Und zweitens, ich habe Partner in Florida, die finden Sie, falls Sie mich hinhängen, und lassen Sie tagelang bluten.« Er grinste. »Gehen wir d'accord?«

Was immer das heißen sollte. Ricky sagte jedoch: »Keine Angst, Mister. Ich will nichts weiter, als ein bisschen Geld machen.«

»Okay. Also, es läuft folgendermaßen: Scheiß auf Anzahlungen. Der Käufer bezahlt alles im Voraus. Hundert-, hundertfünfzigtausend.«

»Ach, komm.« »Ich erzähle dem Käufer, meine Verbindungsleute wüssten, wo es diese konfiszierten Boote gibt. Die gibt es tatsächlich. Sie werden von der DEA wegen Drogen abgeschleppt oder von der Küstenwache oder der Polizei, wenn sie den Bootsführer betrunken auf dem Wasser erwischt haben. Die Boote werden dann versteigert. Die Sache ist aber die, dass es in Florida derart viele Boote gibt, dass es eine Weile dauert, sie alle zu protokollieren. Ich erzähle meinen Käufern, meine Partner würden um drei Uhr morgens in den Liegeplatz für die abgeschleppten Boote einbrechen und eins heraus schleppen, ehe es erfasst ist. Wir verfrachten es nach Delaware oder Jersey, klatschen eine neue Nummer drauf, und zack, hat man für hunderttausend ein Boot, das eine halbe Million wert ist.

Wenn ich das Geld dann habe, überbringe ich die schlechte Nachricht. Wie bei unserem Freund aus Jersey eben.« Er öffnete den Aktenkoffer und zog einen Zeitungsartikel heraus. Die Schlagzeile lautete:

Drei Verhaftungen wegen Diebstählen aus Liegeplatz der Küstenwache

Der Artikel handelte von einer Serie von Diebstählen konfiszierter Boote aus einem Liegeplatz der Regierung. Weiterhin war davon die Rede, dass die Sicherheitsvorkehrungen verschärft worden seien und FBI sowie die Polizei von Florida nach möglichen Käufern eines halben Dutzends vermisster Boote suchten. Sie hätten die Haupttäter verhaftet und nahezu

eine halbe Million Dollar in bar von Käufern an der Ostküste sichergestellt.

Ricky ließ den Blick über den Artikel wandern. »Haben Sie den selbst gedruckt, oder was?«

»Word Processor. Ich hab die Ränder eingerissen, damit es aussieht, als hätte ich ihn aus einer Zeitung herausgetrennt und dann fotokopiert.«

»Die Typen haben also eine Scheißangst, dass die Bullen auf ihre Namen stoßen oder das Geld zu ihnen zurückverfolgen.«

Jetzt gehen Sie einfach heim, halten sich bedeckt und die Augen offen.

»Manche stänkern noch ein, zwei Tage herum, aber die meisten verschwinden einfach.«

Darauf wurde erneut angestoßen. »Einfach genial.«

»Danke.«

»Angenommen, ich bringe Ihnen tatsächlich einen Käufer. Was ist für mich drin?

Gardino rang mit sich. »Fünfundzwanzig Prozent.«

»Ich will fünfzig.« Ricky fixierte ihn mit seinem berühmten Kelleher-der-Irre-Blick. Gardino hielt dem Blick mühelos stand. Was Ricky respektierte.

»Ich gebe Ihnen fünfundzwanzig Prozent bei einem Kaufpreis bis hunderttausend. Dreißig, wenn er darüber liegt.«

»Ab hundertfünfzig will ich die Hälfte«, sagte Ricky.

Gardino überlegte lange. »Abgemacht«, sagte er schließlich. »Und Sie kennen tatsächlich jemanden, der so viel Geld lockermachen könnte?«

Ricky trank sein Bier aus und machte sich, ohne zu bezahlen, auf den Weg zur Tür. »Daran werde ich ab sofort arbeiten.«

Ricky spazierte in Macks Bar.

Sie sah ziemlich genauso aus wie Hanrahan's vier Straßen weiter, nur war mehr los, weil sie näher am Kongresszentrum lag, wo Hunderte von Lastwagenfahrern, Elektrikern und Zimmerleuten Pausen zu nehmen pflegten, die sich über zwei Stunden hinzogen. Die Wohngegend um Mack's war auch besser. Sanierte Stadthäuser, ein paar neue Gebäude, wo die Miete ein Schweinegeld kostete, und sogar ein Starbucks. Eine ganz andere Welt als das verdreckte, von Kriminellen bevölkerte Schlachtfeld, das Hell's Kitchen bis in die Siebzigerjahre gewesen war.

T. G., ein fatter Ire Mitte dreißig, saß mit drei, vier seiner Kumpel am Tisch in der Ecke.

»Der Lime Ricky«, rief T. G., weder betrunken noch nüchtern – so wie er meist anzutreffen war. Er benutzte oft Spitznamen, was er nett zu finden schien, aber die Leute, die er damit ansprach, waren immer angepisst, hauptsächlich über die Art, wie er sie betonte, weniger wegen der Namen selbst. Ricky, zum Beispiel, wusste nicht einmal, was ein Lime Ricky war, vielleicht ein Drink oder was, aber der höhnische Ton in T. G.s Stimme war herabsetzend. Trotzdem, man musste ganz schön Mumm haben, um dem dicken, psychopathischen Iren etwas zu erwidern.

»Hi«, sagte Ricky und ging zu dem Ecktisch, der so etwas wie T. G.s Büro war.

»Wo zum Teufel hast du gesteckt?«, fragte T. G., ließ seine Zigarette auf den Boden fallen und zermalmte sie mit dem Stiefel.

»Bei Hanny's.«

»Und was dort getan, Lime Ricky?« Bekam nicht genug von dem Spitznamen.

»Meinen Schwanz poliert«, antwortete Ricky in einem verlogenen irischen Akzent. Er sagte oft solche Sachen, erniedrigte sich gewissermaßen selbst vor T. G. und seinen Jungs. Er wollte es nicht, er mochte es nicht. Es passierte einfach. Er fragte sich immer, wieso.

»Du meinst, einen *Ministrantenschwengel* poliert?«, dröhnte T. G. Diejenigen unter seinen Jungs, die noch einigermaßen nüchtern waren, lachten.

Ricky bestellte sich ein Guinness. Es schmeckte ihm eigentlich nicht, aber T. G. hatte einmal gesagt, Guinness und Whiskey seien das Einzige, was echte Männer trinken würden. Außerdem glaubte er, da es die Bezeichnung *stout* trug, würde es ihn zunehmen lassen. Sein ganzes Leben versuchte er, Gewicht zuzulegen. Ohne Erfolg.

Ricky setzte sich an den Tisch, der von Messerstichen und Brandspuren ausgedrückter Zigaretten übersät war. Er nickte T. G.s Jungs zu, einem halben Dutzend Losern, die ein bisschen dealten, ein bisschen die Lagerhäuser kontrollierten, ein bisschen herumhingen. Einer war so betrunken, dass er sich nicht mehr konzentrieren konnte und immer wieder anfang, einen Witz zu erzählen, bis er dann auf halber Strecke nicht mehr weiterwusste. Ricky hoffte, der Kerl würde nicht wieder kotzen, bevor er es auf die Toilette geschafft hatte, so wie gestern.

T. G. schwafelte munter weiter, beleidigte ein paar von den Leuten am Tisch auf seine fröhlichfiese Art und drohte Leuten, die nicht da waren.

Ricky saß einfach nur am Tisch, aß Erdnüsse und würgte sein nach Lakritz schmeckendes Stout hinunter; er steckte die Beleidigungen weg, wenn sie auf ihn gemünzt waren. Hauptsächlich dachte er über Gardino und die Boote nach.

T. G. rieb sich das runde, zerfurchte Gesicht und das gelockte, rotbraune Haar. »Und dieser Nigger hat sich verdammt noch mal aus dem Staub gemacht.«

Welcher Nigger?, fragte sich Ricky. Er dachte, er hätte zugehört, aber T. G.s Gedanken gingen manchmal ihre eigenen Wege, und man blieb ahnungslos zurück.

Ricky konnte allerdings sehen, dass T. G. aufgebracht war, deshalb murmelte er ein teilnahmevolles: »Dieses Arschloch.«

»Mann, wenn ich den Schwanzlutscher sehe, blas ich ihm so schnell das Licht aus.« Er schlug die Handflächen zusammen, das laute Klatschen ließ ein paar seiner Leute erschrocken blinzeln. Der Betrunkene stand auf und torkelte in Richtung Toilette. Sah aus, als sollte er es diesmal schaffen.

»War er da?«, fragte Ricky.

»Er hat seinen schwarzen Arsch nach Buffalo verfrachtet. Hab ich doch grad gesagt. Was fragst'n, ob er hier ist, verdammt?«

»Nein, ich meine nicht hier«, sagte Ricky schnell. »Ich meine, du weißt schon, *da* halt.«

»Ach so, ja«, sagte T. G. und nickte, als hätte er eine andere Bedeutung erfasst. »Klar. Aber das hilft mir auch nichts. Wenn ich ihn sehe, ist er ein toter Nigger.«

»Buffalo«, sagte Ricky und schüttelte den Kopf. »Mann.« Er bemühte sich, aufmerksamer zuzuhören, aber vor allem war er mit seinen Gedanken bei der Masche mit den Booten. Ja, dieser Gardino hatte eine gute Idee gehabt. Und Himmel, hunderttausend auf einen Schlag zu ergaunern – er und T. G. waren bisher nicht einmal in die Nähe solcher Summen gekommen.

Ricky schüttelte noch einmal den Kopf. Er seufzte. »Am liebsten würde ich nach Buffalo fahren und das schwarze Schwein selbst umlegen.«

»Du bist mein Mann, Lime Ricky. Du bist verdammt nochmal mein Mann.« Und T. G. fing wieder an, draufloszuschwafeln.

Während er nickte und in T. G.s weder betrunkenen noch nüchternen Augen schaute, überlegte Ricky: Wie viel bräuchte ich, um aus Hell's Kitchen verduften zu können? Um fortzukommen von den keifenden Ex-Frauen, dem nervigen Balg, fort von T. G. und den ganzen anderen beschissenen Losern? Um vielleicht nach Florida zu gehen, wo Gardino herkam. Vielleicht wäre das der richtige Ort für ihn. Von den verschiedenen Betrügereien, die er zusammen mit T. G. durchge-

zogen hatte, hatte er rund dreißigtausend in bar gespart. Das war ganz okay. Aber Mann, wenn er nur zwei, drei Typen mit der Bootsgeschichte hereinlegte, dann konnte er sich mit der fünffachen Summe davonmachen.

Damit hätte er noch nicht ausgesorgt, aber es würde ein Anfang sein. Himmel, Florida war voller reicher, alter Leute, die meisten davon dumm; die warteten alle nur darauf, ihr Geld einem Spieler nachzuwerfen, der den richtigen Dreh hatte.

Ein Faustschlag auf den Arm riss ihn aus seinem Tagtraum. Er biss sich auf die Innenseite der Backe und krümmte sich. Er sah T. G. böse an, der nur grinste. »Wie isses, Lime Ricky, gehst du am Samstag zu Leon oder was?«

»Ich weiß nicht.«

Die Tür ging auf, und ein Fremder kam hereinspaziert, jemand von außerhalb. Ein älterer Typ, in den Fünfzigern, mit gürtelloser brauner Hose, weißem Hemd und blauem Sakko bekleidet. Um seinen Hals baumelte ein Kongressausweis, VdGMH, was immer das sein sollte.

Verband der...? Ricky überlegte. Verband der Gemeinen Maulhelden.

Er lachte über seinen eigenen Witz. Niemand bemerkte es. Ricky beäugte den Touristen. Das hatte es früher nicht gegeben, dass man in einer Bar in dieser Gegend irgendwelche Provinztölpel sah. Aber dann war ein paar Straßen weiter südlich das Kongresszentrum eingezogen, und danach wurden der Gegend um den Times Square die Eier abgeschnitten, und sie verwandelte sich in ein Disneyland. Plötzlich war Hell's Kitchen White Plains und New Jersey, und die verdammten Yuppies und Touristen gaben den Ton an.

Der Mann blinzelte, bis sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten. Er bestellte Wein – T. G. lachte höhnisch: Wein in einer Kneipe wie dieser? – und trank ihn auf einen Satz halb aus. Der Kerl musste Geld haben. Er trug eine Rolex und Designerklamotten. Er sah sich langsam um, und es erinnerte Ricky irgendwie an die Art, wie die Leute im Zoo Tiere

betrachteten. Das machte ihn wütend, und er phantasierte kurz davon, den Kerl nach draußen zu schleifen und zu verprügeln, bis er die Uhr und seine Brieftasche herausrückte.

Aber er würde es natürlich nicht wirklich tun. So waren T. G. und Ricky nicht; sie schlugen niemandem den Schädel ein. Oh, natürlich wurde hin und wieder jemand übel zugerichtet – ein Student, den sie hereingelegt hatten, wollte T. G. an den Kragen, und sie hatten ihn zusammengeschlagen, und Ricky hatte einem Latino, der sich tausend Dollar von ihrem Geld unter den Nagel gerissen hatte, das Gesicht aufgeschlitzt. Aber die Regel war, dass man niemanden bluten ließ, wenn man es vermeiden konnte. Wenn ein Opfer nur Geld verlor, hielt es häufig den Mund, anstatt die Sache publik zu machen und wie ein Idiot dazustehen. Aber wer verletzt wurde, der ging meist zur Polizei.

»Hörst du zu, Lime Ricky?«, fuhr ihn T. G. an. »Oder bist du in deiner eigenen Scheißwelt?«

»Ich denke nur.«

»Ah, er denkt. Gut. Woran denkst du, an deinen Ministrantenbengel?«

Ricky machte eine Geste, als würde er sich einen runterholen. Erniedrigte sich schon wieder. Keine Ahnung, warum er das tat. Er schielte zu dem Touristen hinüber. Der Mann flüsterte mit dem Barkeeper, der Rickys Blick auffing und eine Kopfbewegung machte. Ricky stieß sich von T. G.s Tisch ab und ging zur Bar. Seine Stiefel klapperten laut über den Holzboden.

»Was gibt's?«

»Der Typ ist nicht von hier.«

Der Tourist sah Ricky einmal kurz an, dann blickte er zu Boden.

»Wär' ich nicht drauf gekommen.« Ricky verdrehte die Augen in Richtung Barkeeper.

»Iowa«, sagte der Mann.

Wo zum Teufel war Iowa? Ricky war nahe dran gewesen, die High-School zu schaffen, und in ein paar Fächern war es ganz gut gelaufen, aber Geographie hatte ihn wahnsinnig gelangweilt, und er hatte im Unterricht nie aufgepasst.

»Er hat mir erzählt, dass er für einen Kongress im Javits Center hier ist.«

Er und die anderen Gemeinen Maulhelden.

»Und...« Der Barkeeper sprach nicht weiter und sah den Mann an. »Warum sagen Sie es ihm nicht selbst?«

Der Mann trank noch einen großen Schluck von seinem Wein. Ricky schaute auf seine Hand. Nicht nur eine Rolex, sondern auch ein goldener Ring mit einem großkotzigen Diamanten am kleinen Finger.

»Ja, warum sagen Sie es mir nicht?«

Der Tourist sagte es – stockend und flüsternd.

Ricky hörte zu. Und als der alte Knabe fertig war, lächelte er und sagte: »Heute ist Ihr Glückstag, Mister.«

Und meiner auch, dachte er.

Eine halbe Stunde später standen Ricky und der Tourist aus Iowa in der schmuddeligen Lobby des Bradford Arms, das neben einem Lagerhaus an der Ecke 11th Avenue und 50th Street lag.

Ricky stellte vor: »Das ist Darla.«

»Hallo, Darla.«

Ein Goldzahn leuchtete wie ein Stern aus Darlas breitem Lächeln. »Hallo, Süßer. Wie heißt du?«

»Äh... Jack.«

»Freut mich, dich kennenzulernen, Jack.« Darla, deren richtiger Name Sha'quette Greeley lautete, war eins achtzig groß, wunderschön und gebaut wie ein Mannequin. Sie war außerdem bis vor drei Jahren ein Mann gewesen. Der Tourist aus Iowa bemerkte es nicht, oder wenn doch, dann machte es ihn

an. Jedenfalls schleckte sein Blick wie eine Zunge über ihren Körper.

Jack meldete sie an und bezahlte für drei Stunden im Voraus.

Drei Stunden, dachte Ricky. Ein alter Furzer wie er? Gott segne ihn.

»Und jetzt amüsiert euch schön«, sagte Ricky und verfiel in einen leichten Südstaatenakzent, nachdem er zu dem Schluss gekommen war, dass Iowa irgendwo dort liegen musste.

Detective Robert Schaeffer hätte der Moderator einer dieser Polizeisendungen auf Fox oder A&E sein können. Er war hoch gewachsen, hatte silbernes Haar und ein angenehmes Gesicht, vielleicht ein wenig zu lang. Er war seit fast zwanzig Jahren Detective beim NYPD.

Schaeffer und sein Partner gingen einen schmutzigen Flur entlang, der nach Schweiß und Desinfektionsmittel roch. Der Partner zeigte auf eine Tür und flüsterte: »Da ist es.« Er zog eine Art elektronisches Stethoskop hervor und ließ den Sensor über das billige Holz wandern.

»Hörst du etwas?«, fragte Schaeffer, ebenfalls im Flüsterton.

Joey Bernbaum, der Partner, nickte langsam und hielt einen Finger in die Höhe. Warte.

Dann ein kräftiges Nicken. »Los!«

Schaeffer holte einen Hauptschlüssel aus der Tasche und zog seine Waffe; dann schloss er auf und stieß ins Zimmer.

»Polizei! Keine Bewegung!«

Bernbaum folgte ihm, ebenfalls mit einer Automatik in der Hand.

Die Gesichter der beiden Personen im Raum zeigten gleichermaßen einen Ausdruck des Erschreckens über das plötzliche Eindringen, doch nur im Gesicht des rundlichen, weißen Mannes mittleren Alters, der ohne Hemd auf dem Bett saß,

verwandelte sich der Schreck umgehend in Entsetzen und Qual. Er hatte eine Tätowierung des Marine Corps auf dem fetten Oberarm und war zu seiner Zeit wahrscheinlich ein harter Bursche gewesen, aber jetzt ließ er die blassen Schultern hängen und sah aus, als würde er gleich anfangen zu weinen. »Nein, nein, nein...«

»Oh, Scheiße«, sagte Darla.

»Bleib, wo du bist, Süße. Sei still.«

»Wie zum Teufel habt ihr mich gefunden? Hat mich der kleine Scheißer unten am Empfang verpiffen? Ich weiß es. Nächstes Mal, wenn ich den Jungen sehe, pisse ich auf ihn. Ich...«

»Du wirst gar nichts tun, außer die Klappe halten«, fuhr sie Bernbaum an.

»Mannomann.« Darla warf ihm einen vernichtenden Blick zu. Er lachte nur und legte ihr Handschellen an.

Schaeffer steckte seine Waffe weg und sagte zu dem Mann: »Kann ich einen Ausweis sehen?«

»Ach, bitte, Officer, hören Sie, ich...«

»Einen Ausweis«, wiederholte Schaeffer. Er war höflich, wie immer. Mit einer Dienstmarke in der Tasche und einer fetten Pistole an der Hüfte konnte man sich gute Umgangsformen leisten.

Der Mann fummelte seine dicke Brieftasche aus der Hose und gab sie dem Beamten, der aus dem Führerschein las. »Mr. Shelby, ist das Ihre aktuelle Adresse? In Des Moines?«

»Ja, Sir«, antwortete der Mann mit zittriger Stimme.

»Nun gut, ich verhafte Sie hiermit wegen Förderung der Prostitution.« Er nahm die Handschellen vom Gürtel.

»Ich habe nichts Ungesetzliches getan. Es war... das ist eine rein private Verabredung.«

»Tatsächlich? Und was ist das dann?« Der Detective hob ein Bündel Geld auf, das auf dem schiefen Nachttisch lag. Vierhundert Dollar.

»Ich... Ich wollte nur...«

Der alte Knabe überlegte fieberhaft, das war deutlich zu sehen. Schaeffer fragte sich, welche Ausrede ihm einfallen würde. Er kannte sie alle.

»Ich wollte nur was zu essen und zu trinken kommen lassen.«

Die war neu. Schaeffer strengte sich an, nicht zu lachen. Wenn man in dieser Gegend vierhundert Dollar für Essen und Trinken ausgab, konnte man die halbe Straße zu einer Party einladen.

»Hat er dich für Sex bezahlt?«, fragte Schaeffer Darla. Sie verzog das Gesicht.

»Du weißt, was passiert, wenn du mich anlügst, Schätzchen. Wenn du ehrlich bist, leg ich ein gutes Wort für dich ein.«

»Du bist so ein Arsch«, fuhr sie ihn an. »Also gut, wenn du's unbedingt wissen willst, er hat für eine Nummer mit allem Drum und Dran bezahlt.«

»Nein...«, versuchte Shelby weiter zu protestieren, aber dann gab er es auf und sank noch mehr in sich zusammen. »Großer Gott, was mache ich nur? Meine Frau überlebt das nicht... und die Kinder...« Er sah mit panischem Blick auf. »Werde ich ins Gefängnis müssen?«

»Das entscheidet das Gericht.«

»Warum hab ich das nur getan?«, jammerte er.

Schaeffer betrachtete ihn eingehend. »Bring sie nach unten«, sagte er schließlich zu seinem Partner.

»Hey, du Fettarsch, lass bloß deine vedammten Wichsgriffel von mir.«

Bernbaum lachte wieder. »Soll das heißen, du bist nicht mehr meine kleine Freundin?« Er packte sie am Arm und führte sie aus dem Raum. Die Tür fiel zu.

»Schauen Sie, Detective, es ist ja nicht so, als hätte ich jemanden übrfallen. Es war harmlos. Keine Opfer, verstehen Sie?«

»Es ist trotzdem eine Straftat. Und wissen Sie nicht über Aids oder Hepatitis Beschaid?«

Shelby blickte wieder zu Boden. Er nickte. »Doch«, flüsterte er.

Schaeffer hielt weiter die Handschellen in der Hand und musterte den Mann sorgfältig. Er setzte sich auf einen knarrenden Stuhl.

»Wie oft kommen Sie in die Stadt?«

»Nach New York?«

»Ja.«

»Einmal im Jahr, wenn ich eine Konferenz oder eine Versammlung habe. Ich genieße es jedes Mal. Sie wissen ja, wie es heißt: ›New York ist eine Reise wert‹. Er brach ab, vielleicht weil er dachte, der Rest des alten Spruchs – »... aber kein Ort, an dem man leben möchte« – könnte den Beamten beleidigen.

»Dann sind Sie jetzt also bei einer Konferenz?«, fragte Schaeffer. Er zog das Namensschild aus der Tasche des Mannes und las es.

»Ja, Sir. Es ist unsere jährliche Messe. Im Javits. Gartenmöbelhersteller.«

»Das ist Ihre Branche?«

»Ich besitze ein Großhandelsunternehmen in Iowa.«

»Ach ja? Ein erfolgreiches?«

»Die Nummer eins im Staat. In der ganzen Region sogar.« Er sagte es traurig, nicht stolz; wahrscheinlich dachte er daran, wie viele Kunden er verlieren würde, wenn sich seine Verhaftung herumspräche.

Schaeffer nickte bedächtig. Schließlich steckte er die Handschellen weg.

Shelbys Augen wurden schmal, als er das sah.

»Haben Sie so etwas schon mal gemacht?«

Ein Zögern. Er beschloss, nicht zu lügen. »Ja.«

»Aber ich habe das Gefühl, Sie werden es nicht noch einmal tun.«

»Niemals. Ich verspreche es. Ich habe meine Lektion gelernt.«

Es gab eine lange Pause.

»Stehen Sie auf.«

Shelby blinzelte, dann tat er wie befohlen. Er runzelte die Stirn, als der Polizist seine Jacke und die Hose abklopfte. Da der Mann kein Hemd trug, war sich Schaeffer zu neunundneunzig Prozent sicher, dass er sauber war, aber er musste absolut sicher sein, dass sie nicht abgehört wurden.

Der Detective deutete mit einem Nicken zum Stuhl, und Shelby setzte sich. Die Augen des Geschäftsmannes verrieten, dass ihm nun langsam dämmerte, was hier gespielt wurde.

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag«, sagte Schaeffer.

»Einen Vorschlag?«

Der Beamte nickte. »Okay. Ich bin überzeugt, dass Sie es nicht wieder tun werden.«

»Niemals.«

»Ich könnte Sie mit einer Verwarnung davonkommen lassen. Aber das Problem ist, dass die Sache bereits gemeldet wurde.«

»Gemeldet?«

»Ein Beamter von der Sitte hat Sie zufällig mit Darla ins Hotel gehen sehen – sie ist eine gute alte Bekannte. Er hat es gemeldet, und man hat mich losgeschickt. Der Zwischenfall ist bereits schriftlich festgehalten.«

»Mit meinem Namen?«

»Nein, bisher laufen Sie noch als John Doe. Aber es gibt einen Bericht. Ich könnte ihn verschwinden lassen, aber es wäre ein ziemlicher Aufwand und sehr riskant.«

Shelby seufzte, verzog das Gesicht und gab ein erstes Gebot ab.

Es war keine sehr spannende Auktion. Shelby spuckte immer neue Zahlen aus, und Schaeffer stieß jedes Mal den Daumen nach oben. Mehr, mehr... Als der am Boden zerstörte

Mann schließlich bei hundertfünfzigtausend Dollar angelangt war, nickte Schaeffer.

»Großer Gott.«

Als T. G. und Ricky Kelleher angerufen hatten, um zu sagen, dass sie einen Touristen gefunden hatten, den sie hereinlegen konnten, hatte Ricky gemeint, es könnte in einen sechststelligen Bereich gehen. Das lag so weit über dem Niveau der beiden irischen Blödmänner, dass Schaeffer lachen musste. Aber das musste er der kleinen Null lassen, er hatte sich tatsächlich ein Opfer mit richtig Geld ausgesucht.

»Kann ich Ihnen einen Scheck ausstellen?«, fragte Shelby niedergeschlagen.

Schaeffer lachte.

»Okay, okay... aber ich brauche ein paar Stunden.«

»Heute Abend. Um acht.« Sie vereinbarten einen Treffpunkt. »Ich behalte Ihren Führerschein. Und das Beweismaterial.« Er hob das Geld vom Tisch auf. »Falls Sie versuchen, 'ne Fliege zu machen, stelle ich einen Haftbefehl aus und schicke ihn auch nach Des Moines. Die überstellen Sie, und *dann* ist es ein ernsthaftes Vergehen. Dann wandern Sie wirklich in den Knast.«

»O nein. Ich besorge das Geld. Jeden Penny.« Shelby kleidete sich eilig an.

»Gehen Sie hinten zum Lieferantenausgang hinaus. Ich weiß nicht, wo dieser Beamte von der Sitte ist.«

Der Tourist nickte und huschte aus der Tür.

Unten in der Lobby rauchten Bernbaum und Darla gerade eine Zigarette neben dem Aufzug, als der Detective zu ihnen stieß.

»Wo is meine Kohle?«, fragte die Nutte.

Schaeffer gab ihr zweihundert aus dem konfiszierten Geld. Den Rest teilten er und Bernbaum, hundertfünfzig für Schaeffer, fünfzig für seinen Partner.

»Und, nimmst du dir jetzt den Nachmittag frei, Schätzchen?«, fragte Bernbaum.

»Was? Herrgott, nein, ich muss arbeiten.« Sie warf einen Blick auf das Geld, das ihr Schaeffer gegeben hatte. »Zumindest bis ihr Arschlöcher mir fürs Nicht-Ficken genauso viel zahlt wie ich fürs Ficken kriege.«

Schaeffer stieß die Tür zu Mack's Bar auf, sein plötzliches Auftauchen änderte schlagartig den Verlauf von wenigstens der Hälfte aller Gespräche im Raum. Er mochte ein korrupter Bulle sein, sicher, aber er war eben immer noch ein Bulle, und die Unterhaltung verlagerte sich sofort von krummen Geschäften, Betrugereien und Drogen zu Sport, Frauen und Jobs. Schaeffer lachte und marschierte quer durch den Raum. Er ließ sich in einen leeren Stuhl an dem vernarbten Tisch fallen und murmelte T. G. zu: »Bestell mir ein Bier.« Wobei Schaeffer ungefähr der einzige Mensch im Universum war, der sich das erlauben durfte.

Als das Bier kam, stieß er mit Ricky an. »Du hast uns einen guten Fang machen lassen. Er war mit hundertfünfzig einverstanden.«

»Kein Scheiß?«, fragte T. G. und zog eine rote Augenbraue hoch. (Schaeffer würde davon die Hälfte bekommen, den Rest teilten Ricky und T. G. zu gleichen Teilen unter sich auf.)

»Wo kriegt er es her?«, fragte T. G.

»Keine Ahnung. Sein Problem.«

Ricky kniff die Augen zusammen. »Moment. Ich will die Uhr auch noch.«

»Die Uhr?«

»Von dem Alten. Er hatte eine Rolex. Die will ich.«

Schaeffer hatte ein Dutzend Rolexuhren zu Hause, die er Opfern und Verdächtigen im Lauf der Jahre abgenommen hatte. Er brauchte nicht noch eine. »Wenn du die Uhr willst, wird er sie dir geben. Dem geht es nur darum, dass seine Frau und seine Maisbauernkunden nicht erfahren, womit er sich hier die Zeit vertrieben hat.«

»Moment mal«, fauchte T. G. »Wenn hier jemand die Uhr kriegt, dann ich.«

»Kommt nicht in Frage. Ich hab sie zuerst gesehen. Und ich hab ihn aufgegabelt.«

»Meine Uhr«, unterbrach ihn der fette Ire. »Vielleicht hat er'ne Geldklammer oder was, die kannst du haben. Aber ich krieg die verdammte Rolex.«

»Kein Mensch hat mehr Geldklammern«, argumentierte Ricky. »Außerdem will ich gar keine.«

»Hör zu, kleiner Lime Ricky«, knurrte T. G. »Sie gehört mir. Verstanden?«

»Herrgott noch mal, ihr zwei seid wie die Kinder«, sagte Schaeffer und schüttete sein Bier hinunter. »Wir treffen ihn heute Abend um acht gegenüber von Pier sechsundvierzig.« Die drei Männer zogen dieselbe Masche oder Variationen davon nun schon seit einer Reihe von Jahren ab, aber sie trauten einander immer noch nicht. Deshalb gingen sie jedes Mal alle zusammen das Geld abholen.

Schaeffer trank sein Bier aus. »Bis später, Jungs.«

Nachdem der Detective fort war, sahen sie ein paar Minuten dem Spiel zu, wobei T. G. ein paar Leute zum Wetten nötigte, obwohl das Spiel im letzten Viertel war und Chicago unmöglich noch aufholen konnte. Schließlich sagte Ricky: »Ich geh noch kurz raus.«

»Bin ich jetzt dein Babysitter oder was? Wenn du gehen willst, dann geh, verdammt noch mal.« T. G. ließ es allerdings trotzdem so klingen, als sei Ricky ein totaler Idiot, weil er das Ende eines Spiels versäumte, das nur noch acht Minuten dauerte.

Genau in dem Moment, in dem Ricky die Tür erreichte, rief T. G. laut: »Hey, Lime Ricky. Meine Rolex – ist das eine goldene?«

Einfach nur, um gemein zu sein.

Bob Schaeffer war in seiner Jugend Streife gegangen. Er hatte hundert Verbrechen untersucht, er hatte tausend Gaunereien in Manhattan und Brooklyn begangen. All das bedeutete, er hatte gelernt, wie man auf der Straße am Leben blieb.

Jetzt spürte er eine Gefahr.

Er war auf dem Weg, um ein wenig Kokain von einem Jungen abzustauben, der das Zeug über einen Zeitungskiosk an der 9th Avenue und 55th Street vertrieb, und er merkte, dass er seit sechs, sieben Minuten dieselben Schritte hinter sich hörte. Ein merkwürdiges Scharren. Jemand verfolgte ihn. Er blieb stehen, um sich in einem Eingang eine Zigarette anzuzünden, und betrachtete das Spiegelbild in einem Schaufenster. Tatsächlich sah er einen Mann in einem billigen grauen Anzug und mit Handschuhen etwa zehn Meter hinter sich. Der Typ blieb kurz stehen und tat, als würde er eine Schaufensterauslage ansehen.

Schaeffer kannte den Kerl nicht. Er hatte sich im Lauf der Jahre eine Menge Feinde gemacht. Die Tatsache, dass er ein Bulle war, bot ihm zwar einen gewissen Schutz – es ist selbst dann riskant, einen niederzuschießen, wenn es sich um einen betrügerischen Polizisten handelt -, aber es liefen jede Menge Verrückte herum.

Er ging weiter. Der Eigentümer der scharrenden Schuhe setzte seine Verfolgung fort. Ein Blick in den Rückspiegel eines geparkten Autos verriet Schaeffer, dass der Mann näher kam, aber er hatte die Hände an den Seiten und griff nicht nach einer Waffe. Schaeffer holte sein Handy hervor und tat, als würde er telefonieren, damit er einen Vorwand hatte, langsamer zu werden, ohne den Kerl misstrauisch zu machen. Die andere Hand ließ er langsam in sein Sakko gleiten, wo sie den Griff der chromverkleideten SIG-Sauer- 9mm-Pistole berührte.

Diesmal bremste der Kerl nicht ab.

Schaeffer setzte dazu an, die Waffe zu ziehen.

»Detective, würden Sie bitte das Handy ausmachen?«, ertönte es in diesem Moment.

Schaeffer drehte sich um und blinzelte. Der Verfolger streckte ihm eine Dienstmarke des NYPD entgegen.

Was zum Teufel ist hier los?, dachte Schaeffer. Er entspannte sich, wenn auch nur wenig. Klappte das Handy zu und steckte es in die Tasche. Ließ die Waffe los.

»Wer sind Sie?«

Der Mann betrachtete Schaeffer kühl und ließ ihn einen Blick auf den Ausweis neben der Marke werfen.

Scheiße, dachte Schaeffer. Der Kerl war von der Abteilung Internal Affairs – die Jungs, die Jagd auf korrupte Polizisten machten.

Dennoch blieb er in der Offensive. »Was fällt Ihnen ein, mir zu folgen?«

»Ich würde Ihnen gern ein paar Fragen stellen.«

»Worum geht es?«

»Um eine Untersuchung, die wir durchführen.«

»Hallo«, sagte Schaeffer in sarkastischem Ton. »Das dachte ich mir beinahe schon. Wie wär's mit ein paar Einzelheiten?«

»Wir prüfen Ihre Verbindungen zu gewissen Individuen.«

»Gewisse Individuen«. Wissen Sie, man muss als Polizist nicht so daherreden.«

Keine Reaktion.

Schaeffer zuckte die Achseln. »Ich habe zu einer Menge Leute ›Verbindungen‹. Vielleicht denken Sie an meine Informanten. Mit denen sitze ich natürlich zusammen. Sie versorgen mich mit nützlichen Informationen.«

»Tja, wir glauben, es gibt da noch andere Dinge, mit denen die Sie versorgen. *Wertvolle* Dinge.« Er blickte auf Schaeffers Hüfte. »Ich muss Sie um Ihre Waffe bitten.«

»Sie können mich mal.«

»Ich versuche, nicht viel Wind um die Sache zu machen. Aber wenn Sie nicht kooperieren, melde ich es, und wir bringen Sie in die Zentrale. Dann wird alles öffentlich.«

Endlich begriff Schaeffer. Es war eine Erpressung – nur war er diesmal derjenige, der erpresst wurde. Und er wurde ausgerechnet von der Innenrevision ausgenommen. Das war ja fast schon wieder komisch, dass die Jungs ebenfalls die Hand aufhielten.

Schaeffer rückte seine Waffe heraus.

»Gehen wir irgendwohin, wo wir uns ungestört unterhalten können.«

Schaeffer fragte sich, wie viel es ihn kosten würde.

»Reden Sie«, sagte er. »Ich habe ein Recht, zu wissen, worum es hier geht. Falls Ihnen jemand erzählt hat, dass ich Schmiergeld kassiere, dann ist das Quatsch. Da versucht jemand zu tricksen.« Er war nicht so aufgebracht, wie er klang. Das gehörte bereits zu den Verhandlungen.

»Gehen Sie weiter«, sagte der Beamte von Internal Affairs nur. »Hier lang.« Er zündete sich eine Zigarette an und streckte Schaeffer die Packung entgegen. Der nahm sich eine, und der Typ gab ihm Feuer.

Schaeffer erstarrte. Er blinzelte und schaute erschrocken auf die Streichhölzer. *McDougall's Tavern* stand auf ihnen – der offizielle Name von Mack's, der Kneipe, in der T. G. immer herumhing. Er sah dem Kerl in die Augen, die dieser vor Schreck über seinen Fehler weit aufgerissen hatte. Himmel, das war gar kein Polizist. Der Ausweis und die Marke waren gefälscht. Es war ein Killer, der für T. G. arbeitete; T. G. wollte ihn umlegen und die gesamten hundertfünfzig Riesen von dem Touristen kassieren.

»Scheiße«, murmelte der falsche Polizist. Er riss einen Revolver aus der Tasche und schob Schaeffer in eine Gasse.

»Hör zu, Kumpel«, flüsterte Schaeffer, »ich habe ziemlich viel Kohle. Was immer die dir zahlen, ich...«

»Halt's Maul.« Der Kerl tauschte seine Waffe gegen Schaeffers Pistole aus und stieß ihm das mächtige Chromding an den Hals. Dann zog der falsche Polizist einen Zettel aus seiner Tasche und stopfte ihn in die Jacke des Detectives. Er

beugte sich vor und flüsterte: »Folgende Nachricht, Arschloch: Seit Jahren plant T. G. immer alles, macht die ganze Arbeit, und du steckst die Hälfte des Geldes ein. Du hast den Falschen verscheißert.«

»Das ist doch Unsinn«, rief Schaeffer verzweifelt. »Er braucht mich! Ohne einen Bullen könnte er das alles nicht durchziehen. Bitte...«

»Mach's gut.« Der Mann setzte die Waffe an Schaeffers Schläfe.

»Tu's nicht! Bitte, Mann, nein!«

In diesem Moment ertönte ein Schrei vom Eingang der Gasse. »O mein Gott!« Eine Frau mittleren Alters stand wenige Meter entfernt und starrte den Mann mit der Pistole an. Sie schlug die Hand vor den Mund. »Jemand soll die Polizei rufen!«

Der Killer war auf die Frau konzentriert. Schaeffer stieß ihn an eine Ziegelwand, und ehe er sich gefangen hatte und schießen konnte, spurtete der Detective schon die Gasse entlang. Er hörte, wie der Mann »Verdammt!« rief und ihm nachsetzte. Aber Hell's Kitchen war Bob Schaeffers Jagdrevier, und nach fünf Minuten war der Detective durch Dutzende von Gassen und Seitenstraßen gerannt und hatte den Killer abgehängt. Als er wieder in einer größeren Straße war, blieb er stehen, zog seine Reservepistole aus der Halterung über dem Knöchel und ließ sie in seine Sakkotasche gleiten. Er hörte Papier knistern – der Zettel, den ihm der falsche Polizist untergeschoben hatte. Es war ein gefälschter Abschiedsbrief, in dem Schaeffer gestand, dass er seit Jahren illegal Geld kassierte und behauptete, die Schuldgefühle nicht mehr zu ertragen. Er müsse allem ein Ende setzen.

Nun, dachte er, das stimmt teilweise.

Einer Sache würde er verdammt noch mal wirklich ein Ende setzen.

Schaeffer stand rauchend im Halbdunkel einer Gasse hinter Mack's; er musste eine Viertelstunde warten, bis T. G. Reilly auftauchte. Der dicke Mann, der sich schwerfällig wie ein Bär bewegte, war allein. Er sah sich um, ohne den Polizisten zu bemerken, und wandte sich nach Westen.

Schaeffer gab ihm einen halben Block Vorsprung und folgte ihm dann.

Er blieb auf Abstand, aber als die Straße menschenleer war, zog er Handschuhe an und fischte die Pistole aus der Tasche, die er gerade aus seinem Schreibtisch geholt hatte. Er hatte sie vor Jahren auf der Straße gekauft – eine kalte Waffe, ohne Registrierungsnummer auf dem Rahmen. Er hielt sie fest umklammert und überbrückte rasch die Entfernung zu dem mächtigen Iren.

Der Fehler, den viele Leute machen, wenn sie jemanden umlegen wollen, ist, dass sie das Gefühl haben, sie müssten noch etwas zu ihrem Opfer sagen. Schaeffer erinnerte sich an einen alten Western, wo dieser Junge den Revolverhelden stellt, der seinen Vater erschossen hat. Der Junge richtet eine Waffe auf ihn und erklärt, wieso er gleich sterben wird – du hast meinen Vater getötet, bla, bla, bla -, und der Revolverheld setzt diese gelangweilte Miene auf, zieht eine versteckte Pistole und bläst den Jungen um. Er schaut auf die Leiche hinunter und sagt: »Nicht reden. Schießen.«

Und genau das tat Robert Schaeffer jetzt.

T. G. musste etwas gehört haben. Er machte Anstalten, sich umzudrehen. Doch ehe er den Detective auch nur zu Gesicht bekam, feuerte der schon zwei Kugeln in den Hinterkopf des Dicken. T. G. fiel um wie ein Sandsack. Schaeffer warf die Waffe auf den Gehsteig – er hatte sie nie mit bloßen Händen angefasst -, hielt den Kopf gesenkt und ging direkt an ihm vorbei bis zur 10th Avenue, wo er nach Norden abbog.

Nicht reden. Schießen.

Amen ...

Ein Blick genügte.

Nach einem Blick in Ricky Kellehers Augen kam Schaeffer zu dem Schluss, dass er nicht in den Mordversuch eingeweiht gewesen war.

Der kleine, doofe Typ mit dem verdreckten Haar und einem hochnäsigen Gesicht marschierte auf die Stelle zu, wo Schaeffer an der Wand lehnte, die Hand in der Manteltasche an seiner neuen Automatik. Aber der Loser blinzelte nicht, zeigte nicht die Spur von Überraschung, dass der Polizist noch lebte. Nach jahrelanger Erfahrung mit Verdächtigen folgerte der Detective deshalb, dass das kleine Arschloch nichts von T. G.s Versuch, ihn zu beseitigen, gewusst hatte.

Ricky nickte. »Hi.« Er sah sich um. »Wo bleibt T. G.? Er sagte, er würde schon früher hier sein.«

Schaeffer runzelte die Stirn. »Hast du es nicht gehört?«, fragte er.

»Gehört? Was?«

»Himmel, du weißt es wirklich nicht. Jemand hat ihn umgelegt.«

»T. G.?«

»Ja.«

Ricky starrte nur vor sich hin und schüttelte den Kopf. »Das gibt's doch nicht. Nein, ich hab nichts davon gehört.«

»Ist gerade erst passiert.«

»Allmächtiger«, flüsterte der kleine Mann. »Wer war es?«

»Das weiß man noch nicht.«

»Vielleicht dieser Nigger.«

»Wer?«

»Ein Nigger aus Buffalo. Oder Albany. Ich weiß nicht.« Dann flüsterte er: »Tot? Ich kann es nicht glauben. Sonst noch jemand aus seiner Truppe?«

»Nur er selbst, glaub ich.«

Schaeffer betrachtete den hageren Burschen. Gut, er sah wirklich aus, als könnte er es nicht glauben. Die Wahrheit war aber auch, dass es ihm nicht viel auszumachen schien. Was

verständlich war. T. G. war wohl kaum Rickys Freund gewesen, er hatte den armen Schlucker nur immer tyrannisiert.

Abgesehen davon neigten die Lebenden in Hell's Kitchen dazu, die Toten zu vergessen, ehe ihre Körper kalt waren.

Wie zum Beweis sagte Ricky nun: »Und wie wirkt sich das auf unsere, Sie wissen schon... Vereinbarung aus?«

»Überhaupt nicht, was mich angeht.«

»Ich werde aber mehr wollen.«

»Ich kann bis zu einem Drittel gehen.«

»Scheiß auf ein Drittel. Ich will die Hälfte.«

»Kann ich nicht machen. Es ist jetzt riskanter für mich.«

»Riskanter? Wieso?«

»Es wird eine Ermittlung geben. Irgendwer könnte bei T. G. etwas finden, was zu mir führt. Ich muss mehr Hände schmieren.« Schaeffer zuckte die Achseln. »Oder du suchst dir einen anderen Bullen, mit dem du arbeiten kannst.«

Als gäbe es in den Gelben Seiten eine Rubrik: »Polizisten, korrupte«.

»Lass ein paar Monate vergehen, bis sich alles beruhigt hat, dann kann ich noch um ein paar Prozentpunkte nach oben gehen.«

»Auf vierzig?«

»Ja, auf vierzig.«

»Kann ich die Rolex haben?«, fragte der kleine Mann.

»Die von dem Kerl heute Abend?«

»Ja.«

»Die willst du wohl unbedingt, was?«

»Ja.«

»Okay, sie gehört dir.«

Ricky blickte auf den Fluss hinaus. Schaeffer glaubte, ein schwaches Lächeln über sein Gesicht huschen zu sehen.

Sie standen einige Minuten schweigend da, und genau pünktlich erschien Shelby, der Tourist. Er sah verängstigt aus, gekränkt und wütend, und es war sicher nicht so einfach, das alles gleichzeitig in einen Gesichtsausdruck zu packen.

»Ich habe es«, flüsterte er. Er hielt nichts in den Händen – keinen Aktenkoffer oder eine Tasche –, aber Schaeffer kassierte schon lange Prozente und Schmiergelder und wusste, dass ein Haufen Geld in einem sehr kleinen Umschlag Platz hatte.

Und genau so einen zog Shelby nun hervor. Der Tourist steckte ihn mit grimmiger Miene Schaeffer zu, der die Scheine sorgfältig zählte.

»Die Uhr auch.« Ricky deutete gierig auf das Handgelenk des Mannes.

»Meine Uhr?« Shelby zögerte, dann verzog er das Gesicht und gab sie dem dünnen Mann.

Schaeffer gab dem Touristen seinen Führerschein zurück. Shelby steckte ihn rasch ein, dann eilte er in östlicher Richtung fort, ohne Frage auf der Suche nach einem Taxi, das ihn auf schnellstem Weg zum Flughafen brachte.

Der Detective lachte in sich hinein. Vielleicht war New York ja doch nicht immer eine Reise wert.

Die beiden Männer teilten das Geld auf. Ricky streifte sich die Rolex über das Handgelenk, aber das metallene Armband war zu groß, und sie baumelte komisch an seinem Arm. »Ich lass es nachstellen«, sagte er und steckte die Uhr in die Tasche. »Man kann sie kürzer machen, keine große Sache.«

Sie beschlossen, bei einem Drink zu feiern, und Ricky schlug Hanny's vor, da er dort noch jemanden treffen wollte.

Als sie über die Avenue liefen, die blaugrau im Abendlicht lag, warf Ricky einen Blick auf den friedlichen Hudson River. »Sehen Sie mal.«

Eine große Yacht glitt ruhig auf dem dunklen Wasser nach Süden.

»Nett«, sagte Schaeffer und bewunderte das schön geschnittene Boot.

»Wie kommt es, dass Sie kein Interesse hatten?«

»An was?«

»An dem Boots-Deal.«

»Hä?«

»Von dem Ihnen T. G. erzählt hat. Er sagte, Sie würden passen.«

»Wovon zum Teufel redest du?«

»Von der Geschichte mit den Booten. Mit diesem Typ aus Florida.«

»Er hat nie ein Wort davon zu mir gesagt.«

»Dieses Arschloch.« Ricky schüttelte den Kopf. »Vor ein paar Tagen hing so ein Kerl bei Hanny's herum. Das ist der, den ich jetzt treffen will. Er hat Verbindungen nach Florida. Seine Leute klauen diese konfiszierten Boote aus dem behördlichen Liegeplatz, bevor sie registriert sind.«

»Von der DEA?«

»Ja. Und der Küstenwache.«

Schaeffer nickte, beeindruckt von dem Plan. »Sie verschwinden, *bevor* sie registriert sind. Verdammt clever.«

»Ich überlege, ob ich eins kaufen soll. Der Typ sagt, ich zahle ihm meinetwegen zwanzig Riesen und kriege ein Boot dafür, das dreimal so viel wert ist. Ich dachte, Sie wären interessiert.«

»Ja, ich wäre interessiert.« Bob Schaeffer besaß eine Reihe kleinerer Boote. Er hatte immer ein richtig schmuckes gewollt. »Hat er auch was Größeres?«, fragte er.

»Ich glaub, er hat gerade ein Zwanzig-Meter-Boot verkauft. Ich hab's unten im Battery Park gesehen. War nett.«

»Zwanzig Meter? Das kostet ja eine Million.«

»Er sagt, es ist seinen Käufer nur auf zweihunderttausend oder so gekommen.«

»Mann. T. G., dieses Arschloch! Er hat nie ein Wort gesagt.« Schaeffer empfand zumindest einen gewissen Trost, weil der Penner nie mehr ein Wort zu *irgendwem* sagen würde.

Sie betraten Hanrahan's Bar. Wie üblich war sie so gut wie leer. Ricky schaute sich um. Der Bootstyp war anscheinend noch nicht da.

Sie bestellten Boilermaker. Stießen an, tranken.

Ricky erzählte dem alten Barkeeper gerade, dass man T. G. umgelegt hatte, als Schaeffers Handy läutete.

»Schaeffer hier.«

»Hier spricht Malone vom Morddezernat. Haben Sie von dem Mord an T. G. Reilly gehört?«

»Ja. Wie sieht es aus damit? Schon irgendwelche Spuren?« Schaeffers Herz hämmerte schnell, er senkte den Kopf und lauschte sehr aufmerksam.

»Nicht viele. Aber wir haben da was gehört und hoffen, Sie können uns weiterhelfen. Sie kennen sich in dem Viertel aus, oder?«

»Ziemlich gut, ja.«

»Sieht aus, als würde einer von T. G.s Jungs sein eigenes Ding durchziehen. Geht um richtig viel Kohle dabei, sechsstellige Summen. Wir wissen nicht, ob es einen Zusammenhang mit dem Mord gibt, aber wir würden gern mit ihm reden. Er heißt Ricky Kelleher. Kennen Sie ihn?«

Schaeffer blickte zu Ricky, der anderthalb Meter entfernt saß. »Kann sein. Was für ein Ding?«

»Dieser Kelleher arbeitet mit jemandem aus Florida zusammen. Die beiden haben sich einen ziemlich schlaunen Plan ausgedacht. Sie verkaufen irgendeinem Loser ein konfisziertes Boot, nur die Sache ist die, es gibt gar kein Boot. Es ist alles nur ein Schwindel. Wenn es dann Zeit wird, zu liefern, erzählen sie dem armen Kerl, dass das FBI gerade eine Razzia bei ihnen gemacht hat. Er soll sein Geld lieber vergessen, den Mund halten und für eine Weile abtauchen.«

Dieses gottverdammte kleine Arschloch... Schaeffers Hand begann vor Wut zu zittern, als er Ricky ansah. »Ich hab ihn eine Weile nicht gesehen«, sagte er zu dem Beamten vom Morddezernat. »Aber ich hör mich mal um.«

»Danke.«

Er legte auf und ging zu Ricky, der inzwischen sein zweites Bier mit Whiskey in Arbeit hatte.

»Wann wollte der Kerl hier sein?«, fragte Schaeffer beiläufig. »Der mit den Booten?«

»Müsste jeden Moment kommen«, antwortete der kleine Ganove.

Schaeffer nickte und trank von seinem eigenen Bier. Dann senkte er den Kopf und flüsterte: »Dieser Anruf, den ich gerade bekommen habe – ich weiß ja nicht, ob du interessiert bist, aber das war mein Lieferant. Er hat gerade eine Ladung aus Mexiko bekommen. Ich treffe ihn in ein paar Minuten draußen in der Gasse. Es ist richtig gutes Zeug. Er gibt es uns zum Einkaufspreis. Hast du Interesse?«

»Scheiße, ja«, sagte Ricky.

Die Männer gingen durch die Hintertür auf die Gasse hinaus. Schaeffer ließ den kleinen Iren vorangehen und ermahnte sich, unbedingt das restliche Schmiergeld aus seiner Tasche zu nehmen, nachdem er ihn erwürgt haben würde.

Ach ja, und die Uhr auch. Der Detective entschied, dass man eigentlich nie zu viele Rolexuhren haben konnte.

Detective Robert Schaeffer ließ sich einen großen Mokka vor dem Starbucks auf der 9th Avenue schmecken. Er saß in einem nicht allzu bequemen Metallstuhl und fragte sich, ob es einer von der Art war, die Freiluftmöbelkönig Shelby an seine Bauernkundschaft verkaufte.

»Hallo«, sprach ihn eine männliche Stimme an.

Schaeffer sah zu einem Mann am Tisch neben ihm hinüber. Er kam ihm vage bekannt vor, und obwohl er ihn nicht genau unterbringen konnte, grüßte er lächelnd.

Doch dann traf ihn die Erkenntnis wie ein Kübel Eiswasser, und der Atem stockte ihm. Es war der falsche Polizist von Internal Affairs, der Kerl, den T. G. auf ihn angesetzt hatte.

Großer Gott.

Der Mann hatte die rechte Hand in einer Papiertüte, in der sich zweifellos eine Pistole befand.

Schaeffer erstarrte.

»Nur die Ruhe«, sagte der Mann und lachte über Schaeffers Gesichtsausdruck. Er zog die Hand aus der Tüte. Keine Waffe. Nur ein Rosinenbrötchen, von dem er nun abbiss. »Ich bin nicht das, wofür Sie mich halten.«

»Wer zum Teufel sind Sie dann?«

»Meinen Namen müssen Sie nicht wissen. Ich bin Privatdetektiv. Das genügt. Und nun hören Sie zu, wir haben einen geschäftlichen Vorschlag für Sie.« Der Privatdetektiv hob den Blick und winkte. An Schaeffer gewandt, sagte er: »Ich möchte Ihnen ein paar Leute vorstellen.«

Ein Paar mittleren Alters, ebenfalls mit Kaffeebechern in der Hand, kam ins Freie. Entsetzt erkannte Schaeffer, dass der Mann Shelby war, der Tourist, den sie vor ein paar Tagen aufs Kreuz gelegt hatten. Die Frau an seiner Seite kam ihm ebenfalls vage bekannt vor, aber er brachte sie nicht unter.

»Detective«, sagte der Mann kalt lächelnd.

Der Blick der Frau war ebenfalls kühl, jedoch ohne eine Spur von Lächeln.

»Was wollen Sie?«, fuhr der Polizist den Detektiv an.

»Ich lasse es die beiden erklären.« Er biss herzhaft von seinem Gebäck ab.

Shelby fixierte Schaeffer mit einer aggressiven Selbstsicherheit im Blick, die nichts mehr mit der ängstlichen, niedergeschlagenen Miene zu tun hatte, mit der er neben Darla in dem billigen Hotel gesessen hatte. »Folgendes, Detective: Vor einigen Monaten war mein Sohn mit ein paar Studienfreunden hier auf Urlaub. Er war in einem Club in der Nähe des Broadway tanzen, und Ihre beiden Komplizen T. G. Reilly und Ricky Kelleher haben ihm Drogen in die Tasche geschmuggelt. Dann kamen Sie daher und haben ihn wegen Drogenbesitzes verhaftet. Genau wie Sie es bei mir gemacht haben, erklärten Sie ihm, Sie würden ihn laufen lassen, wenn er Sie bezahlt. Nur dass Michael keine Lust hatte, Sie mit dieser Nummer durchkommen zu lassen. Er verpasste Ihnen ei-

nen Haken und wollte die Notrufnummer wählen. Sie und T. G. Reilly haben ihn jedoch in die Gasse hinausgeschleift und so übel zusammengeschlagen, dass er auf Dauer hirngeschädigt bleiben und jahrelange Behandlung brauchen wird.«

Schaeffer erinnerte sich an den Studenten, ja doch. Sie hatten ihn wirklich böse zugerichtet. Aber er sagte: »Ich weiß nicht, wovon...«

»Psst«, unterbrach ihn der Privatdetektiv. »Die Shelbys haben mich engagiert, damit ich herausfinde, was ihrem Sohn zugestoßen ist. Ich habe zwei Monate in Hell's Kitchen ermittelt und alles in Erfahrung gebracht, was es über Sie und diese beiden Arschlöcher, mit denen Sie gearbeitet haben, zu wissen gibt.« Er nickte dem Paar zu. »Fahren Sie fort.« Der Detektiv biss wieder von seinem Brötchen ab.

»Wir beschlossen, Sie würden bezahlen für das, was Sie getan haben«, fuhr der Ehemann fort. »Nur konnten wir leider nicht zur Polizei gehen – woher sollten wir wissen, wie viele Ihrer Kollegen dort mit Ihnen zusammenarbeiteten? Deshalb haben meine Frau, ich und unser zweiter Sohn – Michaels Bruder – uns etwas ausgedacht. Wir würden euch Drecksäcke die Arbeit für uns tun lassen; ihr würdet euch gegenseitig aus dem Weg räumen.«

»Das ist doch Quatsch. Sie...«

»Halten Sie den Mund, und hören Sie zu«, fuhr ihn die Frau an. Dann erklärte sie weiter. Sie hatten in Hanny's Bar einen Schwindel inszeniert. Der Privatdetektiv tat, als sei er ein Betrüger aus Florida, der gestohlene Boote verkaufte, und ihr älterer Sohn spielte einen jungen Kerl aus Jersey, der um sein Geld geprellt wurde. Das hatte Rickys Aufmerksamkeit geweckt, und er war auf die angebliche Masche mit den Booten angesprungen. »Wir wussten, dass Sie Boote mögen«, sagte die Frau und sah Schaeffer an. »Es war also zu erwarten, dass Ricky versuchen würde, Sie hereinzulegen.«

»Nur dass richtig viel Geld auf dem Tisch liegen musste, damit ihr Nieten einen echten Anreiz hatten, euch gegenseitig übers Ohr zu hauen«, fügte der Ehemann an.

Deshalb ging er in T. G.s Stammkneipe und erkundigte sich nach einer Nutte, da er sich ausrechnete, dass die drei eine Erpressung inszenieren würden.

Er lachte in sich hinein. »Ich habe die ganze Zeit *gehofft*, Sie würden immer weiter nach oben gehen, als Sie mich erpressten. Ich wollte auf jeden Fall eine sechsstellige Summe im Pott haben.«

T. G. war ihr erstes Ziel gewesen. An diesem Nachmittag hatte der Privatdetektiv so getan, als sei er ein Auftragskiller, den T. G. angeheuert hatte, um Schaeffer umzulegen, damit er das ganze Geld allein bekäme.

»Sie!«, flüsterte der Detective plötzlich und starrte die Ehefrau an. »Sie waren die Frau, die geschrien hat.«

»Wir mussten Ihnen die Gelegenheit zur Flucht verschaffen – damit Sie schnurstracks zu T. G. laufen und ihn sich vorknöpfen konnten.«

Du lieber Himmel. Der Mordversuch, der falsche Polizist... Es war alles eine Falle gewesen!

»Dann brachte Ricky Sie zu Hanrahan's, wo er Sie dem Bootshändler aus Florida vorstellen wollte.«

Der Privatdetektiv wischte sich über den Mund und beugte sich vor. »Hallo«, flüsterte er mit tieferer Stimme. »Hier ist Malone vom Morddezernat.«

»Oh, verdammt«, entfuhr es Schaeffer. »Sie haben mir gesteckt, dass mich Ricky hereinlegen wollte. Damit...« Er brach ab.

»Damit Sie ihn ebenfalls erledigen«, flüsterte der Privatdetektiv.

Shelby hatte wieder dieses kalte Lächeln auf dem Gesicht. »Damit waren es zwei Täter weniger. Jetzt ist nur noch einer übrig. Sie.«

»Was haben Sie vor?«, flüsterte Schaeffer.

»Unser Sohn wird jahrelange Behandlung brauchen«, sagte die Frau. »Er wird nie vollständig genesen.«

Schaeffer schüttelte den Kopf. »Sie haben Beweise, nehme ich an.«

»Worauf Sie sich verlassen können. Unser älterer Sohn hat vor Mack's auf Sie gewartet, als Sie sich T. G. gekauft haben. Wir haben wirklich hübsche Aufnahmen davon, wie Sie ihn erschießen. Zwei Kugeln in den Kopf. Schlimm, schlimm.«

»Und die Fortsetzung«, sagte der Privatdetektiv. »In der Gasse hinter Hanrahan's. Wo Sie Ricky erwürgt haben. Ach ja«, fügte er hinzu, »und wir haben das Kennzeichen des Lkws, der Rickys Leiche auf die Mülldeponie geschafft hat. Wir sind ihm nach Jersey gefolgt. Wir können einen Haufen äußerst unangenehmer Leute ins Spiel bringen, die nicht sehr glücklich sein werden, dass sie Ihretwegen verpffiffen wurden.«

»Und nur für den Fall, dass Sie nicht schon von allein draufgekommen sind«, sagte Shelby, »wir haben drei Kopien des Bandes gemacht und bei drei verschiedenen Anwälten hinterlegt. Falls einem von uns etwas zustößt, gehen sie sofort damit zur Polizeizentrale.«

»Sie sind selbst nicht viel anders als Mörder«, murmelte Schaeffer. »Sie haben mich dazu benutzt, um zwei Menschen zu töten.«

Shelby lachte. »*Semper Fi*... Ich war bei den Marines, und ich habe in zwei Kriegen gekämpft. Ungeziefer wie Sie umzubringen macht mir nicht das Geringste aus.«

»Also gut«, sagte der Detective und knurrte angewidert. »Was wollen Sie?«

»Sie haben das Ferienhaus auf Fire Island, Sie haben zwei Boote in Oyster Bay liegen, Sie haben...«

»Ich brauche verdammt noch mal keine Inventurliste. Ich will eine Zahl.«

»Im Wesentlichen Ihr gesamtes Nettovermögen. Achthundertsechzigtausend Dollar. Plus meine hundertfünfzigtausend

zurück... Und ich will es nächste Woche. Ach ja, und seine Rechnung zahlen Sie ebenfalls.« Shelby wies mit einem Kopfnicken auf den Privatdetektiv.

»Ich bin gut«, sagte der Mann. »Aber sehr teuer.« Er aß sein Rosinenbrötchen auf und strich die Brösel auf den Gehsteig.

Shelby beugte sich vor. »Und noch etwas: Meine Uhr.«

Schaeffer streifte die Rolex vom Handgelenk und warf sie Shelby zu.

Das Ehepaar erhob sich. »Bis dann, Detective«, sagte der Tourist.

»Ich würde ja gern noch bleiben und mich unterhalten«, sagte Mrs. Shelby. »Aber wir wollen uns ein paar Sehenswürdigkeiten anschauen. Und vor dem Abendessen machen wir dann noch eine Kutschfahrt im Central Park.« Sie hielt inne und blickte auf den Polizisten hinunter. »Es gefällt mir wirklich sehr hier. Es stimmt, was man immer sagt, wissen Sie. New York ist wirklich eine Reise wert.«

Nachwort zu »Angst«

Ich möchte für einen Augenblick mein Dozentensakko anlegen und Sie zum »Einführungskurs Furcht« willkommen heißen, auch bekannt als: »Wie schaffe ich es, dass meinen Lesern die Haare zu Berge stehen?« Dazu werde ich kurz erläutern, wie ich das Moment der Angst in meine Werke einbaue.

Ich bin Krimiautor, kein Philosoph oder Psychiater. Ich beschäftige mich mit Angst nur insoweit, als sie mit dem Erzählen von Geschichten zu tun hat. Ich habe »Angst« geschrieben, um fünf wesentliche Ängste zu illustrieren, die ich regelmäßig in meinen Büchern verwende. Außerdem werde ich einige Regeln nennen, die die Wirkung jener Ängste bei meiner Leserschaft verstärken.

Die erste der fünf ist unsere Furcht vor dem Unbekannten. Während der gesamten Geschichte »Angst« weiß Marissa nie genau, was geschehen wird (und wir Leser ebenfalls nicht). Zu Beginn sagt Antonio: »Es ist eine Überraschung«, und ich erhalte die Unsicherheit, die mit diesem Satz begründet wird, so lange wie möglich aufrecht. Marissa weiß nicht, wohin sie fahren, was die alte Frau gemeint hat, wer Lucia war, was Antonio in dem Haus in Florenz tat, was sich im Weinkeller befindet... Ja, ihr wird – zu spät – klar, dass sie Antonio selbst im Grunde gar nicht kennt.

Die zweite ist die Angst, die wir empfinden, wenn andere Macht über unser Leben ausüben – wenn wir also befürchten, verwundbar zu sein. Marissa ist eine mit allen Wassern gewaschene Geschäftsfrau, intelligent und stark, und doch habe ich ihr alle Mittel genommen. In »Angst« ist Antonio der Fahrer und Marissa nur ein Passagier, wörtlich und im übertragenen Sinn. Am Ende der Geschichte findet sie sich fast nackt in einem abgelegenen Landhaus wieder, ohne Handy oder Waffe, in einer engen Zelle eingeschlossen, vollkommen der Gnade eines Verrückten mit einem Messer ausgeliefert, und niemand weiß, wo sie sich aufhält. Kann man noch verwundbarer sein?

Die dritte Angst ist die vor anderen, die sich selbst nicht in der Gewalt haben. Wenn die Menschen gesellschaftliche Regeln einhalten, fürchten wir uns weniger vor ihnen. Wenn nicht, dann fürchten wir uns mehr. Psychopathen wie Antonio haben keine Kontrolle über ihr eigenes Handeln, deshalb können wir nicht vernünftig mit ihnen reden, und sie werden nicht von Gesetzen und Moral geleitet. Die Furcht ist dann am größten, wenn die Kontrolle bei jemandem fehlt, der uns nahe ist. Ein zufälliger Mörder oder sonstiger Krimineller ist schlimm genug, aber wenn Leute, die wir kennen und die uns nahestehen, anfangen, sich merkwürdig und bedrohlich zu verhalten, sind wir besonders verängstigt. Aus diesem Grund lasse ich meine beiden Figuren ein Liebespaar sein.

Die vierte Angst, die ich einsetze, ist unser eigener Mangel an Selbstbeherrschung. Ich erwähne das unerklärliche Verlangen, sich von einer Brücke oder einer Klippe zu stürzen – ein Drang, den wir alle in der einen oder anderen Weise erlebt haben. Marissa befürchtet, diesem speziellen Impuls nachzugeben, aber in meiner Geschichte benutze ich ihn als Metapher für eine umfassendere Angst von ihr, nämlich in Bezug auf Antonio die Kontrolle über sich zu verlieren. Zusätzlich benötige ich ihr Drogen auf, um ihre Selbstbeherrschung noch weiter zu untergraben.

Die fünfte Angst ist eigentlich eine sehr breit gefasste Kategorie, die ich die Zeichen des Schreckens nenne. Es handelt sich um Bilder (häufig klischeehafte), die uns Angst machen, entweder weil sie von vornherein in unser Gehirn eingeprägt sind oder weil wir gelernt haben, sie zu fürchten. Zu den Zeichen, die ich in dieser Geschichte benutze, gehören

- der Vorbote des Bösen (die alte Frau mit den gelblichen Augen und die Zwillinge in Florenz);
- die religiösen Motive und die gewalttätigen Bilder auf dem Wandteppich, den Marissa beim Kennenlernen der beiden betrachtet hat;
- der Giftring, den Antonio für Marissa gekauft hat;
- die Echos des Bösen, die mit bestimmten Örtlichkeiten in Verbindung stehen (das Ungeheuer von Florenz – ein echter Serienmörder, nebenbei bemerkt – und die fiktiven Foltermorde an der Straße zwischen Florenz und Siena);
- der tote Junge;
- Puppen (tut mir leid, Madame Alexander, aber sie können schlicht und einfach unheimlich sein);
- die isolierte, düstere Szenerie um das Wochenendhaus;
- die fensterlose Zelle;
- Blut;
- verschiedene Phobien (Marissas Klaustrophobie zum Beispiel);
- Dunkelheit;
- das Okkulte (die Blumen und das Kreuz am Bach).

Dies sind nur einige unter Hunderten von Zeichen des Schreckens, mit denen man die Nerven der Leser sirren lassen kann.

Zuletzt möchte ich zwei weitere Regeln erwähnen, die ich beim Erzeugen von Angst berücksichtige:

Erstens, ich verstärke das Erlebnis des Schreckens, indem ich dafür Sorge, dass meine Figuren (und damit meine Leser) etwas Wichtiges zu verlieren haben, falls das drohende Unglück eintritt. Das bedeutet, die Personen in meinen Geschichten – die guten wie die bösen – müssen ausgearbeitet sein und selbst befürchten, ihr Leben zu verlieren oder einen anderen Verlust zu erleiden. Marissa würde sich nicht fürchten, wenn es ihr egal wäre, ob sie überlebt oder stirbt, und der Leser würde sich nicht fürchten, wenn er nicht an ihr als Figur Anteil nähme.

Zweitens behalte ich immer im Auge, dass es meine Aufgabe als Krimiautor ist, bei meinem Publikum Angst zu erzeugen, nicht aber Ekel oder Abscheu, wie es geschieht, wenn es drastische Gemetzel oder, sagen wir, Gewalt gegen Kinder oder Tiere gibt. Die in einem Thriller erzeugte Angst sollte reinigend und belebend sein. Ja, die Leser sollen ruhig feuchte Handflächen bekommen und zögern, nachts das Licht auszumachen, aber am Ende der Fahrt sollen sie unversehrt wieder aus ihrer Geisterbahn aussteigen.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »More Twisted«
bei Simon & Schuster, Inc., New York.
Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2008 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 2006 by Jeffery Deaver
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2008

by Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlagmotiv: Eigenarchiv HildenDesign/R. Popa

UH · Herstellung: Heidrun Nawrot

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
eISBN : 978-3-641-01578-7

www.blanvalet.de

www.randomhouse.de